This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NEDL TRANSFER
HN 1ZL5 G

KD 52979

Geheime Papiere;

von

Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

Vati

Si qua fides, animum si veris implet Apollo
Unum illud tibi, nate dea, praeque omnibus unum
Praedicam; et repetens iterumque iterumque monebo.

Virgil.

STUTTGART,
bei Friedrich Franckh.
1824.

KD 52979

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
APR 5 1955

H.L. Pierce

Je te parle en homme, et sans rien déguiser.

Voltaire.

Vorrede.

Von sich selbst zu sprechen, sey beschwerlich, — sagen Einige; es sey die angenehmste Sache von der Welt, — denken Andere, vielleicht dieselben.

Ehe ich Zeit habe, gründlich zu untersuchen, welcher von beiden Sätzen wahr sey, muß ich von meinen persönlichen Angelegenheiten reden, es möge mir leicht oder lästig seyn.

Der Leser hat ein Recht, zu fragen, warum den nachfolgenden Schriften ein so sonderbarer, als unpassender Titel gegeben wurde? Ich habe zu berichten, welche Veranlassung mich zu dieser Sonderbarkeit verleitete.

Von einem Freunde erhielt ich unlängst ein Schreiben, worin sich folgende Stelle befand: „Nehmen Sie sich in Acht, es sollen Ihre geheimen Papiere in Beschlag genommen werden!"

Dieser gut gemeinte, wiewol in jedem Fall aus Irrthum hervorgegangene Rath, konnte mich nicht zum Schrecken auffordern, sondern mußte mich vielmehr in gute Laune seßen, wie alles, was viel Lärm um nichts ankündigt.

Wem wird es einfallen, geheime Papiere bei mir zu vermuthen?

Allerdings hat jeder Mensch, der vertraut mit der Feder lebt, manchen Bogen beschrieben, ohne daß die Welt davon weiß; aber diese geheimen Gespräche, die ein Autor mit sich selbst führt, stehen weder mit der Neugierde, noch mit den Rechten des Publikums in irgend einer Beziehung: der Verfasser kann sie aufbewahren, er kann sie vernichten, ohne daß irgend Jemand dadurch gekränkt würde.

Wie es aber zu geschehen pflegt: die seltsamste Zumuthung übt einigen Einfluß auf uns. Und so wurde auch ich neugierig, meine von mir schon vergessenen Papiere wieder zu lesen. Ich fand fast in allen die Aeußerung einer durch die Zeitumstände aufgeregten Stimmung, manchen nicht unwürdigen Kampf gegen Thorheiten, den redlichen Wunsch, vor Verirrung zu warnen, bisweilen eine derbe, doch stets harmlose Strafpredigt, einzelne Ausbrüche des Unwillens gegen unleidliche Anmaßung, im Ganzen das wahrscheinlich vergebliche, daher unschuldige Bestreben,

in einer von Leidenschaften aufgeregten Zeit, an die Besonnenheit zu erinnern.

Da ich keinen großen Werth auf diese flüchtig hingeworfenen Bemerkungen setzte, so hätte ich sie ins Feuer geworfen, wäre mir nicht der Rath des Freundes eingefallen, an den ich nicht denken konnte, ohne mit solcher Vernichtung den Anschein von Furcht verbunden zu sehen.

Nun ist aber Furcht, unter allen menschlichen Affekten, der niedrigste, dem sich hinzugeben jeder Mann von Charakter billig Anstand nehmen wird. Ich beschloß also diese Papiere drucken zu lassen; und stelle nun dem Publikum anheim, über ihre Vernichtung abzusprechen. Denn falls sie unter den mir unbekannten Lesern keinen Freund und Vertheidiger finden, so sind sie eben so gewiß vernichtet als fast Alles, was seit einigen Jahren in Deutschland über Politik geschrieben worden ist.

Um meine politischen Ansichten möglichst im Zusammenhange kennbar zu machen, nahm ich einige meiner bereits in deutschen Zeitschriften *) abgedruckten Abhandlungen wieder auf, und fügte neue hinzu. Ich reihte nun diese Schriften, wie sich's fügte, an einander, und da ich sie einmal als meine geheimen Papiere anzusehen mich gewöhnt hatte, so ließ ich ihnen diesen Titel, den

*) Namentlich aus den Allgemeinen politischen Annalen, und aus dem Literarischen Wochenblatt des Herrn Brockhaus.

man entschuldigen wird, und welcher (sollte wirklich daran gedacht worden seyn) jeder zudringlichen Neugierde die Mühe ersparen kann, Eingriffe in die Rechte eines Privatmannes sich zu erlauben.

Nach Jean Paul besteht der Mensch aus Ernst und Spaß. Je nachdem bei dem geneigten Leser die eine oder andere Hälfte dieser Bestandtheile vorherrscht, wird er meine Erklärung des Titels als mehr oder weniger gründlich gelten lassen.

Der Ernsthafte wird noch ernster werden, wenn er an die Möglichkeit denkt, daß die letzte Zuflucht der Philosophen, ihr Schreibtisch, nicht gegen Zudringlichkeit Scham-entwöhnter Polizeidiener gesichert seyn sollte. Ein böses Zeichen der Zeit wird es ihm seyn, wenn selbst Gedanken — denn was sind ungedruckte Schriften, als stille Gedanken? — verfolgt werden können; wenn man den Mann, dem man Gedanken zutraut, als einen Gefährlichen verdächtig machen darf, um, wäre ihm gesetzlich nicht beizukommen, doch die Möglichkeit ihm zu rauben, unter öffentlichem Schutz und unter Anerkennung, seiner Wirksamkeit Ordnung und Folge, seiner Persönlichkeit eine Stütze zu geben. Denn dieß ist die Kunst der Verdächtigmacher, daß sie durch Verbreitung der Bangigkeit ihren Einfluß vermehren, indem sie den Furchtsamen nöthigen, sie allein als die Reinen anzusehen. Wer ist heutzutage geneigt, dem

Verdächtigen, auch wenn man von seiner Unschuld überzeugt wäre, beizustehen; ihm bei der Rechtfertigung zu Hülfe zu kommen? Es gibt Freunde, die gern von uns Dienste annehmen, die uns darum bitten; wenn wir aber Gegendienste verlangen, so antworten sie: „Ihr seyd verdächtig, „Freund; von euch darf man nicht sprechen.“ — Andere haben Ursache sich zu freuen, wenn denkende Männer, als verdächtig bei Seite geschoben werden: es bleibt um so mehr Raum für die guten Leute, die das Denken beschwerlich finden.

Dieß ungefähr, Aehnliches oder auch ganz etwas anders werden ernsthafte Leser sich sagen, wenn sie meine Erklärung für Ernst nehmen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Einige es nur ganz in der Stille sagen; denn als kluge Männer oder Frauen werden sie sich und andere nicht compromittiren wollen, was eine Lieblingsphrase derjenigen ist, die unglaublich viel Verstand besitzen, und daher gern fünf gerade seyn lassen.

Die scherzliebenden Leser dagegen werden glauben, ich hätte nur Spaß gemacht. Oder sie werden auch über das Mittel lachen, der Polizei das Nachsuchen dadurch zu ersparen, daß ich meine Geheimnisse drucken lasse. Sind sie dabei der Meinung des Nathan, in Lessings Drama, daß der gute Mensch erst dann ruhig seyn könne, wenn er kein eigenes Geheimniß mehr zu bewahren hat:

so wäre ich geneigt, ihnen beizustimmen; denn seit meiner Jugend erschien der Ausspruch des weisen Nathan mir wie ein leitender Stern, der mich auch nie irregeführt hat.

Andere spaßhafte Leser, die zu den Schlauen gehören, dürften vielleicht die Sache so ansehen, als sey meine Erzählung nur Einkleidung des Satzes: daß gewisse Leute sich um die Privatmeinungender Gelehrten zu viel bekümmern, wenn sie nicht von ihnen lernen wollen, und zu wenig, wenn sie die Nothwendigkeit der Belehrung einsehen; daß sonach das Geheimniß in jedem Fall ihnen zum Spott gereiche.

Noch andere werden meine Erklärung nur für einen Vorwand halten, hinter welchem sich die Absicht, durch einen pikanten Titel Aufsehen zu erregen, bergen will. Falls sie selbst nichts umsonst thun, nicht einmal Spaß machen, wenn er ihnen nichts einträgt: so werden sie schwer begreifen, daß andere Seelen andere Sitten haben können.

Es gibt endlich eine Klasse von Lesern, die weder ernsthaft, noch spaßhaft, aber desto gründlicher sind. Diese werden fragen, wie ich es denn selbst gemeint: ob ich dadurch den Liberalen oder den Servilen eine Lehre habe geben wollen? Sie sind darüber zweifelhaft, weil in diesen geheimen Papieren alle Parteyen angefeindet werden; daher ihnen nicht klar ist, zu welcher Fahne ich geschworen habe. Dieß macht meine Schriften

wirklich zu geheimen für sie, und setzt sie in Verlegenheit. Sie wissen nicht, ob sie mich als Freund oder Feind ansehen und behandeln sollen. — Es wäre ihnen schon recht, daß ich den Gegner angreife; wie aber durfte ich's wagen, ihre eigenen Schwächen zu entblößen? Sie werden einräumen, daß ich mir ein großes Verdienst hätte erwerben können, wenn ich die Schwäche als Stärke, ihre Irrthümer als unwiderlegliche Wahrheiten, ihre Leidenschaften als Mäßigung und Gerechtigkeit, ihren Eigennutz als Wohlwollen für die Gesellschaft geltend gemacht hätte. Sie würden mir in diesem Falle gern einiges Talent zugestehen; jetzt aber müssen sie, ihrer Ehre zu liebe, mich für einen verkappten Revolutionär, oder, falls sie einer andern Sekte angehören, für einen boshaften Ultra erklären.

So werden diejenigen urtheilen, die selbst Recensionen schreiben, oder solche bestellen. Gefällige Blätter, welche im Reden, wie im Schweigen, Winken gehorchen, findet man leicht.

Es kann auch geschehen, daß einige große Geister, die nicht wissen, wie sie meine Schriften aufnehmen sollen, sich weise entschliessen, die Recensionen in den Literatur-Zeitungen abzuwarten, um dann ihr Urtheil danach bestimmen zu können. Solche gründliche Critiken dürften jedoch lange ausbleiben, indem eine große Sammlung neu erschienener Predigten erst recensirt werden muß, ehe die Cri-

sik sich um politische Frivolitäten zu bekümmern Zeit gewinnt. Meine Leser aber sind ungeduldig. — Je nun, ich kann ihrer Erwartung zuvorkommen, da ich glücklicherweise von einer Somnambüle erfahren habe, welche Beurtheilungen meinen Schriften bevorstehen. Es wird nämlich heißen:

„Der Verfasser hätte einige Irrthümer nicht „ungeschickt widerlegen können, wenn er die Ge„schicklichkeit zu handhaben gewußt hätte; es fehlt „ihm aber an Tiefe der Anschauung, an Höhe der „Poesie und an Breite der Liebe. Er weiß nichts „von Görres, dem Gewaltigen, welcher der Ver„gangenheit die Rosse seines Genius vorspannt, „und die Verlorne zurückführt; nichts von Stef„fens, dem Posaunenengel, der in den Verstei„nerungen den Erlöser, und in dem Dunkel aber„gläubischer Unwissenheit das Licht der Wissenschaft „entdeckt; nichts von dem Absoluten und der Ab„solution des Herrn von Haller; nichts von der „reichen Unbedeutsamkeit Adam Müllers. Den„noch greift er, frech und kalt, die ehrwürdigsten „Lehren, die mit dem hellsten Sternenlichte glän„zenden Personen an, — ein negirender Geist, der „alles Gemüthliche, sogar die deutschen Kittel durch „den Verstand zu verdrängen sucht. Wenn er bis„weilen unterhält, so geschieht dieß selten, und stets „weiß man am Ende nicht, was er will; höchst „wahrscheinlich, ja mehr als wahrscheinlich ist es, daß

„er selbst es nicht weiß. — Gewisse Ausfälle ge„gen deutsche Gelehrte, die sich der Verfasser er„laubt, soll man mit Verachtung übersehen, oder „als Sesselträger-Sitten stempeln. Lernen wird „Niemand etwas aus diesen Schriften, weil „der Leser, zu welcher Partey er auch gehöre, „alles besser weiß und viel gründlicher denkt, als „der Verfasser, der nur Einfälle hat, aber nie ge„dacht zu haben scheint. Einige seiner Aussprüche „könnten gefallen; doch sehe man sich vor: es „schlummert eine Schlange unter diesen Rosen. — „Es finden sich auch Druckfehler im Buche, die man „als Beweise der Unwissenheit des Verfassers anse„hen kann und soll. Um jedoch nicht ungerecht zu schei„nen, läugnen wir nicht, daß er, unter der Leitung ei„nes der Heroen unserer neuesten Literatur, ein viel „versprechender Schriftsteller hätte werden können. „Seine Unabhängigkeit dagegen ist unausstehlich.“

So enthüllte die Somnambüle den Schleier der Zukunft.

Beiläufig ersuche ich jede Literatur- oder andere Zeitung, welche diese fertige und erschöpfende Recension aufzunehmen geneigt seyn sollte, das Honorar dafür an das ihr zunächst liegende Irrenhaus, gegen Quittung einzusenden.

Ich wünsche, daß das bisher gesagte jede Wißbegierde befriedigen könnte. Indessen sieht vielleicht ein ehrlicher Leser alle diese Erklärungen nur

für unnütze Reden an, aus denen er nicht klug werden kann; daher er mich aufs Gewissen fragen möchte, was ich denn so recht eigentlich, so in der innersten Seele, mit dieser Vorrede, wie mit den nachfolgenden geheimen Papieren, gewollt habe. Da könnte ich ihm denn leicht zwanzig verschiedene Antworten geben, und zwanzig andere Bogen damit füllen, die alsdann zugleich als Beweis der Unschädlichkeit dienen würden, während sie, auf einige Blätter zusammengedrängt, nothwendig die Welt erschüttern müßten. Ich könnte daran erinnern, daß in einer Zeit, wo Magnetismus und Gespensterseherei im Schwunge gehen, es kein Wunder sey, wenn plötzlich seltsame Töne sich hören lassen, die an den Wänden zu verklingen scheinen, wie jene Stimme in Neapel, in Göthes Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, von welcher unser großer Landsmann erzählt: „Ganz Neapel „sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, „alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaften„sten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen, „man stellte Spione und Beobachter aus.“ — Allein auch diese Wendung würde schwerlich genügen.

Ich will daher, um mich so kurz und deutlich als möglich zu fassen, an einen alten Freund erinnern, den man in den modernen Zirkeln vergessen zu haben scheint, dem ich aber, die Wahrheit zu sagen, lieber folge, als allen unsern Libe-

ralen, Servilen, Constitutionellen, Absoluten, Repräsentativen, Feudalisten, Alterthümlern, Deutschthümlern, Unitariern, Mystikern und wie sie weiter heißen mögen. Dieser alte Freund ist der ehrliche Horaz, der in der ersten Epistel an Mäcen also spricht:

Ac, ne forte roges quo me duce, quo lare tuter:
Nullius addictus jurare in verba magistri,
Quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes.
— — — — — — — — —
Et mihi res, non me rebus submittere conor.
— — — — — — — — —
Mihi tarda fluunt ingrataque tempora quae spem
Consiliumque morantur agendi gnaviter id quod
Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit *)

Wer hat, in unserer Zeit, wenn er dem Leben zusah, und mit den eingesammelten heilsamen Begriffen vom Staat verglich, nicht die Nothwendigkeit erkannt, sich aus dem Wirbel entgegengesetzter Winde zu retten und den Antheil an der Gesellschaft dadurch zu sichern, daß er die Beschränkungen der Individualität abstreifte, und von dem allgemeinen Leben aller civilisirten Zeiten und Völker immermehr in sich aufnahm! Denn dieß unterscheidet den Barbaren von dem

*) Nach Wielands Uebersetzung lautet diese Stelle, wie folgt:
Fragst du, in welche von den Weisheitsschulen
Athens ich eingeschrieben sey, so wisse:
in Keine! frei, und ohne auf die Worte
von einem Meister, wer er sey, zu schwören,
bin ich, wie einer der zu Wasser reiset
bald hier, bald da, wohin der Wind mich wirft.
— — — — — — — —
— — — statt mich selbst den Dingen

Gebildeten, daß jener die Palliſaden um ſein Lager als Schranken der Welt geltend macht, während dieſer, ein Glied der Menſchheit, in dem Leben der Jahrtauſende ſeine Heimath findet.

Dies iſt alles, was ich von meinen letzten Abſichten zu ſagen weiß.

Indem ich nun einmal ehrlich dem Publikum meine Geheimniſſe offenbare, muß ich mich auch zu einer Schwachheit bekennen, die zwar jedem Schriftſteller natürlich iſt, darum aber nicht weniger der Nachſicht bedarf. Ich wünſche nämlich, daß die flüchtigen Verſuche, die ich in dieſer Sammlung bekannt mache, nicht durchaus als frivol, als von allem Ernſt und aller Brauchbarkeit in unſerer Zeit entblößt, angeſehen werden möchten. Vieles iſt leicht hingeſagt, was dem denkenden Leſer doch nicht als oberflächlich erſcheinen ſoll. Die Zierlichkeit der Schreibart iſt oft abſichtlich vernachläſſiget, wo es darauf ankam, Dinge zu ſagen, die mehr durch ihren Inhalt, als durch ihre Einkleidung, die Aufmerkſamkeit erregen, die vielleicht daran erinnern ſollen, daß es mehr darauf ankomme, gut zu handeln als gut zu ſchreiben; daß es nicht außer der Zeit ſey, das Allbekannte denen zu ſa-

---

zu unterwerfen, ſeh' ich wie ich's mache,
ſie unter mich zu bringen. — —
Es ſchleichen langſam und verhaßt die Zeiten mir
dahin, die meinen Plan und meine Hoffnung hemmen
mit Ernſt zu treiben, was dem Armen gleich
als wie dem Reichen nützt, und was, verſäumt,
dem Jungen wie dem Alten Schaden bringt.

gen, welche, wenn der Zauber der Sprache sie anzieht, es bei dem Vergnügen daran bewenden lassen, und in der Wirklichkeit gerade das Natürlichste und doch Nöthigste aus den Augen setzen. In solchen Fällen gehört Muth dazu, und ist es vielleicht ein Verdienst, auf den Schmuck der Rede zu verzichten, und was zu wissen noth thut, in seiner Nacktheit, ohne kunstmäßig geworfenes Gewand, hinzustellen.

Es gibt Zeiten, wo der Schriftsteller, aufgereizt durch vielseitiges Gedränge, nur an die Bedürfnisse des Augenblicks denken soll; wo er nicht schweigen darf, aber sich's versagen muß, an die Nachwelt zu denken und ihr eine bleibende Arbeit zu überliefern; wo der Lohn, den er sich vorsetzt, darin besteht, daß seine Rede im Augenblick ihre Wirkung nicht verfehle, wenn auch die Nachkommen sie für unnöthig halten, und, zugleich mit dem drängenden Anlaß, vergessen mögen. Bei Sturm, bei Feuersgefahr, bei Erdbeben kommt es nicht darauf an, in zierlichen Wendungen den Bedrohten warnende Worte zuzurufen. Das allgemeine Gefühl der Noth führt aus, was der einfache Zuruf bemerklich macht.

Doch würde ich vergeblich diese Entschuldigungen anbringen, wenn nicht in meinen Bemühungen selbst, und in ihren Anlässen, Gründe der Rechtfertigung für mich sprechen sollten. Darüber zu entscheiden, ist aber nicht mein Geschäft; ich überlasse es vertrauensvoll denen,

welche, was von dem öffentlichen Leben in Deutschland noch übrig ist, mit Unparteylichkeit beobachten, welche das Wohlwollen gegen alle Verirrten sich erhalten, und an Aussöhnung der Kämpfenden nicht verzweifeln, sondern durch Kraft des Geistes, Stärke des Willens und moralischen Muth, an Herstellung des Friedens der Gemüther zu arbeiten sich berufen fühlen. Sie wissen, was die Zeit verlangt; von ihnen wünsche ich, als befremdet in dem Streben, die Besonnenheit zurückzurufen, erkannt, und als ein, mit Aufopferung aller persönlichen Vortheile, für die Ehre der Zeit bereitwilliger Kämpfer, begrüßt zu werden.

Dieß Zeugniß wenigstens wird man dem Verfasser nicht versagen, daß er keiner Partey angehöre, um den Beifall keiner derselben buhle, sondern nur für Billigkeit und Recht, für Gesetz und Ordnung, für Civilisation und Menschenwürde seine Kräfte, soviel die Natur ihm davon zugewogen, zu gebrauchen bemüht sey.

Der Verfasser.

I.

Miscellen

über

Welt und Zeit.

1.

Wenn gleich die Welt zu Zeiten durch den geringsten Grad von Weisheit regiert wird, so kann doch der Versuch nicht gelingen, sie ohne alle Weisheit zu regieren. Jede Regierung soll daher einen Schatz von Weisheit haben, durch den sie das Papiergeld der Proclamationen und Versprechungen zur Verfallzeit einlösen kann.

2.

Ist es Mode geworden, die Regierungen zu tadeln, so spielt jeder wohlgekleidete Mensch den Staatsmann; Kritik politischer Maasregeln wird dann wohlfeil, doch gewöhnlich ist sie nur Fabrikwaare, die im Gebrauch nicht aushält.

3.

Es können die Maasregeln einer Regierung weise seyn; wenn sie aber, in nicht seltenen Fällen, ihre wahren Beweggründe verschweigen muß, und vielleicht untergeordneten Köpfen überläßt, der Welt irgend scheinbare Gründe vorzulegen: so dienen dann die letzteren den vorlauten Schreyern als Belege eines Tadels, der doch ungerecht wäre. Nichts ist schwerer, als gründlich und unparteyisch die Handlungen der Regierungen zu würdigen. Die Jour-

nalisten urtheilen nach Leidenschaft, Partey-Ansicht, und aus Gewinnsucht, auf eine Art die bey einem schmähsüchtigen Publikum den besten Absatz findet; sie urtheilen ohne Kenntniß der Akten, ehe die Akten geschloßen sind, am häufigsten ohne Ahnung dessen, was nicht in den Akten steht, und gleichwohl in letzter Instanz entschieden hat.

4.

Wird in Kämpfen der Parteyen auf allen Seiten gefehlt, so soll der weise Mann sich zu keiner halten; doch kann er versuchen, jede zu belehren. Sie fallen dann vielleicht alle über ihn her, was um so besser, weil er als Mittel der Vereinigung und Versöhnung dienen kann. Dazu möchte sich allerdings nicht Jeder Preiß geben; denn die meisten Menschen haben nur Muth, wo nichts zu wagen ist.

5.

Die Elemente der Unzufriedenheit in einem Lande sind ein Capital, das durch verkehrte Maasregeln der Regierung auf Zinsen angelegt wird — zum Vortheil künftiger Eroberer.

6.

Die Jakobiner freuen sich, wenn ihre Gegner Grausamkeit gegen politische Ketzer, Verfinsterung des Volks, Geistesdruck und dergleichen Barbareien sich zu Schulden kommen lassen. In jeder Abweichung von Weisheit und Gerechtigkeit sehen sie eine Vorbereitung zum Umsturz des Bestehenden und die Verkündigung eines Sieges der Revolutionäre. Sollte es schwer seyn, ihnen diese Freude zu verderben?

7.

Nicht ein einzelner Grundsatz, sondern ein System von Principien, kann die moralische Stärke der Staaten

sichern. Wer es anders meint, gleicht den Leuten, welche sich von den zehen Geboten eins zur Befolgung auswählen, und dadurch mit der Tugend sich abzufinden wähnen.

8.

Der Luftstrom des geistig-ethischen Lebens bewegt sich mitten durch die Staaten; wer stille steht, dem zieht die Zeit über den Kopf hinweg, und er bleibt zurück. Ein hinter der Zeit zurückstehender Staat ist ein kindisch gewordener Mann, welcher über Verderbniß der Jugend jammert, während diese sich freudig in einem neuen Leben bewegt.

9.

In keiner vorhandenen Zeit haben die Menschen weder ihre physische, noch geistig-moralische volle Ausbildung erreicht; mit den Fortschritten der Civilisation entwickeln sich neue Kräfte, welche in die Organisation des Staats eingreifen: die Stabilität kann daher weder das einzige, noch erste Princip der höheren Politik seyn. Nicht das Stillestehen, das Fortschreiten ist das Bleibende im Staate, und das erste bestehende Recht der Gesellschaft fordert die Möglichkeit einer freyen Bewegung im Geisterreiche. Alle große Regenten haben ihr Volk und ihre Zeit weiter geführt: Carl der Große, Alphred, Heinrich IV., Ludwig XIV., Peter I., Friederich II., Napoleon. Die Liebhaber der rückschreitenden Bewegung haben keinen Helden in der Geschichte als Muster aufzuweisen.

10.

Der Krieg der Geister gegen ihre Feinde wird darum heimlich geführt, weil die Feinde den Geist nicht zu finden wissen, und ihn suchen, wo er nicht ist. Wird einmal der Krieg öffentlich, so ist auch der Sieg entschieden. Darum ist jede öffentliche Anfeindung der Geister eine

Huldigung ihrer Ueberlegenheit und ein Geständniß der Schwäche.

11.

Man kann einen großen Mann tödten, nicht seine Wirksamkeit. Napoleon hat nach seinem Tode größere Siege erlangt, als im Leben: er hat die Herzen der Völker gewonnen. Selbst die Bewohner der Vorstadt St. Germain huldigen seiner Größe; nur die Liberalen *) wandeln noch im Traume: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Darum werden sie auch überall geschlagen.

12.

Einige fromme Leute wollen die Gleichheit so wenig auf Erden, als jenseits des Grabes dulden; sie suchen daher im Himmel Salons, zur Bequemlichkeit für die gute Gesellschaft, einzurichten. Da Sokrates und Plato das Unglück hatten, nicht von Adel zu seyn, so wird ihnen von Herren, die auf Erden nichts von ihnen wußten, wohl auch im Himmel der Zutritt zu den Salons versagt werden, — was ein Trost für Plebejer seyn kann.

13.

Hunger und Durst werden noch nicht als aufrührerische Gesinnung angesehen; mit dem Durst nach höherer Erkenntniß ist es schon anders, und mit Recht: denn dieser kann zu Verwüstungen in den einträglichen Provinzen des Aberglaubens Anlaß geben.

14.

Es kann sich eine große Gesinnung selbst an der Krücke des Irrthums aufrichten. So war es, als die

*) Der Ausdruck „die Liberalen" wird hier nur als Bezeichnung einer Partey gebraucht, und leidet keine Anwendung auf liberale Gesinnungen und Grundsätze.

Deutschen im Kriege gegen Napoleon gegen Tyranney zu kämpfen glaubten. Soll diese Gesinnung zugleich mit dem Irrthum verbannt seyn?

15.

Es giebt einige Männer des 19ten Jahrhunderts; die Massen sind noch an die Meilenzeiger des 16ten gefesselt.

16.

Ein Volk ohne öffentliches Leben ist ein Taubstummer: was die Weisen sprechen, hört er nicht, und was er selbst denkt, muß er verschweigen. In Griechenland und Rom befruchtete das öffentliche Leben alle Blüthen der Humanität, die in der stummen Barbarey des Nordens nie gedeihen können.

17.

Die Türken in Athen und die Missionäre im Zeitalter Napoleons geben Stoff, über den Wechsel menschlicher Schicksale nachzudenken. Wer bürgt, daß dem letzten Wechsel kein anderer folgen werde?

18.

Furchtbarer als die Vernunft in Druckschriften, ist die Rachsucht im gepreßten Herzen der Sklaven.

19.

Die durch Geister, im Heiligthum der Wissenschaften, erzogene öffentliche Meynung läßt sich nicht wie eine Compagnie auf dem Paradeplatz commandiren; sie ist eine zarte Schöne, deren Gunst nur durch sittliche Bewerbung gewonnen wird.

20.

Wenn die Vernunft den Tag herbeiführt, zerfallen auf Finsterniß gestützte Throne in Trümmer.

21.

Es giebt eine heilige, allein seligmachende Kirche: das eigene Gewissen. Dies ist der Statthalter Gottes auf Erden; wehe, wen er in den Bann der Vernunft und Tugend erklärt! dann ist die Gemeinschaft mit Weisen und Guten gelöst.

22.

Es giebt Menschen, die kein Vaterland haben, und ihre Tugend den regierenden Häusern zu verkaufen bereit sind.

23.

Alle edlen Herzen sind eine sichere Zuflucht für den freyen Mann, den ein Tyrann verfolgt. In dieser unsichtbaren Schweiz weiß man nichts von gebieterischen Noten.

24.

Willst du deine Freunde prüfen, so erzähle ihnen, du seyst in Ungnade gefallen.

25.

Der Tapfere ist nützlich am Tage der Schlacht, der Tugendhafte ist der Mann für alle Tage.

26.

Was ist die Tugend? Sie ist das Opfer des Egoismus zum Besten der Gesellschaft. Sie erfordert Einsicht in die Bedürfnisse des Staates, und Kraft, diesen Bedürfnissen abzuhelfen. Der Dumme und der Schwache können nicht tugendhaft seyn. Zur Tugend gehört Genie, wie zur Uebung der Kunst. Dieß ist was St. Augustin die Gnade der Auserwählten nannte. Wie ein Kunstwerk nicht von jedem verstanden wird, so auch mit den tugendhaften Handlungen. Indessen giebt es Stümper, welche den Beifall des Pöbels leicht gewinnen.

27.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Staatsmann und den Staatsbeamten: jener lebt in der Idee des Staats und realisirt sie, wie der Künstler das Geistige versinnlicht; diese sind oft nur Handlanger bei dem Gerüste, und wissen nichts vom Gebäude, das aufgeführt werden soll; wie dürften sie sich nun anmaaßen, die Architekten zu meistern?

28.

Nur Menschen mit einer stillen, auf die leisen Töne der Natur horchenden Seele wissen, was der Lärm in der Welt zu bedeuten hat.

29.

Vielfach wird unsere Zeit eine tiefbewegte genannt; andere glauben, sie sey eine bis in die Tiefe des Lebens stockende Zeit. Da der Glaube etwas ist, dessen letzte Gründe anzugeben man nicht genöthigt werden kann, so ist vergönnt, zu glauben, daß in unserer Zeit etwas vorbereitet wird, dessen Sinn allen Parteyen noch unbekannt ist. Die Keime der Zukunft liegen im aufgewühlten Boden verborgen. Die Revolutionäre halten das aufgeschossene Unkraut der Zeit für den werdenden Wald; die Contrerevolutionäre dagegen stecken abgehauene Bäume in die Erde und versichern, sie würden mit den faulen Wurzeln wieder zusammenwachsen. Was sollen ernste Männer zum Kinderspiel sagen? Dürfen sie schwach genug seyn, zu fürchten, es möchte die alte todte Zeit zurückgebracht werden? Werden sie den Botanisten des Unkrauts Schuld geben, daß sie die Wälder der Zukunft umhauen?

30.

Wem die Vorsehung großes Glück zuwendet, dem leiht sie es unter der Verbindlichkeit, Großes zu thun.

31.

Kleine Menschen sind dem Eigendünkel hingegeben, als könnten sie die Welt nach Willkühr leiten; der große Mann weiß, wie wenig dies möglich ist: er erforscht die Richtung der Kräfte und will nichts mehr, als ihnen die Umwege ersparen.

32.

Ein Schiff, das gerade gegen den Wind segelt, gewinnt, selbst durch Laviren, wenig Raum. Dies ist die Ursache, warum es hier und da nicht vorwärts geht.

33.

Welchem Ziele streben die heutigen Völkern entgegen? Sie wissen es nicht; aber der Genius der Menschheit leitet sie zur Entwickelung, und auf dem Wege streifen sie ab die zerrissenen Kleider des Aberglaubens und der Sklaverey.

34.

In zweihundert Jahren wird jeder Bauer wissen, was heute kurzsichtige Censoren aus dem Buche des Lebens streichen möchten. Armselige Tagthierchen, die, nach untergegangener Sonne, die Lehre verbreiten, es sey für ewig Nacht geworden!

35.

Einseitige Köpfe wollen jeden Widerspruch vernichten, und alles Daseyn auf Ein Prinzip zurückführen. Bei diesem Versuche haben sich selbst Philosophen, die dogmatisirenden nämlich, als wahre Despoten betragen. Die Natur erzeugt Leben nur aus dem Verein des Widersprechenden; die Wissenschaft ist todt, so lange es ihr nicht gelingt, der Natur dies Geheimniß abzulauschen. Leicht ist es freylich nicht: man muß den Blitz zu fassen verstehen.

36.

Das monarchische Prinzip allein soll herrschen? Ist es denn etwas anders als das Resultat organisch verbundener demokratischer Elemente? Ueber Steine mag der Baumeister nach Gefallen gebieten und ihre Stellung anordnen; Menschen haben Seele, Geist und ethische Kräfte, und lassen sich nicht nach Willkühr behauen, oder geduldig mit Mörtel und Kalk verkitten. — Das demokratische Prinzip dagegen kann eben so wenig für sich bestehen, ohne das geistige Band des monarchischen; es wäre ein Haufen von Massen, ohne organisches Leben. Die den König vom Volke trennen, sind nicht weniger Umwälzer des Staates, als die das Volk gegen den König empören. Weise soll der König regieren und weise soll das Volk gehorchen. Alle Revolutionen sind aus dem Vergessen dieser einfachen Wahrheit entstanden. Der erste Vezir jedes weisen Herrschers sey: Achtung der Rechte des Volks; denn das Volk hat Rechte, weil es aus Menschen besteht. Der erste Tribun jedes civilisirten Volkes sey: Ehrfurcht vor der königlichen Würde; denn dem Könige gebiert Ehrfurcht, weil er der Repräsentant ist der Weisheit und Gerechtigkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann, und weil er in ihrer ganzen Heiligkeit sie uns bewahren soll. Die königlichen Rechte verlezt, wer den ihm anvertrauten Theil der königlichen Macht zur Uebung der Thorheit und Ungerechtigkeit mißbraucht, oder die Ordnung in eine moralische Unordnung verkehrt; wer die Ehrfurcht unmöglich macht. Die Rechte des Volks verlezt, wer daran arbeitet, Menschen zu Maschinen herabzuwürdigen, und statt den Geist zu wecken, ihn unterdrückt; wer das allgemeine Wohl dem Privatvortheil einiger Günstlinge des Glücks unterordnet. Jede Verletzung der königlichen Rech-

te ist zugleich ein Angriff auf die Rechte des Volks; denn das erste Recht des Volks ist die Heilighaltung der königlichen Würde. Jede Verletzung der Volksrechte ist zugleich eine Anfeindung des Thrones, weil der König um so ehrwürdiger und mächtiger ist, als er über ein physisch und moralisch reiches Volk gebietet.

37.

Napoleon schrieb im Jahr 1797: „Ich weiß, daß einer Handvoll Schwätzer, die ich richtig bezeichne, wenn ich sie Narren nenne, es nichts kostet, eine Universal-Republick zu wünschen.“ Die damals siegreichen Republikaner glaubten sich berufen und verpflichtet, ihre Regierungsform in der ganzen Welt, unabhängig von dem Zustand und dem Interesse der Völker, gewaltsam einzuführen. Sie hatten Unrecht, weil unmöglich ein und dieselbe Verfassung für alle Staaten passend seyn kann. Würde man Recht haben, eine und dieselbe Monarchie überall mit Gewalt einführen zu wollen? Soll oder kann man nicht weiser, als jene Republikaner seyn? Sollen wir noch immer unter dem Gebot revolutionärer Maßregeln stehen? Denn alles ist Revolutionär, was die Natur in ihren Entwickelungs-Prozessen gewaltsam stört; und es ist gleich thörigt den Keim in Einem Tage zum Baum hinauftreiben, als den Baum wieder in den Keim zurücktreiben zu wollen. Solch Beginnen kann den Frieden nicht sichern; dieser ist, bey den Kämpfen um Nationalrechte, nichts anders als Rückkehr zur Natur der Gesellschaft; nun sind aber Jakobiner wie Jesuiten nur kranke Auswüchse der Natur, unverträglich mit ihrem gesunden Zustande.

38.

Das Christenthum hat in unsern Tagen nur wenige ächte Bekenner, die, nach geprüfter Ueberzeugung, den

moralischen Vorschriften dieser Lehre folgen, ohne durch äußere Beobachtung der Ceremonien Wucher vor der Welt zu treiben. Die Heuchler haben keine Religion und sind keine Christen. Eben so wenig kann die Religion eine Frucht der Gedankenlosigkeit und bequemer Gewohnheit seyn. Es giebt auch Leute, welche sich für aufgeklärt halten, und vom Aberglauben nichts wissen wollen, ihn jedoch ruhig fortbestehen lassen, aus Furcht vor der Macht des Aberglaubens, oder weil sie ihn für einen Zügel des Volkes halten. Wir sollen aber Gott mehr fürchten als den Menschen, d. h. nicht dulden, daß das Heiligste zur Karikatur verzerrt werde. Die Religion zur Polizei-Anstalt herabwürdigen, heißt den Homer zum Stallmeister machen. Das ächte Christenthum soll Religion, nicht Mönchthum, Jesuitismus oder Pabstthum seyn; es soll seine Bekenner ermuthigen, sich kühn und würdig jedem Afterdienst zu widersetzen. Wo ist die Kirche, welche diese Religion, im Geiste der Wahrheit und des Lichtes, rein in sich zu bewahren sucht? welche die Heuchler und Wucherer von sich entfernt, und an Einführung eines moralischen Reichs Gottes arbeitet? Ist diese Kirche nur eine unsichtbare, durch die Wirksamkeit aller guten Menschen gebildete Gemeinschaft?

39.

Das Wort: „Gott" bezeichnet nicht einen einfachen Begriff, sondern eine ganze Reihe von Empfindungen, Bildern, Gleichnissen, Ahnungen, Hoffnungen, Vorstellungen und Schlüssen, welche Reihe, indem sie durch die Seele geht, dieselbe erleuchtet und erhebt. Da diese Reihe fast in jedem Menschen sich anders gestaltet, so scheint es, als ob jeder seinen eigenen Gott hätte. Darum ist es schwer, sich über den Begriff zu verständlichen. Die Hebräer wurden von einer philosophischen Ansicht geleitet, indem

sie den Jehova für den Unaussprechlichen erklärten. Wenn es indessen Vermessenheit ist, das Wesen der Gottheit ergründen zu wollen, so kann ihre Erhabenheit über menschliche Fassungskraft doch den falschen Propheten nicht zu Statten kommen, und wir dürfen, ohne Gefahr zu irren, behaupten, daß man Gott sich nicht als ein mit menschlichen Leidenschaften, mit Zorn und Rachsucht, begabtes Wesen vorstellen soll, welches Wohlgefallen hätte an schuldlosen Opfern, und nur Eine Art des Ausdrucks des Unaussprechlichen mit Gewalt eingeführt wissen wolle. Solcher Aberglaube ist Gotteslästerung, und wird aufhören, wenn einmal religiöse Menschen die Pflichten der Religion üben und den Afterdienst mit Ernst (d. i. mit Gefahr ihre Stellen zu verlieren) bekämpfen.

40.

Auf Unsterblichkeit der Seele trotzen diejenigen am meisten, die keine Seele haben.

41.

Unter allen Künsten fordert die Religion das größte Genie — zum Schaffen, wie zum Verstehen. — Der wahre Mahler sieht in jedem Bilde die ganze Kunst, es sey durch Uebereinstimmung oder Widerspruch des Bildes mit den Gesetzen der Kunst. So kann der religiöse Mensch selbst im Fetischdienste die Religion entdecken. Der Fetischdiener aber weiß nichts von Religion; er ist um so entfernter von ihr, als er seinen, aller Vernunft hohnsprechenden Aberglauben, für göttliche Offenbarung hält, und als solche mit Gewalt geltend zu machen sucht. Die wahren Gottbegeisterten Menschen üben in Demuth die Kunst. Von dieser göttlichen Kunst besitzt Schleiermacher, einer der beseeltesten Männer deutscher Nation, ein klares, lebendiges Gefühl, das in seinen Reden

über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern, mächtig wiedertönt. Doch hat er im Praktischen sich nicht höher versucht, als daß er ein erblaßtes Gemälde wieder zu übermalen versuchte. Auch dieses soll dankbar anerkannt werden, da er, der Prediger ächter Frömmigkeit, in unserer frömmelnden Zeit, welche selbst Philosophen zu Capuzinern machte, einsam da steht in der weiten kalten Oede.

42.

In jeder Periode sittlicher Entwikelung bespannt sich der öffentliche Geist mit neuen Saiten. Wer dann den Akkord der Religion zu greifen versteht, der reißt die Gemüther mit sich fort, und, unaufgehalten von Menschenfurcht, öffnet er ihnen das Thor der Heiligkeit im All. Es kommt aber eine neue Zeit, wo die alten Saiten springen, und nur die Tasten übrig bleiben, deren sich der Künstler bediente. An diese Tasten setzen sich die Diener des Aberglaubens, und meynen, wir sollten das Geklapper des Holzes für Musik halten.

43.

Voltaire's Verspottung des Aberglaubens kann ihm nur von Fetischdienern als Atheismus angerechnet werden. Was konnte ihn lehren, die Heuchler verachten, wenn nicht die Erkenntniß unendlicher Erhabenheit der Religion über das Gaukelspiel der Heucheley?

44.

Die Systeme der Weisen sind nicht ihre ganze Weisheit, sie sind nur Gerüste, Fachwerk, aufzubewahren die Aussprüche einer von der Wahrheit durchglühten Seele. Wer Rousseau's System widerlegt, hat darum noch nicht Rousseau's Geist vernichtet. Die Geister sind unsterblich.

45.

Wenn die Weisheit selbst vom Himmel käme, was würde sie den Nationen rathen? Sich zunächst nach der Fähigkeit umzusehen, guten Rath zu verstehen. Das übrige würde sich finden.

46.

Wie! Nachdem Lessing und Herder gewirkt, Kant im Chaos des Wissens aufgeräumt, Wieland die Grazien in Deutschland eingeführt, und Göthe den Vorhang vom reinen Himmel der Dichtung aufgezogen, — finden Mystiker, Leibeigene Knechte des Absoluten, Asceten und reimende Gecken noch Gehör unter uns? Wie wundert ihr euch denn, daß nach Napoleon Missionäre ihr Wesen treiben können! Die Barbarei ist euch noch lieb und ehrwürdig; darum schöpft mit dem Siebe des Sisiphus, wer euch als civilisirte Menschen behandelt. Die günstige Zeit habt ihr nicht verstanden; jetzt hilft keine Täuschung, die entflohene Gelegenheit kommt nicht wieder.

47.

„Etwas müssen wir doch thun!" sagen Einige und wissen nichts besseres zu thun, als sich an Göthe's Ausspruch zu halten:

„Kinder der Klugheit, o haltet die Narren
„Eben zum Narren auch, wie sichs gebührt!"

Warum hat Hr. v. H. so viele Anhänger, als weil er sich auf diese Klugheit versteht? Denn daß es diesem scharfsinnigen Manne Ernst mit seinen Doktrinen sey, können nur Leute glauben, die nicht scharfsinnig, vielleicht etwas blödsinnig sind. Der Dummheit geradezu auf den Leib gehen, und sie bei Namen nennen, kann unter gewissen Umständen allerdings selbst Dummheit seyn.

48.

Ihr fragt: was aus allen Anfeindungen des Zeitgeistes werden soll? Ihr fürchtet Verwüstung im Gebiet der Moral und Intelligenz! Seyd ruhig! Moral und Intelligenz sind der Gulliver; die Pfeile und Spieße der Liliputer können seine büffellederne Weste nicht durchdringen.

49.

Die größten Männer bedürfen des Schlafs, und stehen dann gestärkt wieder auf. Ein civilisirtes Zeitalter legt sich bisweilen zur Ruhe, Schlummer lähmt seine Glieder, und Träume haben freyes Spiel; zur bestimmten Stunde aber erwacht es mit erneuerter Kraft. Feinde der Civilisation wird diese Bemerkung verdrüßen; dies ist gerade meine Absicht.

50.

Es ist nicht genug, das Ziel, es ist nothwendig auch den Weg zu kennen. Nicht alle Wege führen nach Rom.

51.

Wenn Betrunkene ihre Feinde und Freunde nicht mehr unterscheiden, kann man sie sich selbst überlassen; ohne unser Zuthun arbeiten sie an der eigenen Niederlage.

52.

Wer kennt die Menschen? Nicht wer Weisheit von ihnen erwartet, sondern ein Gemisch von viel Thorheit und etwas Verstand in ihnen unterscheidet. Ihr Wohlthäter kann werden, wer an dies Bischen Verstand ihr Interesse zu knüpfen versteht. Auf Dankbarkeit aber soll keiner rechnen; auch sucht sie der edle Mann nicht.

53.

O'Meara fragte den Kaiser, was geschehen wäre, wenn er die Schlacht von Austerlitz verloren hätte! Doctor, antwortete Napoleon, dann wäre es eben anders gekommen. — Darf man die Deutschen fragen, was geschehen wäre, wenn der Kaiser Eroberungen für sie gemacht, ohne Truppen von ihnen zu fordern; wenn er sie nach Herzenslust hätte reden und schreiben lassen, und, etwa wie seine Juden, zu einem Sanhedrin zusammenberufen, damit ihre Gelehrten, Advocaten und Publizisten mit herkömmlicher Weitschweifigkeit und Pedanterei, mit Förmlichkeiten und spitzfindigen Unterscheidungen über Instruktion und Competenz, die Zeit zu verderben die Freiheit gehabt? Darf man antworten: dann wäre es eben anders gekommen?

54.

Wem Gott gesunden Menschen-Verstand giebt, findet es nicht unbegreiflich, wenn andere Leute, ohne denselben, in den schwierigsten Angelegenheiten fertig zu werden sich schmeicheln.

55.

Es ist ein schlimmes Zeichen für die Priester, wenn sie den Schriftsteller der gegen Aberglauben schreibt, als ihren Feind verfolgen. Auch der Adel setzt sich herab, wo er jeden Spott über Strohjunker auf sich bezieht. Undenkbar ist, daß weise Regierungen einen Angriff darin sehen werden, falls die Nachtheile unkluger Maasregeln nachgewiesen werden.

56.

Französische Liberale haben behauptet, die Opposition sey in einem wohlgeordneten Staate nothwendig. Es giebt aber nichts ehrwürdigeres, als eine gute Re-

gierung: wie kann es nun nothwendig seyn, sich ihr zu opponiren? Es muß einem Menschen, der sich einer solchen Regierung nicht auf das Innigste anschließt, durchaus an Talent und Tugend fehlen. Und wirklich ist bisweilen die Opposition nur eine kranke, unruhige, eitle oder ehrgeizige Schwäche, die nichts höheres über sich anerkennen will. — Mancher Freund bürgerlicher Verbesserung hätte in den neuesten Zeiten trübselige Täuschungen sich erspart, hätte er den Gehalt vorlauter Feinde der Regierungen gründlicher geprüft.

57.

Das größere Talent wird vielmehr an Versöhnung arbeiten, als dem Hasse neue Nahrung geben wollen; auch wäre die Versöhnung wahrscheinlich längst zu Stande gekommen, wenn nicht talentlose und zweideutige Menschen sich angemaßt hätten, die Sache der Regierungen zu vertheidigen. Ein schlechter Advocat kann die beste Sache lächerlich machen; was schlimmer, er entfernt die Guten, die nicht auf einer Linie mit ihm stehen wollen.

58.

Man mag die schlechten Schriftsteller unterdrücken; aber man soll den Beruf zu solchem Verfahren dadurch beurkunden, daß man große Talente in Ehren hält. Welchem deutschen Schriftsteller ist, seit Einführung der Censur, eine Auszeichnung durch Anerkennung, nicht durch Anfeindung, zu Theil geworden? Ludwig XIV. wußte wie nützlich es sey, die Talente für sich zu gewinnen; er ertheilte Belohnungen selbst an auswärtige Gelehrte, die dann ohne Zwang seine Verehrer wurden. Den Gelehrten Ketten anlegen, würde keine gute Politik verrathen.

59.

Unter Ludwig XV. hatte ein Chemiker eine Masse erfunden, die unter dem Wasser fortbrannte. Freie Gedanken sind Funken der Seele, die nicht verlöschen, auch wenn Unwissenheit und Blödsinn all ihr Wasser über sie ausschütten.

60.

Viele Menschen glauben einen Willen zu haben, weil ein Etwas in ihnen weht, wie der Wind, sie wissen nicht woher, noch wohin. Der wahre Wille kann nur das Resultat seyn einer Kraft, die sich versucht hat in Ermessung der Natur der Dinge, wie des menschlichen und des individuellen Geistes. Wie mögt ihr sagen, ihr habt einen Willen, da eure Gedankenlosigkeit am Tage liegt, und ihr Dinge unternehmt, die mit Natur und Vernunft in Widerspruch stehen? Ein Mensch, der einen Willen hat, ist die seltenste Erscheinung in der moralischen Welt. Der Wille kann Berge versetzen; wie sollte er nicht den Schutt wegräumen können, unter welchem die Barbarey den Tempel der Humanität verschüttet hat? Wer dieses will, hat den wahren königlichen Willen; in ihm ist das monarchische Prinzip.

61.

Als Alp Arslan den Thron bestieg, rief er aus: „Ich bin ein König, und noch seufzet mein Volk in „Sklaverey! Wo ist mein gutes Schwerdt, daß ich die „Fesseln löse der Menschen, meiner Brüder!“ Die Höflinge entsezten sich über solche Rede; Maleck aber, ein tapferer Krieger, sprach zum Volke: „Seht, dieser ist „ein König!“ und zu Arslan: „Herr, gebiete über dei„nen Diener auf Leben und Tod!“

62.

Wenn ein Haufe losgelassener, dummer oder hämischer Teufel sich anschickte, öffentliche Vorlesungen über Moral und Religion zu halten, würden sie im heutigen Europa Zuhörer finden?

63.

Während große Männer beschäftigt sind, höher auf der Leiter der Zeit zu steigen und dem menschlichen Geiste eine weitere Aussicht zu gewinnen, arbeiten kleinselige Leute daran, zeitabwärts zu gehen, und den Geist wieder in die Wiege zu legen. Dabey sammeln sie Bleyklumpen, welche sie den Denkern an die Füße binden möchten; aber diese sind ihnen schon weit über die Köpfe hinweggeschritten.

64.

Swift sagt: „Wenn ein Mann mit Glanz in der „Welt auftritt, so gebt Acht, ob die kleinen Geister sich „gegen ihn zusammenrotten; dies ist ein sicheres Zeichen, „daß jener Mann ein großes Genie sey."

65.

Pabst Gregor II. schrieb im achten Jahrhundert an den griechischen Kaiser Leo III, der den Bilderdienst für Götzendienst erklärt hatte: „Du beschuldigst die „Katholiken des Götzendienstes und verräthst in dieser An„klage Deine eigene Gottlosigkeit und Unwissenheit. Die„ser Unwissenheit müssen wir wohl das Ungeschliffene „Deiner Schreibart und Beweisgründe zuschreiben; die „ersten Grundlinien der heiligen Schrift müßen Dich be„schämen; und kämest du in eine Leseschule und bekenn„test Dich als Feind unsers Gottesdienstes: so würden die „einfältigen frommen Kinder ihre Fibeln Dir an den „Kopf zu werfen gereizt werden. — Du bestürmst „uns, Tyrann! mit leiblicher und Kriegs-Gewalt; und

„waffnet können wir allein Christum, den Herrn der „himmlischen Heerscharen, anflehen, daß er den Teufel „Dir sende, den Leib zu zerstören und Deine Seele zu „retten.“ Was soll man sagen, zu dieser anständigen Sprache des heiligen Vaters gegen das erste Haupt der Christenheit? Zur Entscheidung des Streites zwischen Kaiser und Pabst fochten Griechen und Italiener. In dem Kriege, den sie für oder gegen die Bilder führten, war das Wasser des Po so stark mit Blut gefärbt, daß binnen sechs Jahren die Anwohner sich der Fische des Flußes enthielten. Wir begreifen solche Kriege nicht: werden unsere Nachkommen die Kriege der Liberalen und Servilen begreiflicher finden? Arme Menschheit! der Weise kann dein Loos nur beweinen, und selbst seine Thränen werden ihm zum Verbrechen gemacht. Wie dem auch sey: wir wollen, in dem neuen Bilderkriege, die Sprache des heiligen Vaters nicht nachahmen; vielmehr uns mit Abscheu gegen des Götzen Ausspruch erklären, der seine Freude bezeugte, daß der Kaiser Konstans von einem Hausstlaven war erschlagen worden.

66.

Die gebildeten feinen Deutschen schaudern bey den Thaten der barbarischen Zeitalter, und freuen sich, daß wir um vieles civilisirter geworden seyn. Doch könnte Hudson Low mit völliger Sicherheit sich in unsern feinen Zirkeln sehen lassen, und wohl gar auf den Dank einiger Herren rechnen. Schon tritt ein Recensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung als Knappe des Sir Hudson auf, und versichert, er sey ein edler Mann, gegen den Napoleon sich pöbelhaft betragen hätte. Und er findet Glauben! — Ich habe einen Diener der heimlichen Angelegenheiten sagen hören, daß Hudson Low sich um die Menschheit verdient gemacht habe, und zu wünschen sey,

man möchte mit gewissen Leuten eben so wenig Umstände als Low mit Napoleon machen!?

67.

Es sey vergönnt, aus des großen Gibbon unsterblichem Werke eine Stelle anzuführen. Er spricht von dem Wechsel der byzantinischen Kaiser während sechs Jahrhunderten. „Zahlreich, sagt er, waren die zum Gipfel „Kaiserlicher Hoheit führenden Pfade: das Gebäude des „Aufruhrs wurde durch Verschwörung erschüttert, oder „durch der Kabale geheime Künste untergraben; Günstlinge der Soldaten oder des Volkes, des Senats oder „der Geistlichkeit, der Weiber oder Verschnittenen wurden „abwechselnd mit Purpur bekleidet; ihre Erhebungs-Mittel waren niedrig, ihr Ende oft verächtlich oder traurig. — Ein Wesen menschlicher Natur aber, mit längerem Daseyn begabt, würde ein mitleidiges und verächtliches Lächeln auf menschlichen Ehrgeiz werfen, so „gierig, in einer kurzen Dauer, nach erbettelter kurzwährender Freude zu haschen. So erweitert und erhebt Geschichtserfahrung unsers Verstandes „Gesichtskreis! Bey der Arbeit einiger Tage, bey „dem Lesen einiger Stunden rollen sechs Jahrhunderte „dahin, und Dauer eines Lebens oder einer Regierung „ist ein flüchtiger Augenblick. Das Grab ist stets zur „Seite des Throns. Eines Verbrechers Glück folgt schnell „Verlust seines Gewinns; und unsere unsterbliche Vernunft überlebt und verachtet die sechzig Schattenkönige, „die, unserm Auge vorbeyeilend, nur schwache Spuren „in unserm Gedächtniß zurückliessen. — Die Bemerkung, „daß Ehrgeiz in jedem Zeitalter und Klima mit gleicher „gebietender Stärke herrschte, wird eines Philosophen „Erstaunen erregen; aber während er die Eitelkeit verdammt, kann er die Quelle dieser allgemeinen Sucht,

„das Herrschaftszepter zu erhalten und zu behaupten, „aufsuchen. Dem größten Theil der byzantinischen Re„gentenfolge können wir nicht wohl Ruhm- und Men„schenliebe zuschreiben. — War persöhnliches Glück Aus„sicht und Zweck ihres Ehrgeizes? Ich will mich nicht „zu dem Gemeinspruch königlichen Elends herablassen; „aber die Bemerkung kann ich sicher machen, daß ihre „Lage vor allen andern am meisten von Furcht geschwän„gert, am wenigsten der Hoffnung empfänglich ist.“

68.

Es ist nicht schwer, aus der Geschichte Belege für zeitliche Haltbarkeit entgegengesetzter Grundsätze zu finden: bald hat die Freiheit, bald der Despotismus gesiegt; und die Freunde der einen haben nicht weniger Elend über die Völker gebracht, als die Söldlinge des andern. Wer Recht hatte, läßt sich mithin nicht aus dem Erfolg beurtheilen. Ueber dem Wechsel der Ereignisse aber schwebt die Vernunft, die auch dem Unglücklichen, der für die Sache der Freiheit kämpfte, ihren Beifall aufbewahrt, und die Nachwelt daran erinnert, daß es jederzeit die hochherzigsten Menschen waren, welche aufrichtig sich dieser Sache weihten, während niedere Selbstsucht allein die käuflichen Heere bevölkerte, welche für Vertheidigung der Tyranney das Blut der Freyen zu vergießen bereit waren.

69.

Herr Fiebé, ein royalistischer Schriftsteller, ein Anhänger der Bourbons, ein Freund des Herrn von Chateaubriand, und zugleich ein Mann von Geist, Kenntnissen und Wohlwollen für die Menschheit, stellt in seiner Schrift „über Spanien und die Folgen der bewaffneten Einmischung“, eine Ansicht der Dinge auf, welche jeden Obscuranten schamroth machen müßte, wenn

er dessen fähig wäre. Er sagt: „Männer, welche in der „französischen Revolution am meisten gelitten haben, welche „ihr Daseyn daran sezten, die Staatsgewalt mit den öf„fentlichen Freiheiten aufrichtig zu versöhnen, dürfen „fragen, welchen Sinn man mit dem Worte: „Revo„lution" verbindet, wenn man glaubt, dadurch den „gesunden Menschenverstand, die Voraussicht, die gesunde „Politik und die edlen Gesinnungen aller civilisirten Völ„ker in Europa zu unterdrücken? Waren wir denn vor „der Revolution erzogen, uns nur als Sklaven zu füh„len? Wofür suchte man unser Herz zu erwärmen, in„dem man uns in die Geschichte einweihte? War es „für die Feinde der Freiheit, oder für ihre Vertheidiger? „Waren es nicht die Gedanken der Freiheit, die in den „Versen Corneille's den großen Condé bis zu Thränen „rührten? In welchem französischen Buche fand man „auch nur den leisesten Tadel der Schweizer, die ehe„dem den größten Gefahren trotzten, um sich der Un„terdrückung zu entziehen? Wer tadelte die Niederlän„der die für ihre Unabhängigkeit kämpften, und sich „lieber in den Abgrund stürzten, als jener rückschreitenden „Politik sich fügten, die gleich empörend für die mensch„liche Vernunft, als schrecklich in ihren materiellen Fol„gen ist? Die ganze Geschichte aller großen Bewegungen „der Welt beschränkt sich auf zwey Worte: Religion „und Freiheit, weil Religion und Freiheit allen Be„dürfnissen der Geister genügen. Was man auch gegen„wärtig sagen mag, vor der Revolution waren alle Ge„fülle hochherziger Natur, und man würde sich geschämt „haben, sich zu Grundsätzen zu bekennen, über die man „gegenwärtig nicht erröthet. Bewunderte aber das civi„lisirte Europa aufrichtig den Muth der Völker im Kampfe „gegen die Tiranney, so tadelte es eben so aufrichtig die „Ausschweifungen und Verbrechen des Pöbels. Nur be-

„schränkte Köpfe und verkehrte Herzen sehen in der Staats-
„gewalt nichts anders, als eine Feindin der Freiheit,
„und in der Freiheit eine Feindin der Regierung. Sollen
„wir deswegen keinen Abscheu mehr gegen die Volksver-
„brechen empfinden? Oder sollen wir jeder edlen Theil-
„nahme an den öffentlichen Freiheiten entsagen, die doch
„viele Jahrhunderte vor der Revolution von dem civili-
„sirten Europa in Ehren gehalten wurden? Wenn es
„wahrscheinlich wird, daß diese Freiheiten überall bedroht
„sind, sollen wir erst abwarten, bis Männer der Gewalt
„uns sagen, ob wir Recht oder Unrecht hatten, die Ge-
„fahr vorauszusehen, ob unsere legitime Theilnahme etwa
„eine moralische Seuche sey? Sollen wir erwarten, bis
„sie uns die vertraulichen Reden der Könige offenbaren,
„und die Zahl der Soldaten, welche die Vorsehung ihnen
„gegeben, vor Augen stellen? Wir werden vielmehr die
„öffentlichen Thatsachen zu Rathe ziehen, wir werden sie
„vergleichen und darnach unser Urtheil bilden."

Diese Bemerkungen enthalten für denkende Männer und gebildete Geister nichts Neues; aber dies ist das Schlimme unserer Zeit, daß längst abgethane Dinge von den Freunden der Finsterniß, als unentschiedene Fragen behandelt und jezt durch ihre Machtsprüche zu ihrem Vortheil beseitigt werden sollen. Darum sieht es fast aus, als ob Montesquieu und Voltaire, Robertson, Hume und Gibbon, Luther und Kant nicht gelebt und gelehrt hätten; die neueren Schriftsteller können nicht auf dem gewonnenen Terrain weiter fortschreiten; sie müssen die Arbeit wieder von vorn anfangen, und auch dieses wird ihnen verkümmert, weil besoldete Sophisten sich anmaßen, durch abgetragene Phrasen die Ausbeute der Jahrhunderte als Revolutionskram verdächtig zu machen. Die wahren historischen Menschen, ich meine diejenigen, welche das Recht als alte Erfindung nachweisen, sollen sich von den

Neulingen der Finsterniß nicht schrecken lassen; sie sollen daran erinnern, daß die Rechte der Geister uralt sind, und von jeher geübt, auch von Fürsten, wie die Medizi's, Heinrich IV., Friedrich II., und Joseph II. geehrt wurden, und daß die Feigheit, die sich dem Unverstande unterwirft, in der Geschichte weder Rechte, noch Ehre begründen kann.

70.

Niemand liebt die Könige aufrichtiger, als wer ihnen räth, den Gebrauch der Macht durch Weisheit, Gerechtigkeit und Schutz der Menschenrechte zu heiligen. Wer ihnen unbegränzte Gewalt vorlügt, ist ihr Feind, der sie verhaßt machen, oder von ihrer Ungerechtigkeit Vortheil ziehen will.

71.

Wahrlich, die Könige sind es nicht, welche in unsern Tagen nach absoluter Gewalt streben; die meisten zeichnen sich aus durch Humanität und aufrichtige Liebe zu ihren Völkern. Nur einige Minister glauben, es sey leichter Einen absoluten König zu beherrschen, und in seinem Namen nach Willkühr zu verfahren, als in einer geordneten Staatsverfassung sich zwischen den Schutzwähren der allgemeinen Interessen bei Ansehen und Würden zu erhalten. Dies ist das Geheimniß der Sorge für das absolute Princip. Kein Kenner der Geschichte läßt sich dadurch täuschen, denn er weiß, daß alle absoluten Könige vorzüglich den Adel gegen sich hatten, und seine Empörungen bekämpfen mußten.

72.

Bacon sagt: Wenn du einem einsamen Hund begegnest, so scheint er furchtsam; ist er aber mit seinem Herrn, so greift er den Menschen an, den er vorher fürchtete. — Je größer der Herr, desto kühner der Hund.

73.

Die Natur der Umstände kennen und sie für edle Zwecke benutzen, ist das Talent großer Männer. — Große Mittel für unbedeutende Zwecke in Bewegung sezzen, heißt Canonen gegen Mücken abfeuern.

74.

„Eine Armee," sagt Hume, „ist ein so furchtbares „und zugleich so plumpes Instrument, daß ohne beson„dere Geschicklichkeit jede Hand, welche dasselbe gebraucht, „mit Sicherheit alles ausführen und in der menschlichen „Gesellschaft alles erlangen kann."

75.

Ich bin vollkommen überzeugt, daß die französische Regierung wohlgethan habe, der Gewalt der Cortes, die sich nicht zu vertheidigen wußten, ein Ende zu machen. Würde aber die restaurirte Regierung dem Einfluß der Prieſter überantwortet; so würde ich nicht begreifen, wie dadurch das monarchische Princip gesichert seyn sollte?

Wie kann absolut seyn, was, von der politischen Sekte befreit, dem Impuls einer hierarchischen Sekte folgen muß?

76.

Keine menschliche Erfindung ist für die Ewigkeit gemacht, — nicht einmal das Pulver. Es muß eine Zeit kommen, wo man erfindet, wie das Pulver unerfunden gemacht werden könne — nämlich beim Gebrauch in den Kämpfen um ethische Gesetze.

77.

Gebrochene Herzen sind Künstler, deren Werk von Elephanten zertreten wurden. Eine verlorne Mühe ist indessen nicht werth, ihr zu gefallen an aller Schöpfungs-

kraft des Genius zu verzweifeln. Immer von Neuem anzufangen, wo etwas zerstört oder vollendet wurde, ist der Menschen Art und Schicksal.

78.

Der Tempel, den der Zeitgeist sich erbaut, will einigen Polizeibeamten nicht gefallen; daher sie die Leute einfangen lassen, welche Steine und Mörtel herbeiführen. Den Baumeister aber finden die Häscher nicht, und selbst der Herr Polizeimeister weiß kein Signalement von ihm zu geben. — Indem ich dies schreibe, warnt mich eine Stimme, es könnte der Polizei einfallen, mich in Verhör zu nehmen, weil ich zu wissen scheine, wo sich der Baumeister verborgen halte. Ich will es also gerade heraussagen, wen ich für den Meister halte. Es ist die Geschichte der letzten Jahrhunderte. Das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen. Was würde es helfen, wollte man thun, als ob Luther, Friedrich II. und Napoleon nicht in der Welt gewesen? Die Geschichte weiß ihre Rechte zu sichern — ohne Armee und ohne repräsentative Regierung.

79.

Ich habe noch nie einen Despoten gesehen, weiß auch nicht, ob es gegenwärtig einen solchen giebt; mithin kann ich nicht der persönliche Feind desselben seyn. Ich behaupte aber, daß im neunzehnten Jahrhundert kein König durch Verfolgung der Geister oder Anfeindung der öffentlichen Freiheiten seinen Thron befestigen könne. — Es gehört wenig Muth dazu, dieses heut zu Tage in Europa zu sagen; ich getraute mir aber, selbst einem Ludwig XI. oder Philipp II. jenen Satz zu beweisen, und würde mich nachher jeder gesetzlichen Strafe unterwerfen, falls man fände, daß ich Unrecht habe. Es versteht sich jedoch, daß ich mir ein öffentliches Verfahren erbitten würde; denn — rien n'est si dé sagréable que d'être pendu obscurement.

80.

Die Schmeichelei der käuflichen Leute macht klein, der Tadel freyer Geister kann groß machen; denn verständige Menschen tadeln nur, wo sie Besserung erwarten. Sich bessern heißt größer werden.

81.

Man thut recht, den Pöbel im Zaum zu halten; unrecht aber ist es, jeden denkenden Mann eben auch als Pöbel zu behandeln. Dadurch macht man sich selbst der Pöbelhaftigkeit schuldig.

82.

Verfolgt ihr die Talente, so werdet ihr dem Spotte der Talente nicht entgehen.

83.

Der menschliche Geist hat neuen Boden gewonnen; warum wollen sich die Höflinge auf demselben nicht anbauen? Merken sie nicht, daß sie dadurch den Plebejern das Feld räumen? Muthig, meine Herren, geben sie sich Mühe etwas zu lernen. Die Wissenschaften sind heut zu Tage festere Schlösser als die Ruinen der Feudalität.

84.

Wenn geschrieben wird: die Völker hoffen auf eine die Freiheit schützende Verfassung, so ist dies soviel als wenn man von einem einzelnen Menschen sagt: er hoffe vernünftig zu werden. Eine solche Verfassung kann nur das Resultat ausgebildeter Kräfte im Volke seyn. Die Kräfte giebt die Natur, und die Bildung das Schicksal, wo bildungsfähiger Stoff vorhanden. In gleicher Zeit und unter gleichen Umständen schreitet das eine Volk vorwärts, während das andere zurückbleibt. Gleichwohl

meynen unsere Liberalen, durch eine und dieselbe Verfassung, die verschiedensten Völker auf gleiche Stufe der Civilisation zu heben. Dagegen spricht selbst unsere junge Erfahrung; denn wir haben erlebt, daß Volksrepräsentanten sich gegen Cultur der schönen Künste, und für Herstellung der Gewerbsinnungen, ja für Absonderung des Kirchenguts erklärt haben. So tief steckt uns die Barbarei noch in den Gliedern, und so wenig sind wir reif für den Sinn der repräsentativen Regierung.

85.

Der Geist gleicht, bei seinem Erwachen, einer kleinen Kugel, die in die Welt geworfen wird. Von innerer Kraft getrieben, dehnt sie sich nach allen Richtungen, stößt bald hier, bald dort an, und überwindet das Hinderniß, oder unterwirft sich demselben. So wird sie in der Zeit eine Erdkugel mit Höhen und Tiefen. Von dem fremden Stoffe, an den ihre Oberfläche anstieß, nimmt sie vieles auf im eigenen Boden, verarbeitet es, und drängt es hinaus ans Licht als organisirtes Gewächs, mit der Wurzel der Liebe an die Erde gefesselt. Wo sie aber zu schwach war, das Fremde zu überwinden, da gräbt dieses tiefe Narben in ihren Boden, und verunstaltet die Kugelform. Einige dieser Kugeln sind nackt, oder doch nur kümmerlich mit niederem Gesträuch bewachsen; über andern blüht ein Paradies, — eine Heimath des schönsten, liebevollsten Lebens. — Inseln gleich schwimmen diese Geisterplaneten in dem Aether des unendlichen All, in gemessenen Bahnen um die Sonne, die der Gott des Lichtes und der Wahrheit in ihren Mittelpunkt stellte. — Bist du auf der Reise durch solche Welt, so segele vorüber an öden Felsen der Lieblosigkeit, an finstern Höhlen des Aberglaubens, und wirf nur dort die Anker aus, wo blühende Thäler, schattige Wälder und ein lebendiges Ge-

wähl kräftiger Menschen dich einladen an ein gastfreundliches Gestade.

86.

Gegen den Obscurantismus sollten die Völker Quarantäneanstalten errichten, denn er ist die Pest der Geister. Unsere Kinder werden eine Censur im Interesse der Wissenschaften und der Civilisation erleben.

87.

Viele Leute lesen jetzt täglich ihre Portion Zeitungen, wie sie sonst Gebetbücher lasen. Bei den einen, wie bei den andern denken sie gleich wenig, was nicht anders seyn kann, da alle drei, Leute, Zeitungen und Postillen in der Regel gleich geistlos und abgeschmackt sind. Könnten unsere Censoren es dahin bringen, daß Niemand mehr die Zeitungen lese, so würden sie sich ein Verdienst um die Gesellschaft erwerben, — und zwar ohne daß sie daran dächten.

88.

Ein obscures Blatt kann dem Frieden der Staaten, der Würde der Macht keine Gefahr bringen; wohl aber kann ein unnützer Krieg gegen dasselbe, wobei zitternde Kriecherey im Geniecorps und Unwissenheit im Generalstaab commandiren, die öffentliche Verachtung zur Folge haben.

89.

Galliani meinte, man müsse alles sagen können, doch so, daß man nicht in die Bastille käme. Zu seiner Zeit hatten nämlich die Gedankenvögte noch nicht die Erfindung gemacht, aus unschuldigen Worten eine schuldige Absicht heraus zu erklären. Auch herrschte noch eine gewiße Schaam: Keiner wollte eine indirekte Satire auf sich

beziehen, und sich für getroffen bekennen. Darin ist man in neueren Zeiten weiter gekommen: es giebt Leute, welche sich die Schaamlosigkeit zur Ehre rechnen.

90.

Wenn ich ein Uebermaaß von Unverstand sehe, ist mir nicht bange, daß er dauern könne. Durch Uebertreibung wird alles, selbst die Dummheit, erschöpft. Die Menschen sind so sehr an Wechsel und Neuigkeiten gewöhnt, daß sie am Ende aus lauter Langeweile und um eine neue Mode aufzubringen wieder verständig werden.

91.

Einige wollen springen, andere wie die Krebse rückwärts gehen; die Klügsten meinen das Kriechen sey die den Menschen zuträglichste Bewegung. Mitten unter diesen dissentirenden Philosophen schreitet eine kleine Anzahl Anhänger des gesunden Verstandes ruhig vorwärts auf der Bahn zur Mündigkeit und Freiheit.

92.

Wer sich selbst genügt und den Tand verachtet, ist ein gar vornehmer Herr, auch wenn Niemand sich vor ihm beugt. Es giebt aber eine in sich zurückgezogene Eitelkeit, die mit der Unabhängigkeit des Geistes nicht verwechselt werden darf. Letztere bemitleidet die Menschen, und sucht ihnen zu helfen, durch Erweckung ihrer eigenen Kräfte; jene giebt sich das Ansehen sie zu verachten, weil sie sich von dem Eitlen nicht leiten lassen wollen.

93.

Ein Volk, das ruhig zusah, als Sokrates ermordet wurde, bewies, daß es des Sokrates nicht würdig war.

94.

Es giebt Zeiten, wo die Reden der Weisen gefährlich für sie sind; dies sollte sie nicht schrecken; aber das Schlimmste ist, daß in solchen Zeiten ihre Reden gewöhnlich auch unnütz sind.

95.

Der Gerichtstag der Geschichte bleibt nicht aus, und Jedem wird die Frage vorgelegt werden: „Was hast du gethan, deine Brüder aus dem schmählichen Zustande zu befreien, in welchem Sclavensinn und Aberglaube sie gestürzt hatten?" — Dort gilt die Entschuldigung nicht: „ich mußte, um des Brodes willen, der Finsterniß dienen, „weil das Licht zu arm war, mich zu besolden; denn ich „bin von guter Erziehung, und an ein bequemes Leben „gewöhnt."

96.

Es ist gefährlich, den Glauben zu verbreiten, daß Eide ein Mittel sind, sich aus Verlegenheiten zu ziehen, und man sie brechen könne, sobald die Verlegenheit vorüber ist.

97.

Es darf keine Staatsreform geduldet werden, welche einer Regierung von ihren Soldaten aufgedrungen worden, und eben so wenig eine solche, welche ihr von fremden Soldaten aufgedrungen wird. Sind nun die einheimischen und die fremden Soldaten über diesen Punkt uneinig, so thut eine selbstständige Regierung am besten, sich zu gar keiner Reform zu verstehen, sondern alles beim Alten zu lassen.

98.

Das Christenthum wurde in Amerika unter blutigen Greueln eingeführt; keinem vernünftigen Menschen wird

einfallen, deswegen das Christenthum in der neuen Welt ausrotten zu wollen. — Es zeigt die Geschichte, daß alle Verbesserungen mit Unordnungen begleitet waren. Die Vortheile der Reformation mußten durch einen dreyßigjährigen Krieg erkauft werden. In diesem Kriege gab es zwei verschiedene Meynungen; keine konnte die andere völlig ausrotten, und sie lernten am Ende, sich ruhig neben einander vertragen. Warum thaten sie dies nicht früher? Wahrscheinlich weil sie nicht weise waren. Nichts ist schwerer als den einfachen Rath der Weisheit zu befolgen; man versteht ihn gewöhnlich sehr spät.

99.

Ein berühmter Anatom theilte die Menschen in zwei Classen: 1.) in solche, die anatomiren, und 2.) in solche, die anatomirt werden. Die Eintheilung der neuesten Publizisten, welche überall nur Liberale und Servile sehen, ist um nichts gründlicher; sie erinnert an den Zustand von Liliput, der, in dem offiziellen Bericht des Herrn Marquis von Keldresal, ersten Staatssekretär der heimlichen Angelegenheiten des liliputischen Reichs, also beschrieben wird. „Sie müßen wissen, sagte die fingerlange Excellenz, zu dem Menschengebirge Gulliver, der, beiläufig gesagt, ein gewöhnlicher Europäer war, „Sie müßen wissen, daß, seit mehr als siebenzig Monden, der Staat von zwei Parteyen zerrissen wird, von „den Trameckſan und den Slameckſan, die ihren Namen „von der verschiedenen Höhe der Absätze an ihren Schuhen erhielten. Allerdings ist nicht zu läugnen, daß die „Gewohnheit, hohe Absätze zu tragen, die ältere sey; „indessen haben Se. Majestät beschlossen, in der Regierungsverwaltung und bey den Aemtern, die von der „Krone besezt werden, nur diejenigen anzustellen, welche „niedrige Absätze tragen, wie Sie, Herr Gulliver, bereits

„selbst bemerkt haben werden. Wenn Sie darauf achten, so „werden Sie sehen, daß die Absätze Sr. kaiserlichen Ma„jestät um einen Druck (etwa der vierzehnte Theil „eines Zolls) niedriger sind, als die Absätze irgend eines „seiner Kammerherrn. Der Haß zwischen diesen beiden „Parteyen geht so weit, daß sie weder mit einander essen, „noch trinken, ja nicht einmal mit einander reden wollen. „Die Trameksan, oder diejenigen, welche hohe Absätze „tragen, bilden die große Mehrheit der Nation; aber „wir haben den Besitz der Gewalt auf unserer Seite. „Wir fürchten nur, daß Se. kaiserliche Hoheit, der „Thronerbe, einige Neigung für die hohen Absätze hege; „wenigstens ist soviel gewiß, daß einer seiner Absätze et„was höher ist, als der andere, daher höchstdieselben im „Gehen etwas zu hinken scheinen." — Ihr Liberalen und Servilen, seyd ihr mehr als die Trameksan und Slameksan?

100.

In Folge einer Erfindung der neuern Zeit, werden Menschen, die nicht unter dem Gesetz einer fremden Regierung stehen, doch nach demselben und zwar in Ländern gerichtet, die für unabhängig von jener Regierung geachtet werden. Wahrscheinlich soll durch diese Erfindung Amerika noch schneller bevölkert werden.

101.

Es ist eine schlimme Zeit, wenn alle Welt erbittert ist, und selbst Humoristen mehr den Aerger, als das Lachen cultiviren. Eine solche Zeit ist den Künsten und Wissenschaften nicht günstig, welche nur bey heiterer Freiheit des Geistes gedeihen. Werden überdem wissenschaftliche Männer verfolgt, so können sie sich wohl als Märterer der Wahrheit opfern, in der Indignation aber,

die sie beherrscht, das Gebiet der Wissenschaften zu erweitern, schwerlich Muße und Laune finden.

102.

Wollt ihr wissen, wie weit die Kraft eines Menschen reiche? Beobachtet ihn, wo er fürchtet. Wer bey dem Rauschen der Blätter zittert, ist sicher kein Held. Doch vergeßt dabey nicht, daß feige Leute gern grausam sind.

103.

Ein Dichter sagt: es giebt viele Dinge, von denen sich die Philosophen nichts träumen lassen, und ein anderer: es giebt noch mehr Dinge, von denen sich die Barone nichts träumen lassen.

104.

Nicht alle Emigranten wandern aus dem Lande, einige nur aus der Zeit; kommen sie irgendwo zur Bequemlichkeit, so möchten sie dann die alte Zeit wieder auspacken.

105.

Man hat von deutschen Revolutionären gesprochen, deren Unternehmungen die Staaten bedrohten. Wer waren diese furchtbaren Leute? Pinsel, welche mit Studenten, während den Ferien, Deutschland in eine Republik zu verwandeln hofften. Und wer waren die andern, welche die Würde der Regierungen compromittirten, indem sie einen ernsthaften Feldzug gegen Kinderspiele anriethen? Es ist ungewiß, ob die Geschichte ihre Namen auf die Nachwelt bringen wird. In keinem Fall wollen wir sie um ihren Ruhm beneiden.

106.

Politik ist Berechnung und Stellung vorhandener Kräfte für den Zweck der Verbesserung des gesellschaftlichen

Zustandes. Sie ist sonach eine moralische Wissenschaft, welche dadurch nichts von ihrer Würde verliert, daß einige Schlauköpfe sie travestiren und die Kunst der Verschlimmerung der Gesellschaft üben, um sich durch den Raub der allgemeinen Rechte zu bereichern.

107.

Wie würde es in einem Staate aussehen, wo die Regierung, statt die Talente und Tugenden in ihren Kreis zu ziehen, sie als gefährlich verfolgte oder als schwärmerisch bey Seite setzte, dagegen den Unverstand, die Unwissenheit und das Laster zu Aufsehern über jene bestellte?

108.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Menschen am Grabe eines Heldenalters standen. Dann suchten Schwäche, Blödsinn und Betrug sich die verwaiste Geschichte zu unterwerfen; die Vorsehung aber sendete fast jeder Periode einige besonnene Genien, welche der Nachwelt die Erbschaft des Jahrhunderts unverkürzt erhielten.

109.

Als Neulinge betreten wir jede Alters-Stufe des Lebens, und die Erfahrung wird uns erst zu Theil, wenn es zu spät ist, Gebrauch von ihr zu machen. Nur den Auserwählten des Himmels ersetzt ein innerer Genius den Mangel äußerer Erfahrung; diese Auserwählte sind es auch, welche die Erfahrung berichtigen und erweitern. Der gewöhnliche Mensch lernt selten früher, als am Ende einer Periode, wie er hätte anfangen sollen. Doch sind die gebildeten Geister noch nicht müde geworden, zu versuchen, ob den gewöhnlichen Menschen die Verirrungen erspart, ob sie belehrt werden könnten; denn auf den Alltagsschlag der Sterblichen ist aller Unterricht be-

rechnet. Die großen Genien werden von der Natur in ihrem verborgensten Heiligthum erzogen. — Das Schicksal der Individuen findet sich wieder in den Entwikkelungsepochen der Völker: auch sie haben ihre Zeiten der Jugend, des männlichen Alters und des Absterbens; und jedes Alter trifft die Völker unvorbereitet für die neue Aufgabe desselben. Das Alterthum kennt nur Ein genialisches Volk, das schon in der frühen Heroenzeit mit reifem Geiste ins Leben trat, und diesem Geiste treu blieb, bis fremde Gewalt es unterjochte, wo auch dann noch der Geist stark genug war, die Fremden sich wieder zu unterwerfen, d. i. ihre Erziehung zu übernehmen. Selbst nachdem ein ganz anderer Geist in des entarteten kaiserlichen Roms griechischen Provinzen einheimisch geworden war, konnten noch die letzten Spuren alt-hellenischer Civilisation das barbarische Europa aus der Nacht des Mittelalters an den Tag eines neuen Lebens leiten. Einzig in der europäischen Geschichte, (nur Indien hat etwas ähnliches aufzuweisen), ist eine solche unsterbliche Kraft der Genialität eines Volkes. Alle modernen Völker sind gegen die Griechen, was die Alltagsmenschen gegen die großen Geister der Weltgeschichte, was ein Daun oder Zieten gegen Alexander und Cesar, ein Wolf oder Basedow gegen Plato und Aristoteles. Die Schöpfungen der höheren Einbildungskraft sind es, wodurch sich die Völker unterscheiden.

110.

Viele kräftige Männer unserer Zeit haben mitten in Europa ihr St. Helena gefunden.

111.

Die Geschichte ist die letzte, nicht zu verweigernde Zuflucht der Völker, wenn sie in die Irre getrieben wer-

den. Die Vorsehung hat ihnen in der Geschichte ein Mittel vorbehalten, sich selbst auszukennen und die Irrenden zurecht zu weisen. Darum ist der Beruf des Geschichtschreibers zu jeder Zeit ein würdiger und ehrenvoller; es giebt Umstände, wo er der höchst mögliche wird. — Philosophische Geschichtschreiber, wie Robertson, Hume und Gibbon haben das Gesetzbuch bekannt gemacht, nach welchem in letzter Instanz über den Werth der Thaten das Urtheil gesprochen wird. Nur Barbaren wissen nicht, welche Gesetze im Gebiete der Civilisation bereits das rechtliche, öffentliche Eigenthum der Köpfe geworden sind; aber ihre Unwissenheit wird das Recht nicht ungültig machen: sie mögen es nur andern Barbaren verbergen.

112.

Edle Seelen achten auf den Ausspruch der Geschichte; wer einzig für den Erfolg des Augenblicks lebt, gehört zum Pöbel.

113.

Unerbittlich und unbestechlich ist die Geschichte; der Versuch ihr ein falsches Zeugniß aufzubürden, würde unfehlbar zur Schmach der Betrüger ausfallen.

114.

Das Daseyn edler Menschen reicht hinaus über das Spielwerk Eines Tages; ihr Geist, ein Glied der menschlichen Natur, ist organisch an Vergangenheit und Zukunft gebunden; die Menschheit ist die große Nation, der sie angehören, und was die Menschheit Schönes, Gutes und Großes hervorgebracht, bildet das Vaterland, für dessen Erhaltung sie kämpfen.

115.

Nur wenige unserer Zeitgenossen haben in den letzten Perioden gelebt, d. h. mit offenen Augen gesehen, die Ereignisse verstanden und ihren Sinn gefördert: Viele waren Pedanten des siebzehnten Jahrhunderts, die durch einen Schiffbruch an die Küsten des neunzehnten verschlagen wurden, und keine Kunde von diesem unbekannten Lande hatten. Erst als die Zeit sie in die Lehre nahm, fiengen sie an zu ahnen, daß sie die Gelegenheit verträumt hätten.

116.

Die Hudson Low des Continents schreiben selbst ihr Memorial; es ist nicht nöthig, daß ein Las-Cases ihre Thaten aufzeichnet.

117.

Die Bewegung in der Zeit hat mehr zu bedeuten, als der Sieg der einen oder der andern Partey unter den Kämpfenden. Diese halten jede vorübergehende Erscheinung für den Abschluß der Rechnung zwischen der alten oder neuen Zeit. Mit den Symptomen der Bewegung beschäftigt, vergessen sie die Ursache, die dann fortwirkt und ihrer Palliative spottet. Sie verstehen es nicht, das Ganze aufzufassen, und halten daher jede neueste Entscheidung für die letzte, der die Welt fortan in Ewigkeit sich fügen müße, sollte das Resultat auch nur ein örtlicher, wohl gar nur ein persönlicher Vortheil bei allgemeinem Schaden seyn. Diese Ansicht kann nur der Gedankenlosigkeit zusagen. Die Zeitgeschichte beschränkt sich nicht auf die Chronik unserer Heimath. Im neunzehnten Jahrhundert sind

die Kräfte der europäischen Völker so vielfach und innig in einander verflochten, daß ein allgemeines politisches Leben unverkennbar den Welt-Theil zu einem großen Staate bildet, und der Ausdruck „europäische Republik" mehr als eine metaphorische Redensart geworden ist. Europa strebt seiner Organisation entgegen. Die einzelnen Staaten sind nicht mehr getrennte Inseln in einem anarchischen Ocean; sie werden, oft ohne ihr Wissen und nicht selten wider ihren Willen, zu Gliedern Eines Körpers verbunden, dessen Leben sie erhalten und beschützen sollen, und der wiederum ihr Leben, als ihm nothwendig, beschützt und erhält. Daher wird jede Frage, welche nur die Politik eines einzelnen Landes zu berühren scheint, sogleich eine europäische; daher giebt es keine französische, englische, oder östreichische Geschichte der Gegenwart: es giebt nur eine europäische Zeitgeschichte, die wohl bis zu den europäischen Völkern in Amerika hinüberreicht. — Diese Thatsache der Organisation des Welttheils wird dadurch nicht umgestoßen, daß die verschiedenen Staaten, welche den Organismus bilden, einander unähnlich sind. Einige Staaten stehen nämlich auf der Stufe des politischen Jünglingsalters, andere reiften zur Männlichkeit, noch andere befinden sich im Zustande des Greisenalters; einige behaupten eine Art von Absonderung, während andere den Einfluß der Totalmacht empfinden und sich ihm hingeben; endlich suchen einige in der Schwäche ihrer Nachbarn die Bürgschaft eigener Selbstständigkeit, andere sind angewiesen, diese von der Erstarkung Aller zu erwarten. Diese Ungleichheit befördert gerade, durch Aufreizung, durch Haß und Reaktion, das Ineinandergreifen der Kräfte, und bereitet die Organisation vor, die übrigens im Werden ist, also noch nicht vollendet seyn kann, jedoch durch alle, selbst die widersprechendsten Anstrengungen der Zeitgenossen sich an-

kündiget. Es ist nicht nothwendig, daß die Menschen sich deutlich bewußt seyen, diesem Ziele entgegen zu gehen. Vielleicht führt die Natur der europäischen Gesellschaft diese um so sicherer an ihr Ziel, als kurzsichtige Willkühr oder Unwissenheit, sich nicht anmaaßt, den Gang der Natur stören zu wollen. Die Vorsehung macht das Gelingen ihrer Absicht nicht von dem Eigensinne der Sterblichen abhängig, und oft ist ein Gegenstreben das sicherste Mittel der Beförderung. — Liegt das Bedürfniß vor, in dem verworrenen Treiben der Parteyen Einheit und Ordnung zu bringen, so muß ihm ein Ziel gesetzt werden, das der moralischen Bestimmung der Gesellschaft entspricht, und die Ehre des Jahrhunderts rettet. Denn unerträglich ist der Gedanke, daß alle Aufregung nichts mehr zu bedeuten haben sollte, als einem Kampf zweyer Parteyen, die über die Beute nicht einig werden können. Und diese Beute wäre die Menschheit selbst. Ein würdiges Ziel scheint sich uns zu zeigen, bei der Voraussetzung einer Organisation Europa's, welche, eben weil sie eine Organisation seyn soll, nicht die Zerstörung des Welttheils, sondern seine Belebung zum Zweck haben kann. Alle Staaten sollen sich gegenseitig unterstützen, die Civilisation zu ihrem Gemeingut zu machen. Unter dieser Wechselhülfe soll der Gewerbfleiß gedeihen, der Handel blühen, der Wohlstand steigen; die Wolken sollen verscheucht werden, die aus Sümpfen heraufsteigen und den Himmel trüben, unter dem, nur wenn er rein ist, die Früchte der Künste und Wissenschaften reifen; die Gerichtshöfe sollen nicht den Faktionen anvertraut, sondern die Gerechtigkeit soll heilig gehalten werden; und die öffentliche Moral soll ihre Stütze in den Sitten der Regierungen finden. Wehe dem Zeitalter, das einen solchen Zustand für unmöglich, das die Hoffnung auf denselben für Schwärmerei hielt! Der Glaube an die Möglichkeit desselben ist übrigens sehr

verschieden von dem Traum eines ewigen Friedens, in welchem einseitige Gutmüthigkeit sich wiegen mochte. Der Krieg ist unzertrennlich von der Menschheit; nur sollen die Kriege in ihrem Interesse, nicht für den Fanatismus oder für schnöden Gewinn der Corporationen geführt werden. Der Glaube an die Möglichkeit des eben beschriebenen Zustands setzt nichts voraus, als daß der gesunde Menschenverstand über Verirrungen der Leidenschaften siegen werde. — Ist nun die Organisation Europa's das von der Vorsehung gesteckte Ziel der Bewegungen des Jahrhunderts, so zeigt sich uns die Möglichkeit das Widersprechende zu vereinen, d. i. die Kämpfenden zu versöhnen. Sollte die Versöhnung auch nur das Resultat einer langen Reihe kriegerischer Jahre seyn, so gewährte der Ausgang doch schon Trost, weil für die Menschheit nichts entehrender wäre, als ein endloser Krieg, ohne Gewinn für die Civilisation. Bei dem Glauben an eine werdende Organisation können wir schon jetzt, in Gedanken wenigstens, an den Vortheilen des definitiven Friedens Theil nehmen. Wir können als Mitstreiter uns gestärkt fühlen durch den Gedanken, daß wir nicht als Maschinen oder Söldlinge zwecklos einander morden; sondern für eine große Sache in den Kampf ziehen. Zugleich zeigen sich uns, aus diesem Gesichtspunkte, die Anstalten der großen europäischen Regierungen in einem neuen wohlthätigen Lichte, und dies ist ein Gewinn, der uns mit Begeisterung erfüllen sollte, weil es in unserer Zeit vielmehr Noth thut, uns in Geist und Gemüth mit den Regierungen zu versöhnen, als im Innern uns von ihnen hoffnungslos zu trennen. Auch die Regierungen streben dem großen Resultat einer moralischen Organisation des Welttheils entgegen. Dies muß die Welt beruhigen, die von einer seltsamen Furcht befallen ist. Sollten auch Irrthümer sich in die großen Anstrengungen gemischt haben,

so wird der Irrthum schneller vorübergehen, als bei den Versuchen der Völker, die sich, um die Freiheit zu erhalten, der Anarchie in die Arme werfen. Eine einfache Ministerialveränderung kann jeden Fehlgriff einer Regierung verbessern; aufgewiegelte Völker dagegen können nur durch Blut zur Ordnung zurückgebracht werden. — — Es zeigt sich uns die Aussicht, die Würde des heutigen Geschlechts zu retten, das vor dem Richterstuhl der Geschichte sich nicht beschimpfen will, noch wollen kann, wenn es blos für politischen Aberglauben einer oder der andern Art den Boden mit Blut befleckt hätte, den die Nachwelt, als das Vaterland der gebildeten Menschheit, von uns ungeschmälert, ja, vergrößert und bereichert, zu fordern das unveräußerliche Recht hat. Es muß möglich seyn, durch die Kämpfe der Zeit, ein rühmliches Resultat zu gewinnen, oder das politische Leben wäre der Mühe eines denkenden Menschen nicht werth. Weil wir nicht alle Knechte seyn sollen, und die Würde der Höhergestellten nicht darin bestehen kann, uns zu Knechten zu machen, oder in Knechtschaft zu erhalten; darum müssen die Völker eine andere Bestimmung haben, als den Liberalen oder Servilen in die Hände zu fallen; und die Erhabenheit des Berufs der Regierenden kann nur darin gesetzt werden, daß sie die Völker der edleren Bestimmung entgegenführen. Die Organisation wird also nicht etwa von dem Versuche zu erwarten seyn, den Welttheil zum Kerker zu gestalten, dem Keiner entfliehen kann; vielmehr wird sie um so mächtiger und ehrwürdiger seyn, als sie sich, bei durchgängiger Schonung der Freiheit der Individuen und der einzelnen Staaten, in den allgemeinen Rechtsverhältnissen aller Glieder beurkundet. Ohne einen rechtlichen Zustand ist die organische Verbindung nicht denkbar; daher alle Eingriffe in das Recht von ihr entfernen würden. Es kann sonach die Politik der Regierungen nur

darin bestehen, den Geist der Völker zu wecken und den Austausch der moralischen Schätze möglichst zu befördern; denn diese Circulation ist die Bedingung des Lebens im organisirten Europa, das alsdann stark genug seyn wird, alle revolutionären Elemente als Krankheitsstoffe auszustoßen. Kein Staat wird ungestraft vom Wege zum gemeinschaftlichen Ziele der freien Bewegung aller abweichen, wird der Mitwirkung zur allgemeinen Belebung sich entziehen dürfen. Wollte einer sich insoliren, so würde er seinen politischen Tod aussprechen. Mit der Einheit des Zwecks ist Ordnung, Lebendigkeit, Bedeutung und Würde zu gewinnen. Nicht Tyranney der Willkühr wird das letzte Schicksal einer gepeinigten Menschheit seyn; sondern wie in dem einzelnen Staate mannigfaltige Kräfte sich zur Belebung und Erhaltung des Ganzen vereinen, so wird Europa, nicht in der Ruhe eines Kirchhofs, sondern in freudiger Bewegung aller Lebenskräfte der verschiedenen Staaten sich zu einem organisirten Welttheil gestalten, dessen Ruhm in der erhabenen Unruhe eines zur Verbreitung der Civilisation geschlossenen Völkervereins bestehen soll und wird.

118.

Ohne Worte verstehen sich verwandte Geister; ein Blick trägt Gedanken aus einer Seele in die andere, und zündet elektrisch, oft zugleich in großer Entfernung. Solche Blitze brauchen keine Pässe um durch die Welt zu reisen.

119.

Es giebt, sagt Wieland, in jedem Lande Gesetze, welche eher auf die Würde der Truthühner als der Menschen berechnet sind.

120.

Es ist der Gipfel der Verkehrtheit eine tapfere That zum Schutz der Verbrechen auszuüben.

121.

Die thatenlose Andacht hat keine Ansprüche auf Ruhm; auf den Altar des Vaterlandes soll der tugendhafte Bürger seine Gabe legen.

122.

Ueber der gemeinen Stellung der Dinge schwebt eine höhere Ordnung, in welcher die Natur den Geistern den Rang anweißt.

123.

Wie mögen Leute, die kein klar geschriebenes Buch verstehen, sich einbilden sie verständen die Sibilliniſchen Bücher des Menschenlebens?

124.

Woher kommt es wohl, daß Niemand mit einem blinden Kutscher fahren will, da er sich doch getrost von blinden Pferden ziehen läßt?

125.

Oft glauben die Leute, ich spräche aus Haß gegen sie, wenn ich mit Liebe für sie erfüllt, und sie vor Thorheit und Schande zu bewahren bemüht bin.

126.

Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß die Mittelmäßigkeit das Genie, die Finsterniß das Licht zu ersticken bemüht ist.

127.

Eine Classe von Menschen verwechselt den Mißbrauch mit der Sache selbst; eine andere Classe liebt in den Sachen nichts als den Mißbrauch; beide leben in stetem Kriege; indem aber jene die Sachen vernichten, und diese den Mißbrauch erhalten wollen, befinden sich beide im Irrthum. Es wäre thöricht zu verlangen, daß man sich zu einer oder der andern Parthey bekennen müße.

128.

Schlechte Menschen horchen auf jede Aeußerung in in vertrauten Zirkeln, schmieden daraus Berichte über Revolutionsprojeckte und suchen Mißtrauen gegen die redlichsten Männer zu unterhalten. Diese der Gemeinheit angehörenden Berichte dürfen keinen Einfluß haben auf die Urtheile und Anstalten der Fürsten. Die Liebe der Unterthanen bewacht sicherer den Thron weiser Fürsten, als ein ganzes Heer geldgieriger, provozirender Agenten.

129.

Mit dem neuen babylonischen Thurmbau geht es rasch vorwärts; aber die Sprache verwirrt sich, die Arbeiter verstehen sich nicht mehr, und eine neue Zerstreuung der Völker ist zu besorgen. Jeder glaubt, er sey mit den nöthigen Talenten und Kenntnissen ausgerüstet, über Verfassung und Verwaltung, über Volksrechte und Nationalinteresse, über Beschränkung der obersten Gewalt, monarchisches, aristokratisches und demokratisches Princip, über Tyranney, Anarchie, über revolutionäre Umtriebe, kurz über Alles, was Welt und Zeit ins Leben gerufen, abzusprechen, wenn gleichwohl er über

die Bedeutung dieser Worte nie nachgedacht hat. Die Verwirrung wird dadurch noch größer, daß einige Leute sogar gewisse Begriffe, als das Eigenthum irgend eines Standes, in ausschließenden Besitz nehmen. So glaubt mancher Junker, es verstehe sich nur der Adel auf den Begriff der Ehre; sie sey daher ihm allein zuständig. So bildet sich irgend ein obscurer Staatsbeamte ein, er allein hätte das Recht und die erforderliche Einsicht über politische Verhältnisse zu urtheilen, und da er berufen sey, das monarchische Princip zu bewahren, so müsse er es als Beleidigung dieses Princips ansehen, wenn behauptet wird, daß ungeschickte Beamten dem Staate vielmehr Schaden als Nutzen bringen, besonders in dem Fall, wo sie ihre Herren belügen, und ihnen die Dinge im falschen Lichte zeigen. Diese Confusion der Begriffe ist nur kindisch, weil bei geringster Besonnenheit und Verstandesreife offenbar wird, daß gerade die Achtung für das ehrwürdige Amt der Staatsbeamten am meisten zum Unwillen über die falschen Brüder aufreizt. Auch das Amt der Schriftsteller ist ehrwürdig, aber ein schreibender Gelbschnabel kann auf keine Achtung Anspruch machen, wenn er durch seine Schriften sich lächerlich gemacht hat. Die Achtung ist eine innere Auflage, die nur freywillig entrichtet wird; sie erzwingen wollen ist auch eine Verwirrung der Begriffe. Wir könnten leicht mehrere und auffallendere Beispiele anführen, wie es zu Anmaßung, Ungerechtigkeit und Selbstbeschimpfung führt, wenn ungeordnete Köpfe plump in den Sprachtopf eingreifen, die Worte auf gut Glück herausziehen, sie in die Luft schleidern und meynen, sie hätten etwas Verständiges gesagt. Dies ist nicht so leicht als die Leute glauben. Wir wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß die Sprachverwirrung vorzüglich in Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft am unleidlichsten wird, indem sie

hier zu allen den Händeln um Ziegenwolle Anlaß giebt, wodurch die Zeit verdorben und die Würde der Vorsteher compromittirt wird. Denn letztere haben ein erhabeners Geschäft, als sich um Wortklaubereien zu bekümmern; daher diejenigen um so strafbarer sind, welche die falsche Münze im Namen der Autorität in Umlauf zu bringen suchen. Wohin soll es in der That führen, wenn vorlaute Sprecher Staatsinteresse nennen, was nur ihr Privatvortheil ist, wenn sie Regierung nennen, was nur die mißbrauchte oder usurpirte Gewalt einiger untergeordneten ausgearteten Beamten ist? Wohin soll es führen, wenn sie die Rechte des Throns gekränkt erklären, wo, aus Ehrfurcht für die Heiligkeit des Thrones, die Anmaaßungen getadelt werden, den Thron zum Deckmantel der Thorheit oder einer noch schlimmeren Verirrung zu brauchen? Kann es der Gesellschaft, kann es vorzüglich ihrem Repräsentanten und Oberhaupte Gewinn bringen, wenn jede Erinnerung an die öffentlichen Interessen, jede Warnung gegen Mißbrauch, als ein Schrei des Aufruhrs verdächtig gemacht, und jede Stimme unbestochener Wahrheitsliebe und des Wohlwollens für die Menschen, als revolutionäre unterdrückt wird? Wird man die Talente und Tugenden für sich gewinnen, wenn man jede ihrer Bemühungen, die Uebel der Gesellschaft zu lindern, das Gute geltend zu machen oder vorzubereiten, als das Bestreben einer gefährlichen Faction zu beschimpfen, sich die in einem aufgeklärten Zeitalter doch vergebliche Mühe giebt? Und soll es Frechheit, soll es Sittenlosigkeit seyn, soll es verrathen, daß den Menschen die Ordnung ein Gräuel sey, wenn sie, mit den Fortschritten der Civilisation, sich höher gehoben fühlen, wenn sie sich nicht als Sklaven kriechend vor jedem wegwerfenden Troz beugen, sondern als Menschen mit anerkannten Rechten behandelt seyn wollen; wenn sie an das ihnen von Gott ins Herz

geschriebene Gesetz erinnern, daß wo keine Freiheit auch keine Moral? Wird man endlich sie des Mangels an Religion beschuldigen dürfen, wenn sie, dem Aberglauben entwachsen, durch Uebung gesellschaftlicher Tugenden ihre Religiosität zu beurkunden suchen; wenn sie die Heuchler verabscheuen, den verfolgenden Fanatismus entlarven, und nur den Diener einer Religion der Liebe, des Friedens und der Versöhnung in Ehren halten?

Man würde sehr irren, wollte man diese Falschmünzerey nur in den Anmaßungen oder Verirrungen einiger höher gestellten Leute erblicken. Die Volksschriftsteller haben, aus Unverstand oder Bosheit, nicht weniger dahin gearbeitet, alle Begriffe durcheinander zu werfen, und den Pöbel zum Sophisten zu machen, indem sie seine Sprache bereicherten, ohne seinen Verstand aufzuklären und sein Gefühl zu bilden. Sie haben die höchsten Ideen der Politik in stark mit Unsinn legirte Scheidemünze ausgeprägt und in Umlauf gebracht; sie haben dieser Münze einen hohen Nominalwerth gegeben und so das Volk über seinen wirklich vorhandenen Reichthum getäuscht. So ist es gekommen, daß in der redseligen Sippschaft der Kannengießer die Sprachverwirrung ihr charakteristisches Unterscheidungszeichen wurde. Man höre, wie gelehrt Meister Job über Volkssouveränität seine Zuhörer unterhält. Man sollte glauben, es spräche ein anderer Ludwig XIV: „L'état, c'est moi!“ „Wir Handschu„macher, spricht er, wir Gerber, Tuchmacher, Schreiner, „Zimmerleute, Schlosser, Kleider- und Perückenmacher, „wir sind das Volk, und folglich der Souverän, wie „ihr in tausend uncensurirten alten Schriften lesen könnt, — „ich sage in uncensurirten alten Schriften, denn die cen„surirten neuen nicht zu lesen, ihr wißt es, haben wir „uns zum Gesetz gemacht. Sind wir aber der Souverän,

„so hat der Herr Bürgermeister uns nichts vorzuschreiben. „Auch drückt kein Souverän sich selbst; warum also sollten „wir dulden, daß Leute uns drücken, die gar nicht souverän, „die nur Diener der Fürsten, oft sogar nur die Lakaien „der Diener sind? Offenbar sind wir die größere Anzahl; „als Majorität aber haben wir Recht, und die Minorität folglich Unrecht." — „Halt", ruft ein verständiger Uhrmacher, „meine Gesellen und Lehrlinge bilden auch „die Mehrzahl; gleichwohl müßen sie thun, was ich will, „und ich lasse mir keine Gesetze von ihnen vorschreiben." — „Ihr gehört zu den Künstlern," erwiedert jener; „die„se haben immer eine Neigung zur Aristokratie. Doch „gleichviel, ich schlage vor, unsere Meynung als öffentli„che vermöge der Preßfreyheit bekannt zu machen." — „Weise gesprochen," fällt ein vazirender Patriot ein; „wir sind reif für die repräsentative Verfassung mit al„len ihren Bedingungen und Folgen. Ihr seht, wie die „Staaten ohne dieselbe sich zu Grunde richten; es ist „also die höchste Zeit, daß wir Rath schaffen. Dringt „für's Erste auf Preßfreyheit; sie wird mir Gelegenheit „geben, Berge von Schimpf auf die Aristokraten zu wäl„zen, und alle Minister in Anklage-Stand zu setzen. „Schon bin ich im Besitz einer hübschen Sammlung eh„renrührender Gerüchte; ich lasse sie als unbestreitbare „Wahrheiten drucken; und gebt Acht, euch meine Freun„de und mich ausgenommen, soll bald keiner mehr als „ehrlich im Lande gelten. Alles, was ich schreibe, wird „zur öffentlichen Meynung, und mit dieser hebe ich die „Welt aus ihren Angeln." — Fände sich ein besonnener Mann in dieser edlen Gesellschaft, und fragte er, was die Herren unter Volk, Souveränität, Preßfreyheit und öffentlicher Meynung verstehen, so würde keiner eine haltbare Antwort zu geben wissen. Versuchte er zu beweisen, daß die arbeitenden Classen noch nicht für sich allein

das Volk bilden; daß mit dem Begriff eines Volkes nothwendig auch der einer obersten Gewalt verbunden sey, indem es so wenig eine Regierung ohne Volk, als ein Volk ohne Regierung geben könne; daß die Majorität, als solche, keine Bürgschaft für Erkenntniß der Wahrheit und des Rechts gäbe, der Natur der Menschen nach vielmehr immer nur eine geringere Anzahl gründlich zu urtheilen fähig sey, daher in dem Verkennen dieses Verhältnisses sich der Krebsschaden der repräsentativen Regierung offenbare; — zeigte er, daß die Souveränität aus der höchsten Idee des Staats, aus der unwiderstehlichen Gewalt der Gerechtigkeit hervorgehe und in der Wirklichkeit demjenigen zu komme, von dem die Gesetze und ihre Vollziehung ausgehen; daß die Freyheit der Preße nicht zum Besten der Pöbelschriftsteller verlangt werde, sondern in ihrem Beginnen nur ein Privilegium seyn könne, das durch große Talente verdient werde, daher es eben so unklug sey, sie allen zu gestatten, als allen zu versagen; endlich, daß die öffentliche Meynung einen andern Rückhalt als die Dummdreistigkeit der Schreiber haben müße, und erst durch ihren Gehalt achtbar werde, wie das Mittelalter beweise, in welchem die Verbrennung der Ketzer von der öffentlichen Meynung gebilligt wurde; — versuchte, sage ich, ein verständiger Mensch an diese Wahrheiten zu erinnern, so würden die Demagogen ihn als Ultra vorschreien, als Feind ansehen, und, falls sie Macht hätten, ihn nicht weniger grausam verfolgen, als je ein Inquisitionsgericht sich irgendwo zu Schulden kommen ließ.

Dies ist eine grelle, gleichwohl ehrliche Schilderung der die Gesellschaft peinigenden Sprachverwirrung. — Forscht man der Quelle derselben nach, so zeigt sich, daß sie aus der gegenseitigen Anfeindung der Stände hervorgegangen ist, welche, indem sie die öffentliche Ruhe er-

schütterte, alle Begriffe und Grundsätze, auf welchen die gesellschaftliche Ordnung ruht, von neuem in Frage gestellt hat. Der Friede ist indessen noch möglich; aber weder durch einseitiges Nachgeben, noch durch einseitiges Unterdrücken des einen oder des andern Standes, sondern einzig dadurch, daß man gegenseitig zur Billigkeit, Vernunft und Gerechtigkeit zurückkehrt, und die Familienverwandtschaft aller Stände aufrichtig anerkennt und in Ehren hält. Das Zutrauen wird sich herstellen, sobald der Adel, ohne Heucheley, die Rechte des Volks in Schutz nimmt, und sobald der dritte Stand, besonnen und aufrichtig, für Erhaltung der Würde eines, die allgemeinen Interessen beschützenden Adels mitzuwirken, sich bereitwillig beweist. Ihren beiderseitigen Vortheil werden sie dadurch sicherer befördern, als durch den Haß, der nur einer kleinen Anzahl raubgieriger Menschen zu gute kommt, und daher auch nur von ihnen, unter allerley Vorwand, unterhalten wird. — Sollte, in einem aufgeklärten Jahrhundert, es schwer oder unmöglich seyn, dem einfachen Rathe des gesunden Verstandes zu folgen? — — Sie, mein Herr Baron, werden sich durch Fleiß in Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse, durch Gerechtigkeit und ein leutseliges, menschenfreundliches Betragen, durch ein sehr erlaubtes, sogar nothwendiges Streben nach Popularität im edlen Sinn, zuverläßiger bey dem Volke in Ansehen setzen, als wenn Sie mit der Lanze der Feudalität gegen den Verstand und die Wissenschaften zu Felde ziehen, oder die Nase noch so hoch tragen, und durch eine stolze Miene die Leerheit Ihres Kopfs zu verbergen suchen wollten. Ehren Sie die Talente und Tugenden, und verfolgen Sie nie einen Mann, der gegen Mißbrauch der Gewalt kämpft, weil ihm die Heiligkeit der Throne am Herzen liegt; der nicht vor Drohungen, wohl aber vor den Folgen erschrickt, wenn den besonnensten Freunden der

Ordnung Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben wird . . . Denken Sie an Edelleute wie Buffon, Montesquieu, Humbold, und nehmen Sie sich vielmehr diese zum Muster, als daß Sie in die Fußstapfen von Leuten treten, welche ihren historischen Namen zu Grabe tragen, ohne daß sie der Geschichte eine Gelegenheit, ihrer zu erwähnen, geben. Blicken Sie auf unsere Fürsten, wie sie durch liebenswürdige Einfachheit und Milde sich alle Herzen gewinnen! — Nehmen Sie endlich diesen wohlgemeinten Rath einem Manne nicht übel, der nicht zu Ihrem Stande gehört, aber die Nothwendigkeit höherer Stände ehrend anerkennt, und ungeheuchelt das Bekenntniß ablegt, daß er die edelsten Menschen unter ihnen gefunden habe. — —

Laßt mich auch zu euch ein freundliches Wort sprechen, Meister Job, und zu euch, Herr Magister! Seyd überzeugt, daß durch Anstand, Ruhe, Besonnenheit und Höflichkeit, durch Geschicklichkeit in eurem Fach, Achtung für die Ordnung der Welt, und Kenntniß ihrer Sitten, ihr dem Edelmann achtbarer erscheinen werdet, als wenn ihr ein Geschrei gegen die Vornehmen erhebt, und durch bäurische Sitten, Verworrenheit der Begriffe, pedantische Träume, hohle Töne und durch Tabackduftende deutsche Kittel jeden Mann von Erziehung von euch zurückschreckt. Es sagt euch dies ein Mann, der in den Hütten der Armen gelebt hat, und in den Pallästen der Reichen kein Fremdling ist.

130.

Ist ein Versuch, den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern, mißlungen, so freuen sich Egoisten, Träge und Feige einen Vorwand zu haben, in solcher Absicht künftig nichts zu thun. Dies ist ein Gewinn, weil ihr Einmischen nicht selten die gute Sache verdirbt. Wem

die Verbesserung Ernst war, lernt aus dem Mißlingen die Fehler vermeiden. Der Versuch selbst ist eine ewige Aufgabe; daher jedes starke Geschlecht ihn immer wieder erneuert.

131.

Die Liberalen sind bemüht, die Zukunft als Gegenwart darzustellen; die Ultra, welche man auch die Präteriten nennen kann, meynen dagegen, sie könnten die Gegenwart in die Vergangenheit zurücktreiben. Die Aufgabe der Regierungen ist reeller: sie sollen die Gegenwart verstehen und alle in ihr vorhandenen Kräfte zum allgemeinen Besten leiten.

132.

Gesetzt, es hätte sich irgendwo eine neue Räuberbande organisirt, und, um allein zu plündern, die alten Räuber vertilgt; gesetzt ferner, es gelänge der Regierung, die neue Bande einzufangen; würden deswegen die alten Banden ein Recht haben, wiederhergestellt zu werden?

133.

Es giebt ein Land, in welchem die civilisirten Menschen nicht in der Gesellschaft, sondern als Einsiedler leben.

134.

Den Südländer bewahrt sein reiner Himmel vor Liebhaberey an Nebelgebilden; im trüben Norden ist es möglich, daß Leute auf dem Wege zum Licht der Civilisation überschnappen und in die Labyrinthe der Mystik, Deutschthümelei, Mittelalterthümlichkeit, Ascetik und des philosophirenden Wahnsinns gerathen. Dies war das Schicksal einiger unserer tiefsinnigen Windbeutel. An-

dere, die zu den Flachköpfen gehören, hätten lesen und schreiben gelernt, horchten auf, wovon in der politischen Welt die Rede war, und wurden liberale Zeitungsschreiber, falls sie keine Unterstützung bei den Vornehmen fanden; oder bekannten sich, als bekreuzigte Correspondenten, zu dem Obscurantismus, wenn es ihnen schien, daß sie sich dadurch beliebt machen würden. Diese großen Geister haben den Streit und die Phrasen ausländischer Tribünen nach Deutschland verpflanzt, und den Glauben verbreitet, als würde in Spanien über die Civilisation Deutschlands entschieden werden.

135.

Man spricht viel von der hohen Bildung der Deutschen. Wenn ich ungekämmten Haaren unter vierspitzigem schottischen Doktorhute begegne, oder einem paar Kosakkenhosen unter polnischem Kittel, aus dessen verrenkter Tasche eine lange Türkenpfeife hervorstarrt: kann ich dann wohl glauben, daß unsere Jugend sich das Beste anderer Nationen zum Muster nehme, und sich für Ausbreitung seiner Sitten geschickt zu machen suche? Sehen diese schwerfälligen Hasenfüße aus, wie Vorboten einer bessern Zukunft? Oder wenn ich lese, wie anmaßliche Volkslehrer die gute, derbe, verständliche deutsche Sprache in ein mystisch Kauderwelsch verdrehen, wie andere ihre Talente auf die Folter spannen, um die Verworrenheit der Feudalzeiten als höchste Weisheit darzustellen: soll ich dies als ein Zeichen ansehen, daß wir der Barbarey entwachsen sind?

136.

Menschlich ist, ein drückend Uebel fühlen, und der Schrei des Schmerzes wird vom Schöpfer der Crea-

147.

Wenn ein Zeitalter gestorben ist, so wandeln die Männer desselben wie Schatten in einer andern Welt; nur durch die Geschichte stehen sie noch mit der Gegenwart im Verkehr. Darum schreiben sie Memoiren. Es können die Lebenden, es werden die kommenden Geschlechter sich daraus belehren.

148.

Es ist so lohnend für das Vaterland zu handeln, daß noch heute Griechen und Römer, die sich ihm opferten, von allen guten Menschen als Muster geehrt werden.

149.

Weil es euch nicht gegeben ist, ein Sokrates zu seyn, so strebt ihr nach der Ehre, seine Richter zu werden. Armer, verblendeter historischer Pöbel!

150.

Moses berichtet, Gott habe am ersten Tage das Licht geschaffen und gesehen, daß das Licht gut sey. Nirgend in der Schrift findet sich eine Stelle, welche die Finsterniß für gut erklärt. Der Apostel Paulus sagt: „Die Stunde ist da aufzustehen vom Schlaf. Die Nacht „der Unwissenheit ist vergangen, der Tag der Erkenntniß „aber herangekommen. So lasset uns ablegen die Werke der „Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts!“*).

*) Sollte man glauben, daß ein deutscher Censor, diesen in einer andern Schrift angeführten Ausspruch des Apostels, als gefährlich, zu streichen sich nicht entblödete? Nun es geschah — als ein Beispiel, daß es Noth thue, selbst das Ansehn der Schrift gegen die Anmaaßung furchtsamer, subalterner Beamten in Schutz zu nehmen. Es geschah in einem Lande, das im

151.

Auf der Kirchenversammlung zu Basel betheuerten die Hussiten, sie nähmen keine andere Lehre an, als die in der Schrift enthalten wäre. Da antworteten ihnen die frommen Väter durch den Mund des Cardinal von Casan: „Die Schrift sei eben nicht schlechterdings nothwendig, die Kirche zu erhalten; man müße jederzeit die „Schrift nach dem Brauche der Kirche, wie selbiger jederzeit wäre, auslegen; und wenn die Kirche ihre Meynung ändere, so verpflichte dieses zu glauben, daß Gott seine Meynung ebenfalls geändert habe."

152.

Regulus glaubte den gezwungenen Eid, den er dem Feinde geschworen, halten zu müßen, obgleich die Erfüllung desselben ihm das Leben kostete. Er war, wie Cicero bemerkt, überzeugt, daß es für ihn besser sey, sich einem gewißen und grausamen Tode zu überliefern, als dem Feinde sein Wort zu brechen. In der That gab dieser Heide ein erhabenes Beispiel, welches nachzuahmen selbst Christen sich nicht schämen sollten.

153.

Nicht alles Schweigen ist stumm. Napoleons Grab hält sehr beredte Reden, die nicht gedruckt und doch von jedermann vernommen werden.

Verdacht einer zu milden Censur steht. Wir errinnern daran im Interesse der Regierungen; denn unmöglich kann es ohne Nachtheil seyn, wenn ein Censor sein ohnehin gehäßiges Geschäft dadurch verächtlig und abscheulich macht, daß er verbietet zu sagen, was Moral und Religion von dem Menschen fordern: „Lasset uns anlegen die Waffen des Lichts!" —

154.

„Was würde es helfen, wollte man ein Buch schreiben, bei dessen Lesung allen Sündern die Haare zu Berge stünden?“ — Doch, meine Freunde, es giebt Reuige, die mit Freuden umkehren, wenn man ihnen wohlwollend den Abgrund zeigt, dem sie vielleicht bewußtlos entgegengiengen. Was wäre das Leben, müßte man an Besserung verzweifeln? — Nur tretet nicht mit Rohheit an das Bett des Kranken, sondern als ein liebreicher Arzt, dem die Hoffnung der Genesung aus den freundlichen Augen blickt. Dann könnt ihr ihn selbst zu einer schmerzhaften Operation bereden. Wenn ihr aber mit den Schmerzen anfangt, verliert er das Vertrauen, wendet sich von euch, und sucht vielleicht bei Quacksalbern Hülfe. Der Arzt soll immer klüger seyn, als der Kranke, und sich dessen Ungeduld, selbst dessen Vorurtheile nicht verdrießen lassen. Die Regel ist dieselbe für moralische und politische Aerzte.

155.

Nichts vereint die Menschen schneller als ein Gefühl weit verbreiteter Schmerzen: das Glück macht sie zu Egoisten; in Zeiten des allgemeinen Unglücks ist die Zahl der Patrioten am größten. Dies ist die vis medicatrix naturae in den öffentlichen Krankheiten.

156.

Das Bewußtseyn ein großes Unglück vorausgesehen zu haben, gewährt keine Freude; wir wünschen lieber sagen zu können: ich hatte mich geirrt.

157.

Der Verstand ist der Granit unseres Geistes: auf ihn baut man sicherer als auf Leidenschaften, die nur aufgeschwemmtes Land sind.

158.

Leidenschaften haben, ist oft ein Vorzug; wenn die Leidenschaften uns haben, gehen sie mit uns durch und machen halsbrechende Arbeit.

159.

Das Vaterland des Weisen reicht bis zu den Gränzen der Erde, und alle großen Männer des Alterthums sind seine Landsleute; die Heimath der Knechte wird durch eine Distelhecke umzäunt, und es tröstet sie nicht, daß es schon früher Sclaven gegeben hat.

160.

Wahrscheinlich hat Gott nicht ohne Zweck die Charaktere und Gesinnungen der Menschen verschieden gemacht. Doch giebt es Leute, welche das Bett des Procrustes in der moralischen Welt einführen möchten. Sie sollten bedenken, daß der attische Straßenräuber seinen Theseus fand.

161.

Goliat war ein Riese, David, der ihn niederwarf ein kleiner Mann, aber großer Sänger; solches Uebergewicht geben die Talente.

162.

Die Girondisten glaubten, Fanatiker zur Vernunft bringen zu können: sie wurden guillotinirt. Napoleon wollte Adel und Priesterschaft mit der Zeit versöhnen: er starb auf St. Helena. Versuchten sie etwas Unmögliches? Giebt es unverbesserliche Menschen?

163.

Wenn es regnet, fange man nur die einzelnen Tropfen auf, und es wird sogleich wieder schönes Wetter. Dies ist so probehältig, als daß in aufgeregten Zeiten die

174.

Glücklich der Minister, der einen Freund findet, welcher ihn auf die Talente aufmerksam macht, damit er sie in seinen Kreis ziehen, sich mit ihrer Einsicht vereinigen, sie ins Leben einführen, und mit ihnen den Ruhm sich aneignen könne, Geist und Seele eines erleuchteten Jahrhunderts gewesen zu seyn. Nicht ist sein Freund, wer ihn zu dem Aberglauben verleitet, als wären alle unabhängige Köpfe nur revolutionäre; wer ihn in die ruhmlose Einsamkeit der Furcht und des Mistrauens zu bannen, oder in Kriege mit den Geistern zu verwickeln sucht, wo man höchstens die Schwachen einfängt, aber dem Spott der Starken zur Beute wird.

175.

Leicht ist, furchtsame und käufliche Leute in Dienst zu nehmen; — wie aber in der Zeit, da nur starke Seelen helfen können?

176.

Gute Köpfe gerathen am leichtesten auf Abwege, aber sie lernen bald sich zurecht finden und gehen dann um so sicherer ihre Straße. Wer nie aus dem Stalle kam, ist immer im Irrthum, denn die Wahrheit ist Kenntniß der Kreuzwege des Lebens.

177.

Einige Leute glauben, sie malten in Rembrands Manier, wenn sie überall Schatten machen; es fehlt ihnen aber das Genie und der Pinsel des Künstlers.

178.

Nicht dadurch wird man reich, daß man das Metall in den Schacht zurückschickt; man muß es zu Tage fördern. Es ist mit den geistigen Schätzen nicht anders.

179.

Einige Leute glauben, die Menschen müßten im Frieden schlafen; nur im Kriege sey ihnen erlaubt, sich verständig mit einander zu unterhalten. Göthe sagt: „Im „Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, „man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verlezt, „aber nicht moralisch; der Zwang beschämt Niemanden „und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; „man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, „man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden „hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen im„mermehr hervor, und je freier man ist, desto freier will „man seyn. Wir wollen nicht beengt seyn, Niemand soll „beengt seyn, und dies zarte Gefühl erscheint in schönen „Seelen unter der Form der Gerechtigkeit."

180.

Edle Menschen fühlen sich höher, wenn sie ein früheres Unrecht einsehen und wieder gut machen können. Nur der Böse sucht eine Ehre in der Consequenz des Unrechts.

181.

Der schönste Tag meines Lebens wird es seyn, wenn ich sehe, daß in Deutschland die Slameckfan und Trameckfan sich umarmen, und Geld und Kräfte, die sie bisher zu gegenseitigen Anfeindungen verschwendeten, zur Beförderung der Gewerbe, des Handels, zur Belebung der Künste und Wissenschaften, in die Hände der Väter des Vaterlands legen. Sehe ich zugleich, daß eine leise Röthe über die Wangen der Censoren fliegt; höre ich, daß Diplomaten gründlich und freundlich die Journalisten belehren, und ihren Herren berichten, was Gutes und Achtbares in andern Ländern geschieht; höre ich, daß der Adel den Bürger, und der Bürger den Edelmann ver-

theidigt; fühle ich die Wohlthaten des allgemeinen Vertrauens der Fürsten zu ihren Völkern: dann werde ich glauben, daß ein moralisches Reich unter uns lebendig geworden. Eine solche Veränderung möchte ich bewirken können, ein solcher Revolutionär möchte ich seyn, weil man heutiges Tages denn doch einmal ein Revolutionär seyn soll, in so ferne nämlich, man mag es seyn oder nicht, einige Herren uns als solche ausrufen.

182.

Es ist den Männern, welche sich vor der Welt als Narren hinstellen, oft gar nicht spaßhaft zu Muthe. Göthe sagt:

„Wer der Menschen thöricht Treiben
„Täglich sieht und täglich schillt;
„Und wenn andre Narren bleiben,
„Selbst für einen Narren gilt;
„Der trägt schwerer als zur Mühle
„Irgend ein beladen Thier,
„Und — wie ich im Busen fühle —
„Wahrlich so ergeht es mir.

183.

Ein gewisses Blatt spricht mit seinen Lesern, als ob es sie alle für blödsinnig hielte; zugleich glaubt es, durch Grobheit, Unverschämtheit und Capuzinaden sich ein vornehmes Ansehen zu geben, und die Meinung zu verbreiten, als sey es gut unterrichtet, als verstehe es sich auf Moral und Religion. Nun weiß man aber, daß die Lakaien in den Vorzimmern nicht zur guten Gesellschaft gehören; daher ihre Ungeschliffenheit nicht vornehm sey, und den Herren nicht angerechnet werden könne, aber auch nicht alle Hoffnung verloren sey, daß der Herr einmal den Lakaien ein anständiges Betragen zur Pflicht machen

werde. Man weiß ferner, daß derjenige nicht gut unterrichtet seyn könne, der die Bewohner einer Stadt, welche durch Sturm verwüstet wurde, ins Zuchthaus geschickt wissen will, weil er behauptet, die Leute hätten den Sturm gemacht, indem sie den Athem nicht an sich gehalten. Es bedarf endlich keines Beweises, daß man nichts von Moral und Religion wissen, sondern ein Ruchloser seyn müsse, wenn man seine Freude an Christenverfolgung hat. — Der Leser fragt vielleicht, was wir mit dieser Philippica gegen Lakaien beabsichtigen? Nichts, als ein Beispiel, von den Wirkungen des Zeitgeistes aufzustellen, der solchen Anlaß möglich, und solche Bemerkungen nothwendig macht.

184.

Es ist, nach der mildesten Bezeichnung, wenigstens unklug, wenn ein Mann im Amte, im Namen einer großen Autorität, irgend ein Individuum für einen Revolutionär erklärt, und gleichwohl keinen Beweis aufstellt, der die öffentliche Autorität berechtigen könnte, den angeblichen Aufwiegler in Anklagestand zu setzen und den Gerichten zu übergeben. Leben wir etwa in Zeiten, wo die Tribunale ohne Kraft sind? Warum läßt man die Revolutionäre frei umherwandeln? — Nirgend treibt man die Nachsicht so weit, wohl aber scheint man den Nachtheil jener unbesonnenen Anschuldigungen zu übersehen, die zu einem pöbelhaften Schimpfen herabsinken, wenn die angedichteten schweren Verbrechen keine gründliche Untersuchung zur Folge haben. Wissen diejenigen, die den Titel eines Revolutionärs so freigebig austheilen, welcher Begriff damit zu verbinden sey? In Paris zankten zwey Fiaker. Nachdem sie den ganzen Vorrath ihrer anständigen und unanständigen Schimpfworte erschöpft hatten, wollte der eine seinen Gegner durch die höchste In-

furie überbieten und sagte: „Du bist ein Geograph.“ — „Wie, Ungeheuer,“ entgegnete der andere, „ich ein Geograph? Den Schimpf ertrage ich nicht, am wenigsten von dir, Colossal!“ — Die Fiaker kannten die Bedeutung der Worte nicht.

185.

In einer am 3ten Februar 1824 im Parlement gehaltenen Rede sagte Herr Canning, Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Großbrit. Majestät: „Die Verfassung des deutschen Bundes ist allerdings sehr schlecht: „man kann sich nichts Verworreneres und Verwickelteres „aussinnen, als dieses System von gegenseitiger Einmischung.“ Wir wollen und können nicht entscheiden, ob dieses Urtheil des Herrn Canning gegründet sey; aber wir dürfen es als einen Beweis anführen, daß man ein sehr achtungswerther Mann seyn und doch eine solche Vorstellung vom deutschen Bunde haben könne. Soll es nur einem englischen Minister erlaubt seyn, nach vorhandenen Thatsachen ein Urtheil zu fällen, und kann dasselbe Recht Männern von Geist, die sich etwa in Deutschland finden möchten, versagt werden? Wir wünschen, daß es dem Herrn von Blittersdorf gefallen möge, sich über diese Rede des Herrn Canning mit der ihm eigenthümlichen Urbanität zu äußern, damit deutscher Geist unwidersprechlich wisse, wie er die Sache zu nehmen habe.

186.

Frühere Fehler mit Bitterkeit rügen, ist unedel. Der Großmüthige erwartet, daß solche Fehler künftig werden vermieden werden; wollte man aber diejenigen verfolgen, deren Verstand aufgeklärt genug war, die Fehler einzusehen, so würde man dadurch eine unheilbare Verkehrtheit an den Tag legen, deren höchster Grad darin bestehen

möchte, wenn man, um consequent zu seyn, der warnenden Vernunft zum Trotz, bei dem erkannten Irrthum beharren wollte.

187.

Wo Männer über die höchsten Interessen verschiedene Meinung aussprechen, sollen Buben sich nicht unterfangen, dem Streite dadurch ein Ende machen zu wollen, daß sie den Kämpfenden Unrath ins Gesicht werfen.

188.

Plato sagt: es sey Bosheit, dasjenige, was im schönen Zusammenhange besteht, und sich darin wohl befindet, auflösen zu wollen. Wie soll man die Untugend nennen, die dasjenige, was nur im Hader besteht und sich darin übel befindet, dennoch mit Gewalt erhalten will?

189.

Was die Ketten zusammen halten, steht deswegen noch nicht in Zusammenhang.

190.

Es ist den Seelen ein Gefühl für gewaltsames Leiden angeboren, nicht damit sie sich demselben geduldig unterwerfen, sondern die Kräfte anstrengen, es zu entfernen. Viele Leiden würden bald aufhören, wenn wir den rechten Willen hätten, sie nicht zu ertragen. Nichts aber ist seltener als ein starker, fester Wille, der von den frommen Wünschen so verschieden ist, als die gemalten Trauben des Apelles von den wahren. Nur Sperlinge mögen eines für das andere ansehen.

191.

Wie mögt ihr euch begnügen, ein werthloses Leben zu führen, und am Ende ohne Ruhm und Verstand in die Unterwelt zurückzukehren?

192.

Daß einer dumm ist, muß man sich gefallen lassen; er ist ein mißlungener Versuch der Natur. Wenn er aber andere dumm machen will, soll man sich's nicht gefallen lassen.

193.

Die Füße sind nicht zum Stillestehen, sondern als Bewegungswerkzeuge an den Leib gefügt. Auch der Verstand ist ein Bewegungswerkzeug.

194.

Das heiligste und göttlichste unserer Natur kann auch in einem gefesselten Leibe leben; aber es ist nicht unsere Bestimmung, die Fesseln ewig zu tragen; die Aufgabe ist, sie zu sprengen. Denn diese göttliche Natur kann die Fesseln nicht für heilig ansehen; achtbar ist ihr nur, was ihr verwandt ist, — nicht was ihr feindlich und zerstörend gegenüber steht.

195.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Dies wissen alle kleinen Kinder und doch handeln große Leute, als wären wir nur Leiber ohne Seele.

196.

Wer Menschen regieren will, muß sich mit den Wissenschaften beschäftigt, und mit Anstrengung den Geist geübt haben. Die Monarchie der Unwissenheit und Geistlosigkeit ist rein unmöglich: beide regieren nie, aber es ist schon ein Unglück, wenn in ihrem Namen regiert wird.

197.

Wer mit den Gräueln bekannt ist, welche in der englischen ersten Revolution im Namen der Religion, und

in der französischen im Namen der Freiheit verübt wurden, kann, wenn er anders Verstand besitzt, kein Revolutionär seyn. Wir fordern nicht einmal, daß er ein ehrlicher Mann sey; als solcher wird er ohnehin nicht jedes wirkliche Recht vernichten wollen, um zu versuchen, ob ein eingebildetes einzuführen möglich ist. Die einfachste Berechnung des eigenen Vortheils muß lehren, daß in einer allgemeinen Umwälzung, wo nicht blos die Person des Regenten verändert, sondern alle Sicherheit aufgehoben wird, die Menschen nichts anders seyn können, als Trunkene, die in der Nacht bewaffnet gegen einander rennen und sich gegenseitig morden. Wer will so wahnsinnig seyn, sich in dies Getümmel hineinzustürzen? Woher kommt es nun gleichwohl, daß selbst redliche und nachdenkende Männer, wenn sie auch von jeder thätigen Theilnahme an Revolutionen sich entfernt halten, dennoch mit einem gewissen Wohlgefallen auf die Anstrengungen der Völker blicken, welche sich durch eine Revolution zu helfen suchen? Daß es solche Männer giebt, wird keinem unbefangenen Beobachter unbekannt seyn. Statt aber den Bannfluch gegen sie zu schleudern, ist es verständiger, den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung nachzuforschen. Liegt sie vielleicht in dem Glauben, daß gewisse Uebel unleidlich sind, daß sie, selbst nach den Vorschriften der Moral und Religion, nicht geduldet werden sollen, und daß es besser sey, das Schwerd zu ziehen, als wehrlos zu Grunde zu gehen? Ein solcher Glaube kann nicht von selbst, aus nichts entstehen, und auch nicht willkührlich verbreitet werden; furchtbare Thatsachen müssen vorausgegangen seyn, die ihn gleichsam legitimiren. Der wahre Contre-Revolutionär wird also diese Thatsachen unmöglich zu machen, und, wo sie vorhanden waren, ihre Wiederkehr zu verhindern suchen. Wie aber, wenn es ihm verboten würde, diese letzten Gründe der Re-

volutionen namhaft zu machen? Wenn seine redliche Warnung ihn der Gefahr aussetzte, als ein Theilnehmer derer angesehen zu werden, deren Rasereien er an der Wurzel angreift? Diese Gefahr ist möglich, doch soll sie besonnene Männer nicht abschrecken, den Versuch zu wagen, auf die Folgen aufmerksam zu machen, die aus dem Verkennen der letzten Gründe des öffentlichen Unglücks entstehen müssen. — Wir wollen die Leidenschaften nicht aufreizen, sondern besänftigen. Darum erinnern wir nicht an Thatsachen, die nicht mehr ungeschehen gemacht werden können; doch sprechen wir furchtlos unsere Ueberzeugung aus, daß es Zeit sey, gewisse Maasregeln aufzugeben, welche selbst den wohlwollenden, ordnungsliebenden Theil der Gesellschaft mit der Besorgniß erfüllen, als bestände eine Verschwörung gegen die Rechte der Völker, gegen die Freiheit der Geister, und die allgemeinen Interessen eines erleuchteten lebenskräftigen Zeitalters. Wir wissen, daß der Glaube an eine solche Verschwörung eine Täuschung, aber auch daß die Anlässe dieser Täuschung wirklich vorhanden. Der Irrthum kann in seiner Wirkung dem bösen Willen ähnlich seyn; drum ist er gefährlich. — Wenn neben den Strafen der revolutionären Umtriebe, zugleich die Wohlthaten der öffentlichen Ordnung offenbar werden, muß die Strenge selbst gesegnet werden. Die Behauptung, man hätte keine Zeit zur Wohlthat, weil man mit Strafen beschäftigt sey, wird von der gesunden Vernunft nicht anerkannt; sie ist nur ein Geständniß, daß man einsehe, es müsse nicht blos das Böse gehindert, sondern das Gute gethan werden. — — Niemand wird die französische Regierung tadeln, daß sie der Revolution in Spanien ein Ende gemacht; wenn sie aber nur Eine Art von Irrthum und Leidenschaftlichkeit jenseit der Pyreneen verfolgen, und einer andern Art zur Stütze dienen wollte: so würde sie ihre Aufgaben verkannt, und ihren Ruhm verscherzt haben.

Zwei hundert Millionen Geld und eine Armee von hunderttausend Mann müßen im heutigen Europa eine edlere Bestimmung haben, als die Herrschaft der Priester und einer unwissenden Camarilla zu unterstützen. — In Deutschland ist keine Spur einer sich vorbereitenden Revolution zu bemerken, weil es an allen Elementen derselben, an Hülflosigkeit der Regierung und unleidlichem Druck der Völker, fehlt. Die Träumereien einiger Studenten sind lächerlich, nicht furchtbar. Woher kommt es nun, daß von der einen Seite, die Regierungen so thun, als fürchteten sie eine Revolution; und daß auf der andern Seite von redlichen Männer irgend ein durchgreifendes Ereigniß gewünscht wird, welches einigen moralischen Unleidlichkeiten ein Ende machen möchte? Wir wollen es unverholen sagen. Es giebt einige junge, in ihrem Glück junge Leute, welche den Glauben an umwälzendes Bestreben der Völker bei den Regierungen zu unterhalten suchen, weil sie, außer dem Geschäft der Angeberei, wenig Geschick haben, und sich doch nothwendig machen möchten. Würde man diesen Leuten das Doppelte ihres Gehalts versprechen, falls sie Thatsachen endeckten, zum Beweise der unerschütterlichen Ruhe und Ordnungsliebe der Völker: so würde man nicht weniger bogenreiche Berichte über den trefflichen öffentlichen Geist von ihnen erhalten, als sie jetzt im entgegengesetzten Sinn zu füllen geschäftig sind. Diese Leute, denen es an gründlicher Bildung fehlt, haben keinen Begriff von den Aufgaben der Wissenschaften und den aus diesen Aufgaben hervorgehenden Rechten. Sie verlezen daher, oft ohne es zu wissen, das Achtungswürdigste in einem Volke, beschimpfen die Wissenschaft, und empören dadurch die Gemüther. Sie tragen also die Schuld, wenn gebildete Männer einige Theilnahme an den entfernten Kämpfen gedrückter Völker äußern, und sich vielleicht lebhafter für Spanien und Amerika, als für

die Jagd der einheimischen Revolutionsvögte interessiren. — Doch wollen wir nicht läugnen, daß einige müßige Zuschauer, durch die schnelle Bewegung der Ereignisse in der Napoleonischen Zeit verwöhnt, die gegenwärtige Ruhe ein wenig langweilig, und daher den auswärtigen Sturm unterhaltender finden. Diese Leute sind aber, wenn sie mehr thun als lesen, nur energielose Schwätzer, und viel zu bequem von ihrem curulischen Schreibtisch aufzustehen und die Bivouaks zu bevölkern. Sie machen keine Revolution, wenn sie auch könnten. — Endlich ist allerdings möglich, daß selbst eine höhere Politik sich der Revolutionsfurcht als einer Maschine bediene. Dabei würde denn ein Anspruch auf den Dank der Nachwelt, für Erhaltung des Gleichgewichts, sehr gegründet, und die Verachtung des Urtheils der Zeitgenossen ein Heroismus seyn. Indessen wäre die Gefährlichkeit eines solchen hohen Spiels groß, weil es die Gemüther entfernte, und doch selbst da, wo es eine Zeitlang gedient, als Spiel erkannt werden könnte. Auf jeden Fall scheint die Zeit, da der Gegner zu Boden geworfen ist, günstig, den Völkern die Wohlthaten des Friedens auch mit ihnen, und die Beweise des hergestellten öffentlichen Vertrauens durch offenkundige Thatsachen fühlbar zu machen. Durch welche Mittel dieses am sichersten zu bewirken sey, kann von dem isolirten Schriftsteller auch um deswillen nicht angegeben werden, weil er, bei der Achtung für den edlen Willen der Handelnden, nicht unbescheiden Hoffnungen erregen soll, die zu erfüllen vielleicht noch außer der Zeit wäre. Im Allgemeinen aber kann die Erwartung, als Zeichen der Ehrfurcht, sich aussprechen.

198.

Nie zeigt sich der Verstand des Menschen schwächer, als wenn er unternimmt, gegen allgemein herrschende Vorurtheile und Leidenschaften zu kämpfen. Der Unver-

stand hat hier ein viel bequemeres und einträglicheres Geschäft; von ihm sagt niemand, daß er die eingeführte Ordnung störe, ja, es giebt Leute, welche ihn für die Stütze derselben halten. Dennoch werden Männer, welche von Gott die Gabe des Verstandes erhielten, selbst auf die Gefahr von dem öffentlichen Ankläger verfolgt zu werden, die Behauptnng wagen, daß gegenwärtig keine Nothwendigkeit vorhanden sey, den Verstand unter Aufsicht des Unverstandes zu setzen. Ein solcher Versuch wäre gefährlich, weil letzterer, als unverbesserlicher Feind der Regierung, selbst die verständigen Freunde derselben von ihr entfernen müsste.

199.

Als Mahomed eines Tages den Himmel besuchen wollte, wählte er als Fahrzeug nicht etwa einen flammenden Wagen oder geflügelte Pferde, sondern setzte sich ganz bequem auf einen Esel. Diese Wahl, meynt Swift, wird von vielen Christen nachgeahmt. In der That bemerkt man, daß Leute, die nur irgend eine ansehnliche Höhe erreichen wollen, sich gern einen Esel anschaffen, ja, man findet bisweilen ganze Ställe voll von diesen edlen Thiere in den Behausungen derjenigen, deren Geschäft es ist, über die Berge zu kommen. Diese Gewohnheit ist denn auch ganz verständig; daher geflügelte Pferde mit Unrecht den Eseln ihren Vorzug beneiden. Ein Thier mit sanftem Tritt und geduldig, Schläge zu ertragen, sagt dem Bedürfniß viel besser zu, als ein stolzes Roß, das seine Schwingen braucht, und, während es über Abgründe hinweg über die Wolken hinausfliegt, leicht den ungeschickten Reiter abwirft.

200.

Die Ehe ist das Grab der Liebe. Auch diejenigen, die sich mit dem Aberglauben ehelich verbinden, lieben

ihre theure Hälfte nicht; aber die finden ihren Vortheil dabei, sie andern als eine reizende Schöne zu schildern.

201.

Gewisse Leute, sagt Swift, scheinen zu glauben, daß die Religion wieder in Kindheit verfallen sey, und mit Wundern genährt werden müsse, wie zur Zeit als sie noch in der Wiege lag.

202.

Ich werde glauben, daß unsere royalistischen Blätter Nutzen stiften, wenn sie mit Geist, Anstand und Feinheit, nicht aber durch Schimpfen ihre Gegner zu widerlegen suchen. Dieß ist jedoch nur von denen zu erwarten, die auf einem Fond von Wissenschaft und Humanität basirt sind. Sie können guten Rath annehmen, und es ist erlaubt, ihn zu geben. Was aber den Staatsmann des Herrn Pfeilschifter betrifft, so soll man ihn seinem Schicksal überlassen; denn ein Staatsmann, der von der Staatswissenschaft soviel versteht, als mein Stiefel, hat keine Ansprüche, daß ein ernsthafter Mann sich mit seiner Besserung abgebe.

203.

Hobbes behauptet, die Worte „Mensch" und „vernünftig" sagen gleichviel, und wären in einander enthalten. Sind denn die Unvernünftigen keine Menschen? Nehmen die Bevölkerungslisten der Staaten auf diesen Unterschied Rücksicht? Zeigen sie an, wieviel unter den angegebenen Seelen beseelt sind? Wäre es vielleicht rathsam, wenn sie jeden vernünftigen Menschen zweifach ansetzten? Dadurch käme vielleicht ein Gleichgewicht zwischen kleinen und großen Staaten zum Vorschein.

204.

Wer darf sich schmeicheln die guten Sitten zu befördern, wenn er die ungesitteten Zungen zu priviligirten macht?

205.

Der sehr royalistische Philosoph Hobbas sagt: „Das Reich der Finsterniß ist eine Verschwörung von Betrügern, welche um über andere in dieser Welt zu herrschen, das Licht der Vernunft durch irrige und unverständliche Lehren wegzuschaffen und auf dem Wege zum ewigen Leben geistliche Finsterniß zu verbreiten suchen.“

206.

Man hat irgendwo von dem „Muth des Gehorsams“ gesprochen, und wirklich gehört Muth dazu, der Vernunft gehorsam zu seyn. Der Unverstand dagegen kann auf den Gehorsam der Feigen mit Sicherheit zählen.

207.

Wenn ein Mensch zu philosophiren anfängt, ehe er etwas gelernt hat, wird er leicht ein Phantast. Der wahre Philosoph arbeitet auf dem Boden der Erfahrung und vereint ihre Massen zu dem Bilde einer Idee.

208.

Man muß den Stoff kennen, den man bearbeiten will, und unsere Werkzeuge müssen auf die Natur des Stoffes berechnet seyn. Die neueren Reformatoren wollen ohne Menschenkenntniß die Völker, und zwar durch Instrumente regiren, die den Verhältnissen nicht angemessen sind. Leider sind einige alte Minister um nichts klüger: sie meinen mit Zöglingen des 16ten Jahrhunderts zu thun zu haben, und mit den Gängelbändern der alten Zeit Leute regieren zu können, die ihnen entwachsen sind.

209.

Es ist einer von den kleinen Vorzügen des Krieges, daß man Leute tödten darf, die man nicht kennt, die

vielleicht zu den edelsten ihres Geschlechts gehören. Die Fanatiker und Ultra wollen diese Vorzüge auch im Frieden beibehalten.

210.

Unter keinem äußern Schicksal wird der starke Geist erliegen: die wechselnde Gestalten an den Ufern, zwischen denen der innere Lebensstrom sich durchwindet, sind ihm nur Gegenstände der Betrachtung; sie halten ihn nicht von seinem Ziele zurück.

211.

Jedes Zeitalter hat seine Thorheiten, gegen welche zu kämpfen die Aufgabe der aufgeklärten Zeitgenossen ist; sind die Thorheiten vorübergegangen, so wird es der Nachwelt schwer zu begreifen, wie sie je so mächtig werden konnten, eine umständliche Widerlegung nothwendig zu machen. Ich habe ein sehr ernsthaft geschriebenes Buch gelesen, das keine andere Absicht hatte, als den Satz einiger Schwärmer zu bestreiten, welche behauptet hatten, daß die abgeschiedenen Seelen der Gläubigen nach dem Tode in dem Seitenhölchen Christi ihren Wohnort haben würden. Solche Widerlegung ist heut zu Tage überflüssig. Wie glücklich müßte es seyn, in einer Zeit zu leben, wo die Anfeindungen des politischen Fanatismus für gleich überflüssig geachtet werden dürften!

212.

Nicht der Despotismus, die Freiheit gewährt sichern Schutz gegen die Greuel der Anarchie; die Türkei und Nord-Amerika liefern den Beweis für diese verkannte Wahrheit.

II.

Vertraute Briefe,

> Juvenes adhuc laboris expertes, statuarum ritu patiemur pannos et vinculos? Adhuc aliud aliquod iter salutis quaerendum est.
>
> Petron.

den 2ten Januar 1814.

Sie fragen: was ich unter gegenwärtigen Umständen zu thun beschloßen habe? und deuten auf die Antwort, die Sie erwarten.

„Es ist eine große, heilige Sache", sagen Sie, „für „welche die Völker bewaffnet werden! Wem Gesund„heit und Jugend erlauben, das Schwerd zu ergreifen, „der soll hinziehen an den Rhein, für Freiheit und „Vaterland zu kämpfen." — Freiheit und Vaterland! Waum verschweigen Sie den andern Theil der beliebten Devise: „Gott und Fürst"? — „Wer Vermögen be„sitzt", fahren Sie fort, „und nicht selbst in den Krieg „ziehen kann, soll die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner „Güter in die Hände derjenigen niederlegen, denen die „Vorsehung die Leitung der europäischen Menschheit an„vertraut hat". —

Nach solchen Aufforderungen kann ich nicht zweifeln, welchen Entschluß Sie bei mir voraussetzen. Dennoch mein Freund, muß ich freimüthig erklären, daß ich unter den gegenwärtigen Umständen nichts zu thun entschlossen bin. — Sie staunen, Sie entrüsten sich, und rufen

mir den alten Spruch zu: „Wer nicht für uns, ist gegen uns!“ Ich muß mirs gefallen lassen; ich bitte Sie sogar, meine Unthätigkeit nur als den geringsten Grad der Opposition anzusehen, da ich als Privatmann außer Stande bin, mehr zu thun. So ist es. — Indessen wird nicht blos mit dem Schwerdte in der Faust gekämpft. Erlauben Sie mir daher, nach Art der arabischen Ritter, von denen, beiläufig gesagt, unsere europäischen Ritter das Wesen erlernten, Ihnen eine kleine unschuldige Privatfehde anzubieten, nicht arabisch, sondern deutsch mit Feder und Dinte. Dabei ist keine Gefahr, die ich Ihrer großen Sache nicht nehmen will, Sie wagen höchstens in leidenschaftlicher Kampfrüstigkeit an den Schild der Besonnenheit und Erfahrung anzustoßen. Ueberdem fechten Sie mit einem Manne, dessen Hände gebunden, wenn auch vielleicht seine Gedanken frei sind. Sein Enthusiasmus wird Ihnen nicht beschwerlich fallen: er hat ihn in die Tasche gesteckt, um dem Ihrigen freies Spiel zu lassen.

Zur Sache. Ich kann mich Ihren deutschen Kämpfern nicht anschließen, weil ich nicht weiß, was die Leute wollen, oder bestimmter, weil es mir offenbar ist, daß sie selbst es nicht wissen. Der Zweck der Russen, Oesterreicher, Preußen und Engländer liegt klar am Tage; was aber haben die Deutschen in diesem Kriege zu suchen? Für eine heilige Sache wollen sie streiten? Lieber Herr, die heiligen Kriege hat die Geschichte als verdächtig bezeichnet. Es ist Vermessenheit, das Heilige mit Blut rein waschen zu wollen. Die Kanonen bestreichen nur die irdischen Sphären; dort oben muß man sich anderer Waffen bedienen.

Und wie heißt Ihre Sache, die heilig seyn soll. — „Gott, Fürst und Vaterland“?

Hatten Sie denn unter Napoleon keinen Gott und keine Fürsten? War er es nicht, der dem katholischen

Gotte größere Rechte in protestantischen Ländern zugestehen machte? Hoffen Sie, Gott werde sich jetzt deutlicher offenbaren? Die Menschen werden religiöser seyn, wenn es Millionen gelingt, Einen Mann zu besiegen? Seit wann ist Gott so ohnmächtig geworden, daß er der Hülfe der Menschen gegen den Einen Titanen bedarf? Wie locker und lose müssen wir an unserm Gott hängen! Erzählen die Himmel nicht mehr die Ehre Gottes? Giebt das moralische Gesetz in der Brust des Menschen nicht mehr Zeugniß von seiner Herrlichkeit? In den Kreuzzügen gegen die Ketzer, in den Kriegen der Spanier gegen Peru und Mexico wurden Millionen zur Ehre Gottes gemordet. Will das neunzehnte Jahrhundert die Thaten des Mittelalters erneuern? Nichts mehr davon, daß dieser Krieg für Gott geführt wird.

Es bleiben Fürst und Vaterland übrig; und ich frage Sie, ob Napoleon den Deutschen die Fürsten rauben wollte? Hat er ihre Länder nicht vergrößert? Haben sie im Bunde mit ihm nicht die Souveränität im Innern erlangt? Sind sie nicht mächtiger geworden? Werden fremde Mächte die Eroberungen nur zum Besten deutscher Fürsten vertheilen? — Da man den hohen Allirten keine Unvorsichtigkeit zutrauen darf, so ist vorauszusehen, sie werden das Beste für sich behalten, um wieder zu der frühern Macht zu gelangen. Dies ist so gewiß, als sie Europa in Anarchie zu stürzen glauben würden, wollten sie es anders machen. Fällt nun auch hier und da ein kleiner Theil der Beute einem oder dem andern deutschen Fürsten zu, so wird er dadurch nicht mächtiger im Verhältniß zu den europäischen Fürsten, vielmehr offenbar schwächer, als zu jener Zeit, da diese selbst geschwächt waren, und ein mächtiges Frankreich den Riesenstaaten das Gleichgewicht hielt. Wie wollen Sie dadurch, daß Sie Frankreich niederwerfen, die deutschen Fürsten erheben? Die Allir-

ten werden sich nicht selbst berauben, diejenigen zu bereichern, die zur Napoleonischen Zeit ihre Feinde waren? — Von der andern Seite hört man von deutschen Patrioten, Napoleon hätte Unrecht gethan unsern Fürsten die Souveränität zu geben; er hätte sich dadurch die Völker entfremdet. Sollen etwa die Alliirten den deutschen Fürsten die von Napoleon ertheilte Souveränität wieder nehmen? Dies wäre möglich, sogar auf eine Art möglich, welche den Völkern nicht angenehm ist. Im günstigsten Fall würde die Unabhängigkeit nach außen leiden. Tritt aber ein solches Resultat ein, wie wollen Sie es denn erklären, daß Sie diesen Krieg für die Fürsten führten? Und das Resultat kann nicht ausbleiben, auch wann die Alliirten die großmüthigsten Gesinnungen gegen die deutschen Fürsten hegen. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Schwächern von den Stärkern abhängen. Wo diese in den Personen wechseln, da gehen jene aus einer Hand in die andere; es ist nur die Frage, oder vielmehr es ist keine Frage, ob das vorübergehende Uebergewicht der Persönlichkeit, oder das bleibende der Verhältnisse auf die Dauer drückender sey. Diese Wechselfälle sollten in Ueberlegung genommen werden, ehe es zu spät ist. Sollen die Fürsten sich bewaffnen, damit ihre Macht beschränkt werde? Oder sollen sie die Völker zum Kampf auffordern, damit die Völker die Fürsten zwingen, der Souveränität zu entsagen?

Sonach ist nicht abzusehen, wie die Deutschen sich einbilden können, der Krieg werde zum Besten ihrer Fürsten geführt. Erwägen Sie die Kräfte, die Verhältnisse, die Interessen der Nachbaren, so wird es einleuchten, daß, selbst bei dem besten Willen der letzteren, solches unmöglich sey.

Für Gott in den Krieg zu ziehen, ist unnöthig; den Fürsten können Sie dadurch keine Hülfe leisten. Wie sieht es nun mit dem Vaterlande aus?

Deutschland, seit Jahrhunderten in verschiedene Staaten getheilt, kann nicht plötzlich zu einem Ganzen, wie andere europäische Staaten, vereinigt werden. In Frankreich, obgleich Einem Fürsten unterworfen, mußten durch eine blutige Revolution die Provinzen zu einem gemeinschaftlichen Vaterlande verbunden werden? Wollen Sie auf solche Art ein Vaterland auf deutschem Boden zu Stande bringen? Sie werden sich an Gott versündigen und gegen die Fürsten empören müssen. Sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortschreiten, das Volk durch Gräuelthaten zu Gräuelthaten begeistern müssen, um alle Fürsten zu vertreiben, wo dann die schlechtesten Menschen sich ans Ruder stellen, und die Anarchie am Leben erhalten, bis, wenn der Zufall günstig ist, irgend ein großer Mann Raum gewinnt, und mit Gewalt dem Reiche des Wahnsinns ein Ende macht. Wollen Sie sich allen diesen Zufällen aussetzen? Nur durch ein solches gewagtes Höllenspiel können Sie ein deutsches Vaterland erobern.

Sie glauben nicht, daß die einheimischen oder fremden Fürsten Ihnen dazu behülflich seyn werden. Sie werden also genügsamer seyn, Sie werden die einzelnen Staaten bestehen lassen müßen, und, indem Sie dieselben in einem politischen Bunde möglichst nahe bringen, diese Allianz als ein Surrogat des Vaterlandes geltend machen.

Auch für diesen Fall ist zu rathen, sich das Ding in Concreto deutlich vorzustellen. Wie soll ein solcher Bund beschaffen seyn? Mehrere Staaten bilden, wie mehrere Individuen, eine Vielheit und keine Einheit. Diese ist nur durch eine Obergewalt, welcher Art sie auch seyn möge, zu erhalten.

Wollen Sie einen Kaiser? Allerdings scheint dies das sicherste Mittel; dann aber werden Sie dem neuen Kaiser große Macht zugestehen müssen, weil jene alten Scheinkaiser weder die innere Concentration, noch die äußere

Sicherheit verbürgen konnten. Und dann, verhehlen Sie sich's nicht, werden die Fürsten zu Pairs im Oberhause herabsinken. Darum dürfen Sie den Gedanken an Regeneration der Kaiserwürde, die kein bloßes Spielwerk wäre, nicht einmal laut werden lassen. Er ist auch, selbst aus dem nationellen Gesichtspunkt betrachtet, nicht haltbar. Die langedauernde Verschiedenheit der einzelnen Staaten, ist in ihr inneres Wesen übergegangen, und hat nothwendig dem Geiste jeder Regierung eine eigene Richtung gegeben. Setzen Sie den Geist Einer solchen, lange in der Absonderung ausgebildeten Regierung über alle andere, so muß daraus ein innerer Widerspruch, eine gezwungene Verbindung ungleichartiger Theile entstehen, und statt ein Vaterland, werden Sie einen Heerd der Factionen und Intriken geschaffen haben. Sie werden bei Einführung einer solchen Monarchie für das gesammte Deutschland, um nichts weiser und gerechter seyn, als die Jakobiner, welche, ohne Rücksicht auf vorhandene Rechte, Verhältnisse und Kräfte, eine theoretisch ersonnene, nicht aus der Entwicklung der Gesellschaft natürlich hervorgegangene Verfassung mit Gewalt einzuführen den Versuch machten.

Oder wollen Sie eine Oligarchie? Wollen Sie einigen Gliedern die Oberaufsicht über die andern zugestehen? Dies möchte das leichteste, und darum vielleicht das beliebteste seyn. Aber auch in diesem Fall würde die alte eingewurzelte Verschiedenheit des Geistes der einzelnen Regierungen ein organisches Zusammenwachsen verhindern. Ueberdem sollte man wissen, daß die Oligarchie schlimmer ist, als selbst absolute Monarchie, wenn nicht etwa durch die Natur der Dinge die Oligarchen nothwendig durch ein gemeinschaftliches National-Interesse in allen innern und äußern Verhältnissen beherrscht werden. Ein solches Interesse aber ist in Deutschland wohl

in dem einzelnen Fall einer von Aussen drohenden Gefahr, nicht aber in dem fortwährenden innern politischen Leben denkbar, falls Sie nicht das Unterste zu oberst kehren, und den lebendigen, wenn immer bisweilen kranken Gehalt durch gewaltsames Aufdringen einer todten Form vernichten wollen.

Wollen Sie endlich eine fürstliche Republik mit Freiheit und Gleichheit für alle einzelnen Glieder derselben? Dann ist zu bedenken, ob jemals in der Geschichte eine solche Republik existirt habe; ob nicht jede Republik entweder, im Fall ein großer Mann zu finden war, von Einzelnen regiert wurde, oder der Anarchie sich hingegeben sah, falls, bei allgemeiner Mittelmäßigkeit und Schwäche, der verwaiste Staat von der falschen Kraft der Intrikanten und der Habsucht der Plünderer zerrissen wurde *). Wie ist aber eine Republik unter Fürsten möglich, deren jeder eine Militärmacht unterhält; wo also der Mächtigste nothwendig der Herr werden muß, und zwar ohne daß man nöthig hätte, Ehrgeiz oder Eroberungssucht bei ihm vorauszusetzen? Die Sache macht sich von selbst, weil es eben in der Natur und Gewalt der Dinge liegt.

Somit glaube ich bewiesen zu haben, daß die Leute, welche für Gott, Fürst und Vaterland in den Krieg ziehen, nicht wissen was sie wollen. Unstreitig wird dieser Krieg große Resultate bringen; aber eben so gewiß ist, daß die Träume unserer Patrioten nicht realisirt werden können; und dies macht den letzten Ehre, denn sie sind keine blutdürstigen Jakobiner.

---

*) Ein französischer Publizist meint, „die Monarchie sey unmöglich"; ich glaube mit größerem Recht behaupten zu können, die Republik sey unmöglich, denn eher findet sich Ein guter Regent, als sich Viele finden.

Noch erinnere ich mich, daß Sie, lieber Freund, behaupten, für die Freiheit über den Rhein zu ziehen. Darauf kann ich nur antworten, daß ich Ihnen glückliche Reise wünsche. Indem Sie so das goldne Vließ in der Ferne aufsuchen, kann es Sie ermuthigen und beruhigen, daß in der Heimath Fremde Ihren Rücken decken. Melden Sie mir gefälligst, wenn Sie den seltenen Schatz gefunden haben, und seyn Sie dann nicht geizig auch andern etwas davon zukommen zu lassen. Sollten Sie aber vergebens suchen, so wird dann mein Entschluß des Nichtsthuns vielleicht Gnade vor Ihren Augen finden.

Den 10ten Januar 1814.

Ich danke Ihnen für die Mühe eines zehn Seiten langen Briefes. Das Resultat Ihrer weit greifenden Deduktion scheint mir die Behauptung, daß dieser Krieg gegen kein Volk, sondern für alle Völker, und nur gegen Napoleon, oder wie Sie mit einem sonderhaften — (ich brauche ein neues Wort für eine ganz neue Sache) — Stolz ihn nennen, — gegen Bonaparte geführt werde. Es wird mir schwer zu begreifen, wie eine bloße Persönlichkeit so große Anstalten nothwendig machen konnte. Wurde jemals einem Manne von seinen Feinden größere Huldigung dargebracht? Ein Welttheil muß gegen ihn bewaffnet werden, und zwar derselbe Welttheil, der sich eine Zeitlang von ihm beherrschen ließ; der seinen Ruhm, seine Ehre mit ihm theilte, und was er im Bunde mit ihm gewann, nicht hinzugeben gesonnen ist!! Der Anarchie, die Europa zu verwüsten drohte, legte er Fesseln an, baute die zerstörten Throne und Altären auf, lehrte die Völker wieder Ehrfurcht vor den Königen haben, hauchte dem todten Körper des Adels eine neue Seele ein, umgab die vermoderte Kirche mit neuem Glanze, schuf, mitten in dem Kriege gegen die Inhaber des Welthandels, einen

bisher unbekannten innern Verkehr, der die Gewerbe bereicherte, lehrte die Völker fechten, führte sie zum Sieg und machte sie mächtig. Und dieser Mann war der Feind der Könige, des Adels, der Geistlichkeit, der Völker? Sie mußten ihn hassen, und gleichwohl beugten sie sich alle vor ihm, und konnten ihren im Innern genährten Haß nicht eher zur That bringen, als bis ein Naturereigniß seine Macht zerbrach und zwischen Europa und dem Einen Manne das Gleichgewicht einigermaßen wiederherstellte! Sie werden mir zustehen, daß, wer über solche Dinge klagt, diesen Mann bis zur unabsehbaren Höhe erhebt, und zugleich die Massen, die sich von ihm beherrschen ließen, in Demuth herabsetzt. Er muß keinen Gleichen haben; sonst wäre mit seiner Besiegung die Gefahr nicht abgewendet. Ist er ein gewöhnlicher Mensch, so kann ein anderer ihm das Kunststück ablauern, und die Eroberung der Welt von Neuem anfangen. Dies besorgt Niemand. Man weiß, daß der Natur in Jahrtausenden kein Napoleon gelingt. Was ist also Ihr Haß, lieber Freund, anders als eine Huldigung seiner Größe? Prüfen Sie diesen Haß, den Ihren, wie den allgemeinen, mit Ernst und Ruhe, wenn dies in Ihrer gegenwärtigen Stimmung möglich ist, und Sie werden ein anderes Resultat davon erwarten lernen, als Ihnen jetzt einige Freiheitsprediger vorspiegeln. Denn, (erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Hülfe komme,) den größten Antheil an Ihrem gegenwärtigen Enthusiasmus haben die Deklamationen der, verkappt in den Heeren der Alliirten herumlaufenden Republikaner, die, wie schon einmal, der Welt eine neue furchtbare Täuschung bereiten. Diese Menschen die man gewähren läßt, weil im Kriege alle Mittel gelten, konnten es dem Kaiser nie verzeihen, daß er sie in ihrer Unmacht und Blöße, und der Welt das Beispiel aufgestellt hat, wie man die Interessen der Civilisation

ohne Hülfe geschwätziger Demagogen befördern könne. Diese Leute bilden sich ein, sie wären es, die Europa gegen ihren einzig furchtbaren Feind bewaffnen. Wenn sie mit ihm fertig werden, hoffen sie, die übrigen, deren Schwäche er nachwies, zu überwinden. Der Irrthum ist so plump, daß es unbegreiflich wäre, wie die besonnenen Deutschen sich von ihm täuschen lassen, wüßte man nicht, daß unser Volk, durch die Wirkung der ihm eigenthümlichen Verhältnisse, gerade am weitesten von einer klaren politischen Ansicht entfernt, und am wenigsten reif ist, einer selbstständigen Politik zu folgen. Jeder fremde Enthusiasmus steckt uns an, weil dabei eine weite Aussicht möglich ist, die wir auf unserm beschränkten einheimischen Standpunkt nicht finden. Daher können die Engländer, indem sie uns in Sold nehmen, uns glauben machen, wir stritten für die eigene Sache. Daher waren wir, im Anfange der französischen Revolution, geschwätzige Revolutionäre, bis die Bivouaks der Republikaner uns für den eigenen Heerd besorgt machten, ohne deswegen uns über unsere allgemeinen Interessen aufzuklären. Wollte nicht jeder seine kleine Vaterstadt in ein Saragossa verwandelt wissen? Als aber die Franzosen kamen, kühlten viele ihren Muth im Keller, und wurden erst wieder Helden, als die Moscoviter sich als Helden gezeigt hatten. — Unsere Politik geht nicht über den Tag der Noth hinaus. So ist auch jetzt Deutschland im Gedränge, und wir thun wie es eben der unvorgesehene Augenblick haben will. Dieß ist allerdings nicht anders zu machen; wohl aber können wir uns hüten, das, was Fremde ist, für das Unsere anzusehen.

Wenn Napoleon der Feind der Mächte ist, so ist er deswegen noch nicht der unsrige. Wir haben ihm viel zu danken, das in der Folge anerkannt werden wird. Am wenigsten sollten wir, als Philosophen, durch das Geschrei

der englischen Blätter, oder der französischen von Neuem krähenden Republikaner oder ihrer deutschen Nachtreter, uns irre führen lassen. Große Männer sind eine Seltenheit, und eine Art Offenbarung der Natur über unsere künftige Geschichte. Sie wirken, man mag es anstellen wie man will, unaufhaltsam auf ihr Zeitalter, und nicht selten sind ihre Feinde die ersten, die sich durch ein großes Beispiel belehren lassen. So erkannten, durch Luther geweckt, die Jesuiten die Unvermeidlichkeit einer Reform, und brachten, nur im andern Sinne, eine fast eben so große als die lutherische zu Stande. So beschützte Wilhelm von Oranien alle von Cromwell geschaffenen Interessen, und befestigte dadurch von Neuem das königliche Ansehen, das Jakob II. verspielt hatte. Große Männer können physisch besiegt werden, ihre Wirksamkeit ist unsterblich. Werden Sie nun nicht lieber sich an diese fortdauernde Wirksamkeit, als an die bald vergessenen Aussprüche erkaufter Libellisten halten?

Den 1sten April 1818.

Sie wandeln noch immer im Nebel! Um Ihnen unumwunden zu sagen wie die Sachen stehen, sey es erlaubt einen Royalisten redend einzuführen. Ob ein solcher Herr wirklich den Brief geschrieben, oder ob ich ihn nur erdichtet habe, ist ganz gleichgültig. Lesen Sie was folgt.

„Die verkehrten Berufungen auf Menschen- und Volksrechte wollen in Deutschland noch nicht nachlassen, und die Errichtung der Stände hat ihnen hier und da einen Schein von Rechtmäßigkeit gegeben. Daher die vielen Deklamationen, die in unsern revolutionären Blättern immer wieder von Neuem laut werden; daher sogar unter besonnenen Staatsmännern die Besorgniß sich regt, als müsse dem angeblichen Zeitgeiste ein Opfer dargebracht

werden. Diese Erscheinungen deuten auf die Möglichkeit einer nahen Gefahr, die man am Besten in der Geburt erstickt. Die Heilmittel gegen die Uebel sind nicht schwer zu finden; sie sind auch dem Eingeweihten bekannt genug, nur will man sie, unkluger Weise, dem großen Haufen verbergen, wodurch nichts bewirkt wird, als daß man Hoffnungen bestärkt, die den verkehrten Sinn am Leben erhalten. Die beste Politik ist Wahrheit und Offenheit; überdem ist die Partei der Gutgesinnten stark genug, um demagogisches Geschrei nicht zu achten. Man untersuche nur die Sache genauer; man halte sich nicht bei der Oberfläche auf, sondern dringe bis in die Tiefe, so wird alle Sophisterei bald zu Schanden werden. Was wollen die Vertheidiger der Volksrechte? Freiheit und Antheil an der Regierung durch erwählte Abgeordnete des Volks. Nicht wahr, darauf reduziren sich ihre Ansprüche? — Was ist aber die Freiheit? Ist sie ein Gut, das Jeder bei seiner Geburt mit auf die Welt bringt? Keineswegs. Die wilden Nationen sind nicht frei, und je entfernter sie von bürgerlichen Einrichtungen leben, in desto sclavischer Abhängigkeit finden sie sich von den niedrigen Bedürfnissen, welche jeden freyen Gedanken, jedes selbstständige Gefühl unterdrücken. Die Geschichte lehrt, daß in dem Laufe von Jahrtausenden nur ein Paar Völker, unter ganz besondern Umständen, die Freiheit erlangten, und daß auch dort der große Haufe im Sklavenstand erhalten wurde. Die Völkerkunde und die Geschichte strafen also die Behauptung Lügen, daß der Mensch das Recht der Freiheit mit auf die Welt bringe. Er hat von der Natur weiter kein Recht, als für seinen Unterhalt, so gut er kann, zu sorgen, und dieses Recht wird ihm nicht streitig gemacht. Man kann den Menschen nur eine Anlage zur Freiheit, so allenfalls wie zur Musik, zur Wissenschaft ꝛc. zustehen. Diese Anlage ist zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Formen

geübt worden; die Formen werden durch Verfassungen regelmäßiger Staaten bestimmt und sind das Resultat eines Kampfes der Kräfte, über deren Ordnung und Unterordnung die Vorzeit, während des Kampfes, entschieden hat. Die Freiheit ist also ein Lohn der Anstrengung, und zwar ein Lohn, der so gut vererbt werden kann, wie Geld oder Güter, die auch erst durch Anstrengung erworben wurden. Das erste Fundament aller staatsrechtlichen Einrichtungen ist Sicherheit des Eigenthums; wer im Besitz der Freiheit ist, hat ein Recht darauf. Freiheit vom Staate für die Unfreien fordern ist eben so unsinnig, als Reichthum von ihm für die Armen fordern. — Aber ihr meinet, ihr habt in dem Kampf gegen Napoleon die Freiheit erringen helfen; ihr habt sie also durch Anstrengung erworben? Gemach, lieben Leute, ihr könnt auch hier mit eurem Geschwätz die Lehren der Geschichte nicht umstoßen. Seit Jahrhunderten hat es Kriege gegeben; aber es ist keinem gemeinen Soldaten der siegenden Armee eingefallen, sich deswegen, daß er mitgefochten, das Recht eines Fürsten, eines Grafen oder Freiherrn anzumaßen. Man hätte ihn ausgelacht, wie man euch auslacht, wenn ihr jetzt alle bürgerliche Ordnung umkehren wollt. — Man hat euch Freiheit versprochen; bemerkt ihr. Bedenkt, welche Freiheit versprochen wurde. Ihr klagtet und weintet über den Druck unter der französischen Eroberung. Da erbarmten sich die Großen und Mächtigen der Erde und sprachen: „Wohlan, wir wollen euch befreien von der Last; aber ihr müßt das Schwerdt zur Hand nehmen und unsere Heere verstärken.“ Ihr thatet so, die Mächtigen besiegten den Eroberer, und ihr wurdet euren Fürsten und alten Gewohnheiten wiedergegeben. Das Versprechen ist erfüllt; ihr habt weiter nichts zu fordern. — Indessen will ich nicht läugnen, daß in einigen Proklamationen eine Sprache geführt wurde, die, als nicht ganz klar,

mißverstanden werden konnte. Mißverstehen giebt aber kein Recht; und von der andern Seite war es natürlich, daß man in außerordentlichen Umständen sich herabließ zur Sprache der Enthusiasten: diese mußten auch gewonnen werden, und die Klugheit rieth damals, mit Worten nicht zu geizen. Ihr könnt aber jetzt auf eine freiwillige Ertheilung dessen, was ihr Freiheit nennt, um so weniger Anspruch machen, als ihr die Natur nicht umzukehren vermögt. Die Freiheit — schlagt nach im Buche der Natur und Geschichte, — die Freiheit ist ein erworbenes Gut, eine Eroberung Weniger über Viele. Die Frucht jeder Eroberung gehört nur den Häuptern, deren Geist und Kraft die Eroberung möglich machte. So gehört das Haus, das ich bauen lasse, nicht den Handlangern, deren ich mich bediente, sondern mir, der die Handlanger zu benützen weiß. — Ich meine es redlich mit euch, wenn ich euch offen sage, wie die Sachen stehen, um euch von euren lächerlichen Hoffnungen zu heilen. — Wie sollt ihr endlich ein Recht erlangt haben, durch Abgeordnete an der Regierung Theil zu nehmen? Die ganze Idee einer repräsentativen Regierung ist eine Ausgeburt der französischen Revolution. Habt ihr noch nicht genug gesehen, was dabei heraus kam, als diese Revolution mit ihren Ideen sich entwickeln konnte? Zu einer ungeheuern, alles zermalmenden Macht wuchs sie heran, als der Mann sich fand, der sie zu handhaben verstand. Sie zwang uns und euch, das Wachsthum dieser Macht noch zu vergrößern. Zum Glück, anfangs für Frankreich und später für uns, concentritte sich diese Riesenmacht in einem einzigen Manne, den die Revolutionäre nicht verstanden, und den wir besser beurtheilten. Als die Elemente sich gegen ihn erklärten, verließen ihn die Revolutionäre, ohne zu ahnen, daß er ihre Stütze war. Die Vorsehung kam uns zu Hülfe; wir besiegten ihn, und mit ihm die Re-

volution, deren Repräsentant und Bürge dieser Mann war; denn er hatte sich wie eine Mauer allen Rechten der alten Ordnung entgegen gestellt. Diesen Damm mußten wir niederreißen. Es gelang. Ihr habt mitgeholfen, und nun meint ihr, wir sollen die Revolution, gegen welche alle unsere Anstrengungen gerichtet waren, unter euch einführen! Wie, wir sollten den Napoleon nach St. Helena geschickt haben, und das, wodurch er uns gefährlich wurde, unter euch, unter den kleinen Affen eines großen Mannes, zum vollen Gedeihen bringen? Es kann euch nicht Ernst seyn mit dieser Forderung, oder ihr wäret wahnwitzig, — und den Wahnsinn muß man einsperren. Unsre Klugheit hat geholfen, das Centrum der Revolution zu sprengen; und wir sollten in den Kammern ein neues Centrum erschaffen, den Keim der Umwälzungen absichtlich pflegen, bis wir, zur Freude der Revolutionäre, uns unter Ruinen alter, ehrwürdiger, wohlerworbener Rechte und aller staatsrechtlichen Ordnung begraben müßten? Oder wir sollten dem künftigen Eroberer Organe aufsparen, mit deren Hülfe er den Thron für erledigt erklären kann, wie ihr das Beispiel davon gegeben habt? — Nicht also; der Gott unserer Väter beschützt uns. Wir haben die fremde Last abgeworfen und sind nicht gesonnen eine einheimische uns aufzulegen, d. i. unter das Joch der Volkstyrannei uns zu beugen. Der Sieg ist unser, wenigstens in Deutschland. Oder wollen prahlende Demagogen, ohne Stütze unter dem Volk, ohne Muth und Kraft zur That, ohne irgend eine reelle Gewalt, uns den Sieg streitig machen? Versucht es; wir stehen gerüstet. — Daß in einigen kleinen Staaten auf euer Geschrei Rücksicht genommen wurde, macht uns nicht irre. Je größer der Widerspruch des Kleinen mit dem Großen, desto sicherer ist die fortwährende Verbreitung unsers Sieges. Und so muß es seyn. Es könnte in Frankreich der böse Geist

wieder mächtig werden; darum müssen wir die Kräfte des guten Geistes immer mehr conzentriren und vereinen. — Noch einmal; ich meine es redlich mit euch, und will euch von Thorheiten, von gefährlichen Hoffnungen zurückbringen. Je mehr ihr denkende Menschen seyd, desto leichter werdet ihr die Wahrheiten verstehen, die ich euch an's Herz lege. Seyd ruhig, treibt in stiller frommer Ergebung eure Geschäfte, und freut euch, daß die Revolution besiegt wurde. Für euch hat sie ferner keinen Spielraum."

Sie, Lieber Freund, halten dieses Schreiben vielleicht für eine boshafte Ironie; doch wären Sie es dann nur selbst, der die Satire hineinträgt, etwa wie unsere lustige Gräfin jüngst das wohlgetroffene Porträt der Madame ** für ihre Karikatur erklärte. — So ist es; und alle Philosophie wird diejenigen nicht widerlegen, welche die dienstbare Sophisterei gewähren lassen.

Juli 1818.

Ew. Wohlgeboren fordern in Ihrem gütigen Schreiben mich auf, an der Revolution, welche Sie vorbereiten, thätigen Antheil zu nehmen. Mit dem innigsten Dank für dero schmeichelhaftes Zutrauen muß ich bedauernd bemerken, daß ich im nächsten Augenblicke demselben nicht entsprechen kann, indem ich gerade bei einer Contrerevolution beschäftigt bin. Da letzte jedoch sehr bald fertig seyn wird, so werde ich alsdann freie Hände haben, und bereitwillig zu Dienste stehen. Nur eine kleine Bedingung wünsche ich mir vorzubehalten. Ich sehe voraus, daß Ew. Wohlgeboren bei der Arbeit nothwendig in Verlegenheit, und höchst wahrscheinlich an den Galgen kommen werden. So lange nun wünsche ich mich ruhig zu verhalten. Seyn Sie indeß unbesorgt. Sobald ich höre,

daß Ew. Wohlgeboren gehenkt sind, werde ich die Revolution ohne Weiteres fortsetzen, oder sehen, was sonst zu thun ist. Bis dahin mit ausgezeichneter Hochachtung ꝛc.

Mai 1820.

Sie scheinen mich warnen zu wollen, indem Sie mir zurufen, ich soll an M — z denken. Gern befolgte ich Ihren Rath; fühle mich aber unfähig an Dinge zu denken, von denen ich nicht weiß, was ich denken soll. Wahrscheinlich leben wir beide, M — z und ich, in gegenseitiger Unwissenheit von einander. Wie sollte dort je von mir die Rede gewesen seyn? Ich war einfältig genug, die Leute für Schwachköpfe anzusehen, die ich jetzt als gefährliche, also als bedeutende Menschen in Verdacht gekommen sehe; ich habe mich daher von diesen großen Geistern entfernt gehalten, ja sogar gewagt, öffentlich über Sie zu spotten. Noch mehr, ich war so kurzsichtig, geheime Gesellschaften, wenn dadurch öffentliche Veränderungen bewirkt werden sollten, für ein unfehlbares Zeichen des Blödsinns der Propaganda zu halten. Ich versäumte mithin, mich den Kochtöpfen der Revolutionen zu nahen, und das, was allenfalls mein Wunsch gewesen wäre, als Dienstthuender Küchenjunge oder Chef de cuisine zu Stande zu bringen. Denn ich will Ihnen nicht verhelen, daß auch ich allerdings meine kleinen revolutionären Ideen habe, und dadurch eine große Revolution bewirken möchte. Ich wünsche nämlich es dahin zu bringen, daß überall Laster und Unverstand in den Staub getreten, dagegen Tugenden und Weisheit zu höchsten Ehren gebracht werden möchten. Nun sehe ich aber ein, daß dies gerade so schwer ist, als ein Erdbeben zu machen. Folglich geht vor der Hand mein Thun und Trachten dahin, zu lernen, wie man, es sey durch Magnetisiren der Berge oder durch Einpressen des Lichtstoffs in dunkle Höhen, ein tüch-

tiges Erdbeben nach Belieben hervorrufen könne. Ich habe die beste Hoffnung, daß mir dieses in Kurzem gelingen werde, und dann stehe ich für nichts. Da Sie jedoch die angeborne Milde meines Herzens kennen, so werden Sie nicht besorgen, daß ich meine Kunst durch Mißbrauch entwürdigen möchte. Ich denke nur, bei Gelegenheit, wenn etwa einige thörichte und lasterhafte Leute beisammen sind, und über Pläne zum Verderben der Welt brüten, ihre Stühle und Tische in ein leises Beben zu bringen, allenfals sie selbst ein wenig zu schütteln, und ihnen dabei mit hoher Stimme aus dem Keller Göthe's Ausspruch zuzurufen: „Edel sey der Mensch, hülfreich und gut."

Diesen unschuldigen Schrecken würde ich so lange wiederholen, bis die Unverständigen zur Vernunft kommen, und wirklich edel, hülfreich und gut werden. — Da haben Sie mein ganzes Revolutionsprojekt, das ich übrigens keiner lebendigen Seele anvertraut habe. Man kann also in M — z nichts davon wissen; und wäre es, würde man nicht einen Mann ehren, der, nur auf entgegengesetztem Wege, nach gleichem Ziele strebt? Denn gelingt es, ein Erdbeben zu machen, so muß unmittelbar diese Erfindung zugleich an die Hand geben, wie man es verhüten könne. — Nach dieser Eröffnung werden Sie Ihre Warnung als überflüssig erkennen, und mir vielmehr zu meiner ernsthaften Beschäftigung Glück wünschen. — Apropos von Revolutionen: ich höre, daß in Ihrer Gegend alte, etwas schadhaft gewordene Revolutions-Instrumente in einer geheimen Auction an den Meistbietenden verkauft werden sollen. Sie würden mich aufs höchste verbinden, wenn Sie einige derselben, um jeden Preiß, für mich erstehen wollten. Ich habe solche Dingerchen noch nie gesehen und wäre begierig, sie kennen zu lernen. Sie können sie mir mit dem leeren Wagen schicken, der nächstens

von * * mit sieben Pagoden hieher retour fährt. — Meinen Empfehl an ihren lieben Spitz; er ist gar ein liebes Thier, nur sollte er sichs abgewöhnen alte Hausfreunde unnöthigerweise anzubellen. Sie sehen, meine moralischen Wünsche erstrecken sich bis auf die Hunde. Um so mehr aber bin ich ein Menschenfreund und vor Allem

der Ihrige.

Den 14ten Juli 1821.

Nicht weiter, mein Freund. Ergreifen Sie die Zügel Ihrer Einbildungskraft, die Sie auf schwindlicher Höhe an jähe Abgründe führt, ehe Sie wissen, was mit Ihnen geschieht. Ihre Ruhe, Ihre Menschenfreundlichkeit, Ihr Leben selbst ist in Gefahr, wenn Sie nicht bei Zeiten abstehen, von dem Versuche, „in das Rad des Schicksals einzugreifen.“ Sie müssen den Gedanken ganz aufgeben, etwas thun zu wollen. Ist denn das Leben nichts außer dem politischen Treiben? Dann wäre es nicht der Natur, es wäre den Händen und Sinnen oft verkehrter Menschen anvertraut. Dies ist der Stolz, die Sicherheit des Einzelnen, daß er ein inneres Leben in sich bewahrt, welches nicht unter dem Einfluß äußerer Gewalten steht; wo selbst diese vor einem unbestechlichen Richterstuhl gerichtet werden. Mögen besoldete oder Soldsuchende Schreiber jede selbstständige Meinung verfolgen; wir können sie in uns bewahren, zugleich aber uns hüten, für Absichten wirken zu wollen, die wir nicht kennen. Auch wollen wir nicht vergessen, daß wir eben so wenig den Blitz aus den Wolken mit unsern Sprüchen und Sätzen ableiten, als den Lauf der Welt aufhalten können. — Wir sind nicht unthätig, wenn wir geschehen lassen, was wir nicht ändern können, so lange wir uns unser Urtheil frey und uns selbst gegen den Andrang losgebundener Leidenschaften aufrecht erhalten. — „Sie haben sich für

außerordentliche Fälle ausbilden und tüchtig machen wollen? Sie glauben diese Fälle wären nun vorhanden, und es sey Zeit, hervorzutreten?" — Lieber, legen Sie nicht als feindlichen Tadel aus, was der Ernst des Alters und der Erfahrung Ihnen zuruft. Es thut vielmehr Noth, uns in den gewöhnlichen, alltäglichen Fällen zu bewähren; die außerordentlichen machen sich ohne uns, sie stehen unter der Leitung der Natur, die sich nicht rükken und schütteln läßt. Wir alle müssen an eine Vorsehung glauben, die uns hinstellt, wo wir nothwendig sind. Sich hindrängen, ohne zu wissen, wann die Zeit reif ist, sey den Revolutionären überlassen, die doch nichts zu Tage fördern. — Ich tadele nicht, daß die Thatkraft sich gedrückt fühlt, wo sie keinen Gegenstand findet, an den sie sich üben könnte. Ich erkenne dies für ein Unglück; aber nur darum ist es Unglück, weil sich die Sache nicht ändern läßt, sonst wäre es Begünstigung der Zeit. Man mache sich deutlich, was man wolle, so wird man die Unmöglichkeit des Gelingens einsehen. Was soll werden in Deutschland, das Sie beruhigen könnte? Andere Staatsmänner, andere Gelehrte, andere Bürger, eine ganz andere Nation? Wollen Sie ein Gebäude aufführen, wo keine Bauzeug zu finden ist? In Deutschland ist jetzt schlechthin nichts zu thun, als den Wissenschaften zu huldigen, und die Geschichte zu studiren. — Hüten Sie sich irgend eine Zeitung zur Hand zu nehmen, wie ein wohlerzogener Mann sich hütet, Unrath zu berühren. Lesen Sie den Plato, den Plutarch, die englischen Geschichtschreiber, vor allen den erhabenen Gibbon, und lernen Sie in Ihrer schönen, schuldlosen Häuslichkeit Trost finden gegen das Entbehren des öffentlichen Lebens. Ist Ihnen das Herz gepreßt, so eröffnen Sie sich den Musen: diese verstehen Alles und am Besten, was edle Menschen wollen, was sie zu sehen wünschen, und zu thun den

Muth haben. In der stillen Werkstatt der Künstler, nicht auf öffentlichem Markte, werden die Bande gewoben, die uns mit einer helleren Zukunft verbinden, und dem Blicke des Weisen eine Aussicht eröffnen, die den Thoren erschrecken würde, wenn er sie zu sehen fähig wäre. Der alte Gott lebt noch, wir wollen in Demuth ihm dienen: er läßt sich den Schutz der Seinen nicht rauben. — Leben Sie wohl, d. i. ruhig.

III.

Ueber die spanische Contre-Revolution.

Mai fecero pace con danari, ma sempre con la virtu.
Machiavel.

Die Ereignisse in Spanien haben Männer betrübt, deren wohlwollende Gesinnung unverdächtig ist, wenn es auch der Politik, die auf mehrere wenig bekannte Umstände Rücksicht zu nehmen hat, noch nicht gestattet seyn sollte, ihre Redlichkeit anzuerkennen. Von den Insurgenten von Barr, welche in Polen eine Revolution beabsichteten, um die Wiedergeburt ihres Vaterlandes zu Stande zu bringen, von diesen Revolutionären sagte die Kaiserin Maria Theresia: „Sie wären die Einzigen in Polen, wel„che vom Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit „beseelt wären." — Warum sollte im heutigen Europa eine ähnliche großmüthige Denkungsart unmöglich seyn? Es wurde, in Beziehung auf Spanien, die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in diesem interessanten Lande, von dem Unternehmen der Cortes von Vielen erwartet, sogar von einem europäischen Cäbinet gewünscht. Jetzt fürchten edle Männer, daß Willkühr und Inquisition hier ferner den alten unseligen Zustand herstellen möchten. Wir ehren diese Besorgniß; statt aber kleinmüthig sich ihr hingegeben, wird es erlaubt seyn, den Gründen nachzuforschen, welche das Mißlingen des Unternehmens und die getäuschte Erwartung nothwendig herbeiführen mußten. Sollte auch nichts dadurch gewonnen werden, als die Erkenntniß, es sey auf dem Wege der spanischen Weltverbesserer keine zeitgemäße Beschränkung der Will-

kühr zu finden, keine Erleichterung der Last des Zeitalters zu erwarten, der Gewinn solcher Einsicht wäre immer bedeutend.

Es ist begreiflich, daß auf allen Seiten, über Ursache und Folgen dieser Begebenheit, die Leidenschaften ihre Urtheile geltend zu machen suchen. Je nachdem sie den Parteyen angehören, sahen die einen in dem Siege hohe militärische Genialität, das Beginnen einer neuen glänzenden Kriegs-Geschichte, den unmittelbaren Schutz Gottes auf Seite der Glaubensarmee; während die andern alles dem Verrath zuschrieben, ohne zu bedenken, daß sie sich damit selbst ins Angesicht schlugen. Offenbar wurde der abermalige Beweis geliefert, daß ein wohldisciplinirtes Heer, unabhängig von der öffentlichen, vielleicht im Widerspruch mit der eigenen Meinung, seine Schuldigkeit thut. Daß auf der entgegengesetzten Seite einzig der Verrath diesen Ausgang verschuldet habe, ist nicht wahrscheinlich. Einige Resolutionäre mögen sich Anfangs für stärker gehalten haben, als sie in der That waren; nachdem sie zur Selbstkenntniß gelangten, benuzten sie den glücklichen Zufall, der ihnen Gelegenheit gab, die bescheidenere Meinung sich noch bezahlen zu lassen. Solche Charaktere werden keinen Beobachter überraschen, der die frühere Geschichte des Widerstandes der Spanier gegen Napoleon verstanden hat. Waren Sie damals für englisches Geld zu haben, warum sollten Sie das französische verschmähen? Beides zu nehmen, wurde ihnen von Leuten in frommer Kleidung angerathen. Abgesehen aber von den käuflichen Generalen, was thaten die andern unbestechlichen Regeneratoren? Ohne sich eine Macht im Innern und gegen Außen zu schaffen, ohne sich nur auf den Gebrauch derjenigen zu verstehen, die ihnen in die Hände fiel; verkündeten sie eine geschriebene, auf Theorien der französischen Liberalen gestüzte Verfassung, die für Spanier leicht so passend seyn mag, als

der Code Napoléon für Malabaren. Die Wiedergeburt von Einführung der repräsentativen Regierung, mitten unter Feinden derselben, und gleichsam im Bunde mit ihnen, erwarten, ist Wahnsinn. Gebe der Himmel, daß Niemand weiter in solche Krankheit verfalle, und man einsehe, wie eine Verfassung nicht plötzlich aus dem Nichts, sondern nur aus dem moralischen Vermögen einer Nation hervorgehen, und nur in so fern gut seyn könne, als die rechten Menschen dafür da sind. — Mit Empörung der Sklaven ist die Freiheit noch nicht eingeführt oder verbürgt. Schweizer und Niederländer bewiesen im Kampfe, daß sie aufgehört hatten, Sklaven zu seyn. Die Griechen in neueren Zeiten fechten selbst — ohne fremde Hülfe und ohne ihre ganze Hoffnung auf ein Mittel zu setzen, welches die Selbstständigkeit nur repräsentirt. Dies war der Irrthum der Cortes: sie hielten ihre neue Verfassung für eine Sache, da sie doch nur das Zeichen war, dem, wenn es gelten sollte, eine vorhandene Sache entsprechen müßte. Das Geld repräsentirt den Reichthum eines Volks, die Früchte seines Bodens, seines Fleißes, seiner Geschicklichkeit. Man schütte aber ganze Säcke voll Goldstücke über eine von wilden, armseligen Leuten bewohnte Insel: wird dies Geld die Wilden plötzlich civilisiren oder zu reichen Leuten machen? Eine repräsentative Regierung kann einem freien, civilisirten, tapfern, reichen Volke zusagen; ohne diese Bedingung ist sie ein bloßes Zeichen ohne bezeichnete Sache. Auch wird sie nicht das einzige Mittel seyn, dem Zustande sklavischer Unmündigkeit und Armuth ein Ende zu machen; sie ist vielleicht gar kein Mittel, vielleicht nur ein Resultat, das die Natur herbeiführt, und das wohl zur Erhaltung in ruhigen, nicht aber zur Schöpfung in unruhigen Zeiten tauglich ist.

Es ist mithin eine ungegründete Trauer, wenn man das Unglück aller Völker beweint, falls irgendwo die con-

stitutionelle Monarchie nicht eingeführt werden konnte. Ein großer Theil Unverstand und Jammer aller Art ist aus Europa gewichen, ehe man an Einführung dieser Verfassung dachte, und bis auf den heutigen Tag macht die Civilisation in Ländern Fortschritte, in denen es keine Tribüne giebt. Große Männer haben zu allen Zeiten Licht verbreitet, aber noch nie ist es gelungen, den Mangel großer Männer durch Formalitäten zu ersetzen; besonders im Beginnen einer neuen Periode ist dies rein unmöglich. Nicht einmal zur Erziehung großer Charaktere ist diese Verfassung vorzugsweise geschickt. Größere Männer als die Helden des neuen Systems haben gelebt und gewirkt, als Aberglauben und Lehnssystem die Welt für ewig in Fesseln geschlagen zu haben schienen; aber nie haben sie versucht, Barbaren plötzlich in Athener umzuwandeln. Gott kann sprechen: „es werde Licht", — und es wird Licht; der Menschen Rede zeigt oft erst nach Jahrhunderten ihre Wirkung. Bis auf den heutigen Tag ist nicht alle Saat aufgegangen, welche Plato ausstreute; viel noch wäre von ihm zu lernen. Doch selbst mit dem Auffassen einer Lehre ist sie noch nicht praktisch ins Leben gesetzt. Wir stehen unter der Gewalt von Ereignissen, deren Reihe und Zusammenhang wir selten einsehen, welche zu leiten nur Wenigen gegeben ist. Indessen soll nicht jedes Mißlingen am Bessern verzweifeln machen. Nicht immer sind es Anstalten zur Veredlung der Menschen, welche den bessern Zustand herbeiführen. Die Barbarenhorde der Türken, die sich über Griechenlands klassischem Boden verbreitete, hat die Wiedergeburt der Wissenschaften und mit ihr die Freiheit im damals finstern, tyrannisirten Europa veranlaßt. Auch mißlingen große Anstalten oft in Beziehung auf den vorgesetzten Zweck, während sie, unerwartet ein anderes wohlthätiges Resultat herbeiführen. Die Kreuzzüge konnten das Christenthum nicht im

Oriente herrschend machen; aber sie civilisirten Europa durch den Umgang mit den damals gebildeten Arabern.

Solche Betrachtungen können den Trost gewähren, daß mit Auflösung der Cortes nicht Alles für Spanien verloren ist. Wunderbar sind die Wege der Vorsehung: was uns als Maasregel der Verfinsterung erscheint, ist vielleicht Stahl und Stein, woraus sie Lichtfunken zu ziehen weiß. — Liegen Keime der Civilisation im spanischen Volke, so werden sie Wurzel schlagen und zur gehörigen Zeit an den Tag kommen. Man hat Beispiele, daß Pflanzen Felsen gesprengt haben. Nur muß angeborne Kraft im Keime liegen; eine gemahlte oder aus todtem Holz geschnizte Eichel kann nie wachsen: die repräsentative Regierung in Spanien war nichts anderes.

Die Halbinsel hat diese Erfahrung theuer bezahlt; das übrige Europa, das zum Theil sein eigenes Heil von den Cortes erwartete, kann sich die Belehrung wohlfeiler zu Nutzen machen. Man wird einsehen, daß diese Verfassung weder die Spanier, noch irgend ein Volk in Europa, bei dem gegenwärtigen Zustande der Staaten, von allen Uebeln befreien könne, denen möglichst abzuhelfen allerdings unsere Aufgabe ist. Man wird einsehen, daß Leute, welche die schwierigste Aufgabe der Welt durch ein beschriebenes Pergament lösen zu können vorgeben, kein Zutrauen verdienen, daß, wenn man sie gewähren läßt, das Uebel nur ärger werden müße; und überhaupt, daß nicht alles Gold sey, was auf den Tribünen und in liberalen Zeitungen glänzt. Man wird einsehen, daß diejenigen nicht nothwendig Anhänger blinder Willkühr seyn müssen, welche behaupten, daß in einer Revolution eine gute Regierung nur sehr zufällig durch blos repräsentative Mittel zu Stande kommen könne. Man wird die Beschuldigung als thöricht erkennen, daß diese Gegner der Repräsentation nicht wissen, was sie wollen, wenn sie

nicht eben so schnell als die Freunde derselben ein unfehlbares Mittelchen der Weltverbesserung anzugeben wissen. Denn nun zeigt sich in seiner ganzen Nacktheit der Irrthum der Liberalen, welche meinen, es lasse sich, unabhängig von Zeit, Umständen und Personen, die ganze Staatsweisheit in einige allgemein faßliche Formeln bringen, die man drucken läßt, um die Reform der Gesellschaft für immer zu sichern. Was würde man von Leuten erwarten, welche Maler dadurch zu bilden hoffen, daß sie den Schülern Vorlesungen über die Kunst halten? Die Unterthanen einer repräsentativen Regierung müssen erst ihre Schule der praktischen Uebung gemacht haben, ehe sie tüchtige Gehülfen werden können. Dies ist nicht leicht. Gerade weil die Liberalen die Schwierigkeiten übersehen, rufen ihnen jetzt die Ereignisse in Spanien eine Lehre zu, die allerdings demüthigend für ihre Eitelkeit seyn muß.

„Ist es euch Ernst, sagen diese Ereignisse, mit der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, so haltet nicht jede liberale Phrase für eine Waffe im Kampf des Jahrhunderts; setzt Mißvertrauen in eure eigene Unfehlbarkeit und Reife, und bedenkt, daß jede gründliche Ueberzeugung mit dem Zweifel, als dem Vorläufer aller Weisheit, anfangen müsse. Bezweifelt euren bisherigen blinden Glauben, daß die Völker reif wären von euch, unter repräsentativen Formen, regiert zu werden. Haltet euch nicht für Staatskünstler, weil ihr einige gute Grundsätze in euren Denkbüchern aufgezeichnet habt. Lernt die Kluft messen zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem Punkte, von dem ihr ausgeht, und dem Ziele, wohin ihr strebt. Vergeßt nicht die Zeit in Anschlag zu bringen, welche menschliche Füße nöthig haben, den Weg zurückzulegen, und macht euch nicht eher auf den Weg, als bis ihr euch in der Gegend orientirt habt. Lernt

es schreitet vorwärts in dem allgemeinen Strom der Bewegung des Jahrhunderts. Durch welche Mittel sollte eine absolute Blindheit der Gewalt und ihrer Opfer auf die Dauer zu erhalten seyn? Durch ein Schreckenssystem? Selbst Kinder haben Muth, wo ein solches System die Leidenschaften aufregt. Menschen, die man das Leben zu verachten gewöhnt, fürchten den Tod nicht. Ein Schrecken, der die Leute bereit findet, ihn vielmehr zu verspotten, als sich davor zu fürchten, würde nur ein Possenspiel seyn, von dem sich in den ersten Tagen das erleuchtete, in der Schule einer großen Zeit erzogene Europa mit Widerwillen und Abscheu hinwegwenden würde. Niemand fordert, Niemand erwartet von dem heutigen Geschlecht, daß es sich geduldig zu Grunde richten lasse; nur ist es natürlich, daß diejenigen, welche bisher im Besitz der Gewalt waren, nicht von Leuten verdrängt seyn wollen, welche, ohne inneren Beruf und Energie, diese Gewalt zu usurpiren suchen, und den Mangel an Bekanntschaft mit dem Zustande des Volks, durch schimmernde Theorien und prahlende Reden zu ersetzen, die eigene Unbehülflichkeit dadurch unschädlich zu machen vermeinen.

Was ist für Europa dadurch verloren, daß die spanischen Revolutionäre in ihrer Unmacht dargestellt wurden? Die repräsentative Regierung wies sich dort als unhaltbar aus; weiter ist es nichts! Die liberalen Schriftsteller freilich haben den Glauben zu verbreiten gesucht, als sey das heutige Europa zwischen zwei Systemen getheilt, und als gäbe es keinen Ausweg, man müsse entweder der absoluten Gewalt, ja der Tyranney selbst in die Hände fallen, oder sein Glück mit der repräsentativen Regierung versuchen. Die Meinung, daß wir zwischen diese Alternative gestellt wären, ist eine wahre Krankheit des Jahrzehends, die ihren Grund in der überall sich hervordrängenden Schwäche hat. Schwache Geister nämlich

halten sich gern an fertige handgreifliche Vorschriften, denen sie dann Zeiten, Dinge und Personen leicht anzupassen hoffen; der Starke dagegen findet das Gesetz aus den vorhandenen Verhältnissen heraus, und, indem er nach demselben handelt, leitet er die Massen. Wir können ein großes Beispiel für diese Wahrheit anführen. Napoleon sagte: „Ich war nie Herr meiner Bewegungen; „ich war nie wirklich ganz ich selbst. — Ich konnte viele „Plane haben, besaß aber nie Freiheit genug, einen aus„zuführen. Wie ich auch das Ruder hielt, wie stark auch „mein Arm war, die vielen und plötzlich andringenden „Wellen waren noch stärker; und ich war nur klug genug, „lieber nachzugeben, als durch hartnäckigen Widerstand „mich dem Umschlagen auszusetzen. Nie war ich wahr„haft Herr meiner Handlungen, sondern wurde stets „durch die Umstände regiert. So war es; weil ich nicht „die thörichte Anmaßung hatte, die Ereignisse aus mei„nem System zu spinnen, sondern im Gegentheil mein „System dem unvorgesehenen Gewebe der Ereignisse ein„fügte." Dieses Geständniß verkündet den großen Mann! Als er von diesem Verfahren abwich, bereitete er seinen Sturz. In dem russischen Feldzug, wo er, wenn man so sagen darf, ein Fanatiker seines eigenen Glücks geworden war, handelte er als Doktrinär, der die Ereignisse aus seinem System zu spinnen versuchte. General Monthion erzählt, in der Geschichte des russischen Feldzugs, so daß in dieser Zeit, die Widerwärtigkeiten Napoleon erbitterten, und er sich selbst zu täuschen suchte; um ihm zu gefallen, mußte man ihm die Dinge nicht so wie sie waren vorstellen, sondern wie er wünschte, daß sie seyn möchten. Auch hätten mehrere Personen seine Gunst verloren, weil sie ihm die Wahrheit sagten, während andere sie erlangten, indem sie ihn betrogen." — Es mag leichter seyn, ihn in dieser Verirrung, als in seiner Größe nachzuahmen. —

herflogen? — Leute, die gern unreife Politik in Zeitungen lesen, fangen deswegen noch keine Revolution an; sie freuen sich vielleicht, wenn den Großen bisweilen Bitterkeiten gesagt werden, glauben aber, es sey nun alles gethan und denken nicht weiter daran. Eher könnten die fanatischen Blätter, die allen Wünschen und Hoffnungen der Völker Hohn sprechen, die Gemüther empören, während die liberalen Zeitungen zur Ableitung müßiger Unruhe dienen können. Ueber diese Dinge sollte Niemand entscheiden, als wer die menschliche Natur kennt. Lesende Revolutionäre sind gar unschuldige Leute. Diejenigen, welche allen Widerspruch, um so mehr allen Widerstand, mit Gewalt unterdrücken möchten, wissen nicht, was sie thun. Die Physiker werden ihnen sagen, daß ohne Widerstand eine Kraft gar nicht wirken könne. Dasselbe Gesetz herrscht in der Moral: Geister und Tugenden schlafen ein, wo aller Widerstand verschwindet. Der Protestantismus hörte auf, als solcher eine Macht zu seyn, seitdem man ihn nicht mehr anfeindete, sondern ruhig fortvegetiren ließ.

Uebrigens hat Gott die menschliche Natur so eingerichtet, daß Geist und Tugend immer die Hauptsache, ihr Gegentheil nur aufreizende Nebenkräfte sind. Darum mögen Obscurantismus und Heuchelei auf Augenblicke zu siegen scheinen; der Augenblick geht vorüber, und das natürliche Verhältniß stellt sich wieder her. Die liberale Partey, so lange durch Opposition ihrer Gegner am Leben erhalten, wurde, durch einen Zusammenfluß von Umständen und in Folge eigener Ungeschicklichkeit, zu Boden geworfen: ist deswegen jedes Talent, das sich zu ihr gesellte, vernichtet? Sind deswegen alle guten Grundsätze, welche sie angenommen hatte, aus der menschlichen Natur verbannt? Die Talente werden, der Täuschung entrückt, auf festerem Boden sich anbauen; die Grundsätze werden

sich energischere Organe erschaffen; die wahre Freiheit, d. i. die Möglichkeit angeborne Kraft zum Besten der Gesellschaft zu verwenden, wird nicht unterdrückt werden. Ich bin des starken Glaubens, Gott habe Güte und Wahrheit, die Grundpfeiler der Freiheit, so fest mit unserer Natür verbunden, daß eine Verschwörung aller Fanatiker, Bande, die Gott geknüpft, nicht zu lösen im Stande ist. Ja, man dürfte sich freuen über eine Anfeindung der Freiheit, weil die Freiheit nicht ächt seyn kann, welche keine Probe hält und im Kampfe nicht zu siegen versteht.

Darum ist nicht Alles verloren, und wir haben nicht nöthig, uns der blinden Gewalt zu unterwerfen. Sind wir etwas werth, so werden wir der Menschenwürde auch in den Staatsverhältnissen Anerkennung zu erwerben wissen. Kein Unverstand, und versteckte er sich hinter Thron und Altar, soll uns in Schrecken setzen; als Freunde und Vertheidiger von Thron und Altar wird es uns gelingen ihn zu entlarven und von der usurpirten Stelle zu verjagen.

Was uns aber bei diesen Betrachtungen, zum größten Troste gereicht, und worauf alle Freunde der Ordnung die Völker aufmerksam zu machen die Pflicht haben, ist, daß die Regierungen über den Parteyen erhaben stehen, und Jedem eine sichere Zuflucht gewähren, der gegen Heuchler aller Art, gegen Obscuranten wie gegen Anarchisten, sich nach mächtigem Schutz umsieht. Die deutschen Regierungen wenigstens können nicht in den Verdacht kommen, daß sie den Geist unterdrücken, und eben so wenig, daß sie die Anarchie begünstigen wollen.

Die beiden Parteyen, welche sich bekämpften, sind nicht die Welt. Es könnte wohl geschehen seyn, daß eine derselben sich in eine Regierung einschlich, als der Streit so laut wurde, daß die öffentliche Autorität Notiz davon

nehmen mußte. Darum sind die Regierungen nicht selbst zur Partey geworden; sie gehören dem Ganzen, sind durch und für dasselbe, und bilden die Nation, die ohne dieselbe nur ein Haufen zusammengelaufener Menschen seyn würde. Ist jetzt eine Partey aus dem Felde geschlagen, so muß bald auch die andere weichen; denn sie existiren nur durch gegenseitigen Kampf, und jede wird unnütz ohne die andere. Die Staatsgewalt gewinnt wieder Raum und Zeit, über die augenblicklichen Erscheinungen hinauszugehen und den bleibenden Zwecken der Gesellschaft alle Aufmerksamkeit zu schenken.

Eine Regierung kann einer Partey zu Hülfe kommen, ohne sich ihr für ewige Zeiten verkauft zu haben. Wo zwei einigermaßen rasende Kämpfer die öffentliche Ruhe stören, mag es klug seyn, auf Augenblicke dem Tollsten beizustehen, damit nur Einer übrig bleibe, mit welchem alsdann man um so leichter fertig wird. Wurden in dem Kriege gegen Napoleon nicht seine liberalen Feinde, als die offenbar tollsten, unterstützt? Nahm man nicht eine liberale Sprache an, ohne daß diejenigen, die solches thaten, deswegen im Dienst der Liberalen standen? Beklagen sich deshalb die Liberalen über Täuschung, so darf man fragen: warum sie sich täuschen ließen? und die Antwort lautet: weil sie ohne Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse, ohne die eigene Macht zu messen, sich's einfallen ließen, regieren zu wollen? Bestanden sie nur eine einzige Probe? Beym ersten ernsthaften Angriff liefen sie davon. Und nicht etwa nur in Neapel und Spanien; es geschah auch in Frankreich. Haben Lafayette, und seine Anhänger, nachdem sie, aus Liebe zur Freiheit, gegen den Kaiser deklamirten, sich etwa aufs Pferd gesetzt und an der Spitze der Armeen die Selbstständigkeit der Nation vertheitigt? Napoleons Herrschaft schien ihnen unleidlich, darum dachten sie nicht daran, sich gegen Fou-

ché zu schützen? Sie unterwarfen sich freudig, weil man ihnen erlaubte, noch eine Zeitlang fortzudeklamiren. War dies nicht politischer Blödsinn? Sie glaubten, weil man sie gegen Napoleon gebraucht, werde man Achtung für sie haben müssen; denn sie hatten ja Frankreich von dem Tyrannen befreit. Aber man hatte sie bei dieser Gelegenheit kennen gelernt. Die Mächte verließen sie, und sie zerfielen in nichts.

So können auch die Fanatiker zu Schanden werden, sobald die Regierungen die Hand von ihnen abziehen, was sicher nicht lange ausbleiben wird.

Die Regierungen haben sich nicht zu den Grundsätzen des Fanatismus bekannt. Wohl wurde ihnen häufig dieser Vorwurf gemacht; aber unbefangene Männer wußten, daß Umstände nöthigen konnten, über solche Anklagen im besseren Bewußtseyn hinweg zu sehen. Wollte eine Partey, weil der gesellschaftliche Zustand verbessert werden müsse, alles Bestehende über den Haufen werfen, und gieng sie in ihrer Anmaßung soweit, wirklich hier und da revolutionäre Experimente zu machen: so mußte dem Unwesen gesteuert, es mußte bewiesen werden, daß das Bestehende noch größere Kraft in sich bewahre, als die Angreifenden ins Werk setzen konnten. Und dies geschah zum Besten der Völker, die vor der Gefahr geschützt wurden, sich der Schwäche anzuvertrauen. Die Regierungen haben dadurch nicht der Thorheit derjenigen sich schuldig gemacht, welche das Mittelalter wieder einführen möchten. War es die Aufgabe der Regierungen aufzubauen, so mußten sie zuerst denen das Handwerck legen, deren Staatsweisheit einzig im nachäffenden Niederreißen besteht. Dadurch haben sie noch nicht sich verbunden, den alten Bauriß in Ausführung zu bringen, den die neuen Gothen auf dem Markte feil bieten. Sie haben nie erklärt, Alles niederreißen zu wollen, was die Reformation,

die englische und französische Revolution aufgebaut haben. Ueberall erblickt man geachtete Spuren dieser wahrhaft großen Ereignisse. Nur die Arbeiten der kleinen Affen derselben wollen sie nicht dulden. Und sie thun recht daran! — Sie erlaubten den Fanatikern in den Zeitungen sich auszusprechen, weil der Gegner ein gleiches Recht in Anspruch nahm, und die Zeit noch nicht gekommen war, beide zum Schweigen zu bringen; leicht möglich, daß die Fanatiker Doctrinen aufstellten, die den Rechten der Völker, dem Geiste, den Interessen der Civilisation entgegenstreben; leicht möglich, daß einzelne Beamte Hallerische Salbung, Adam Müllerische Ideen-Verrenkung, oder anderweitige Sophisterei für die höchste Weisheit des Jahrhunderts ansehen. Die Regierungen, wohlwissend, warum es diesen Leuten zu thun ist, ließen sie schwatzen. Wo aber ist eine Maßregel der Regierungen nachzuweisen, die feindseelig gegen die Völker und gegen die Civilisation mit Recht genannt werden dürfte? Sie haben die Carbonari besiegt und einige eingekerkert, weil diese Leute sichs einfallen ließen, Revolutionen zu machen, und regieren zu wollen, ehe sie sich zu vertheidigen verstanden. Das erste Criterium einer Regierung ist die Selbstständigkeit; man ist nicht selbstständig, wenn man vor dem ersten Feinde davonläuft. Usurpiren Schwachköpfe und energielose Menschen die Staatsgewalt, unternehmen Carbonari mit Neapolitanern Dinge, die nur mit Spartanern ausführbar sind: so ist der Sturz von der erlogenen Höhe gebührendes Recht.

Wir haben vielleicht hierbei von einigen Lesern den Einwurf zu befürchten, daß diese Ansicht einseitig sey. Sie fragen uns vielleicht: ob es nöthig war, deutschen Geist zu fesseln, weil die Calabresen nicht reif für die Freiheit waren? Aber wo ist, aufrichtig gesprochen, deutscher Geist so recht eigentlich gefesselt worden? Einige Be-

amte haben ein unanständiges Geschrei gegen den Freiheitssinn einer aufgeklärten Zeit erhoben. Sie haben Mißtrauen aufgeregt. Aber dies sind nur vorübergehende Erscheinungen. — Die Irrlichter einer komischen Propaganda, die uns mit Mystik, Deutschthümelei und poetischer Nürnberger Waare ein neues Vaterland zusammen zu zimmern versprach, wurden ausgelöscht; dem Versuche, unsere Jugend, durch Verleiern hohler Phrasen in der sinnlosesten Sprache, wo möglich verrückt zu machen, wurde gesteiert. Dürfte man darin Hindernisse unserer Civilisation erblicken? — Oder erscheint es als geisttödtend, daß einige Zeitungen unterdrückt wurden? Welch ein Volk müßten wir seyn, wenn wir nur mit Hülfe der Zeitungen bei Verstand erhalten werden könnten! Ich will über den Werth oder Unwerth dieser Blätter nicht absprechen; aber ich nehme keinen Anstand den Wunsch zu äußern, daß bis zur Zeit, da der politische Horizont sich wieder aufklärt und Raum für Großthaten gewonnen ist, alle Zeitungsleserei bei Seite gesetzt werden möchte. Die Natur dieser Art Schriften erzeugt ein oberflächliches Hinwegeilen über die schwierigsten Aufgaben der Politik. Jede jagt nach Neuigkeiten und hat, bei der Jagd, nicht Zeit den Zusammenhang der Ereignisse, ihre Bedeutung und ihren Einfluß zu untersuchen. Solch ein Zusammenkarren der Neuigkeiten, solches Ausruhen bei Gemeinplätzen und modischen Phrasen, muß nothwendig eine seichte Ansicht der Dinge unter den Lesern verbreiten. Oder sollte es in der Politik anders seyn, als in Literatur und Kunst? Haben nicht unsere Literaturzeitungen der gründlichen Gelehrsamkeit, unsere Zeitungen für die elegante Welt, unsere Freimüthigen und dergleichen den guten Geschmack unter uns seltener, und den Ruhm der seichten Köpfe wohlfeiler gemacht? Das ewige Begnügen mit unreifen Producten des Augenblicks muß von der Gediegenheit entfernen,

muß allen Ernst und alle Tiefe vernichten, muß die Menschen in Gecken verwandeln. — Ist der Nachtheil zu übersehen, den unsere politischen Blätter auf das Urtheil der Menge gehabt? Ehe bei uns eine allgemeine Politik möglich war, fütterten sie die hungrigen Leser aus fremden Zeitungen mit allgemeinen Sätzen, die im Auslande ihre Anwendung finden mochten, aber unserem Zustande nicht entsprachen. So wurden unsere Politiker französische Liberale, Anhänger der Cortes, interessirten sich für die Carbonari; wußten aber nicht, was der Heimath Noth thut, und dachten nicht daran.

Es ist dabei allerdings nicht zu übersehen, und darf ohne Ungerechtigkeit, nicht verschwiegen werden, daß, wenn bei uns die einheimischen Angelegenheiten entweder gänzlich übergangen, oder doch nur von seichten Köpfen und unberufenen Schriftstellern behandelt wurden, die Ursache dieser Unbilligkeit zum Theil darin zu suchen war, daß die besseren Schriftsteller es unter ihrer Würde fanden, sich der Aufsicht unwissender Censoren zu unterwerfen, während die Taglöhner sich jede Demüthigung gefallen ließen, und froh waren, wenn es ihnen gelang, irgend ein beissendes Artikelchen, hinter den Augen der Geisteszöllner, einzuschwärzen. Man würde aber ungerecht seyn, wollte man den Unverstand der Censoren oder einiger jungen Leute, die sich durch überspannten Eifer bei Diplomaten beliebt zu machen hofften, den Regierungen als Schuld anrechnen. Die Fürsten wenigstens wußten nicht, und konnten nicht wissen, wie weit die Anmaßung untergeordneter Köpfe gesteigert, welcher unnütze Lärm über einige obscure Blätter erhoben wurde.

Es kann indeß der Nachtheil, der daraus entstanden seyn mag, nicht von Bedeutung seyn; vielmehr dürfte man an Gewinn glauben, wenn dadurch die Zeitungen außer Credit gesetzt wurden. Es wird nämlich denselben

von allen Seiten ein größerer Einfluß angedichtet, als sie in der That ausüben können. Man hält sie z. B. für die festeste Stütze der englischen Freiheit, indem sie die allgemeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten unterhalten, und, als Controlle der Minister, diese von Eingriffen in die Nationalrechte abschrecken. Wir erinnern dagegen an den Spectator und dessen beissenden Spott über die englischen Zeitungsleser. Er schildert die letztern als leere, unwissende Leute, die sich nicht zu helfen wissen, wenn sie morgens, noch nüchtern von Zeitungslektüre, ein Urtheil fällen sollen; kaum aber haben sie ihr politisches Frühstück verschluckt, so sind sie von allem gehörig unterrichtet, kennen den Zustand von Europa, Amerika, Ostindien und China, und leiten, daß es eine Freude ist, ohne Schwierigkeit das Universum zum Besten John Bulls. Unterdessen geht die Welt ihren Gang, und die morgenden Blätter leihen dem Leser eine andere eben so gründliche Weisheit. — — Mich dünckt, die heutigen Menschen sind den Zeitgenossen Addisson's vollkommen ähnlich.

Welcher Einfluß im Großen läßt sich von den Zeitungen nachweisen? Welchen Dienst haben sie der öffentlichen Moral geleistet? Wurde in England dadurch das Joch der Amerikaner erleichtert? Wurde der Krieg gegen die Unabhängigkeit verhindert; die Tyranney in Ostindien bestraft? Konnte der Nation die Ungerechtigkeit gegen Napoleon erspart werden? Was den Ministern beliebte, thaten sie, ohne sich um die Zeitungen zu bekümmern; und das Volk, von der öffentlichen Meinung unterrichtet, ließ sich gleichwohl alles gefallen. Wo es sich zusammenrottete, forderte es Nachlaß, nicht selten unmöglichen Nachlaß der Steuern und dergleichen, nicht aber Gerechtigkeit gegen Napoleon und Indien. Diese Dinge rührten den ehrlichen John Bull nicht, wie kräftig sich auch die Zeitun-

gen aussprechen mochten. — So gut ist es den Nationen noch nicht geworden, daß ein Mittel erfunden sey, den Ministern die Ungerechtigkeit, und dem Volke die irrige Meinung unmöglich zu machen. — Auch ist das Zeitungslesen in England vielmehr eine Sitte, als ein politisches Werkzeug; es erhält vielmehr die Ruhe, als daß es dieselbe gefährdete. Müßige Leute werden beschäftigt, und unterhalten sich schwatzend über die Angelegenheiten der ganzen Welt, während sie, ohne einen solchen Ableiter, vielleicht die Heimath näher ins Auge fassen, oder aus Langerweile Unruhen anzetteln würden; denn die Langeweile ist in einer geistreichen Nation eine furchtbare Feindin der Regierung, und eine langweilige Regierung gewiß keine langdauernde.

Wir sprechen von England. — Was dort heilsam oder unschuldig, könnte bei uns möglicherweise nachtheilig, wenn auch für die Ruhe der Staaten nicht gefährlich werden. Dort ist eine Masse von erprobten guten Grundsätzen verbreitet, welche unter der Aufsicht freier Schriftsteller die falschen Begriffe, die sich einschleichen möchten, zurückdrängen. Unsere Politik ist noch nicht componirt; doch stimmen einige Leute die Instrumente; da ihnen aber keine Noten vorliegen, so mag wohl jeder sein Stückchen spielen, — eine Ouvertüre in großen Harmonien wird noch erwartet. Wir sind noch nicht so weit, daß uns Zeitungen unentbehrlich wären, und es muß hier daran erinnert werden, was auch in anderer Beziehung wahr ist, daß nämlich die Publizisten viel zu günstig von der Civilisation der Völker urtheilen. Wenn die Regierungen die Völker besser kannten, sind sie deswegen zu tadeln?

Wahrlich, die Weltverbesserer sollten sich eingestehen, daß noch große Massen von alter Barbarey unter den neueren Völkern verbreitet sind. Wo die Menschen, nach dem Wechsel der Ereignisse, die Farbe ihres Herzens ver-

ändern, und heute sich demjenigen verkaufen, den sie gestern haßten; wo sie, unbekümmert um den innern Ruhm einer Sache, Ehre bei den entgegengesetztesten Interessen betteln; wo die Heere der Aufpasser leicht unzählige Rekruten finden: da sind die Menschen noch Barbaren, und der Versuch, sie in einem Tage umzuschaffen, kann nur einen schmachvollen Erfolg haben. Vielen ist es warm in dem dunkeln Mäntel der Barbarei; sie fürchten für ihre Gesundheit, wenn man sie einladet, die frische Morgenluft der Civilisation einzuathmen. Einige redliche hochgebildete Männer, sind, gerade durch ihre Cultur, zu weit über die Menge hinausgerückt, als daß sie die Fähigkeiten derselben kennen, und ihren Bedürfnissen abzuhelfen verstehen sollten. Sie sind die Bewohner einer geistig-ethischen Insel und verdienen alle Achtung; aber wenn sie aus solcher Heimath hinaus in die gemeine Welt treten, wenn sie diese zu regieren unternehmen, so zeigt sich bald, daß sie Fremdlinge sind, die, unbekannt mit den herrschenden Gebräuchen, die vortrefflichsten Dinge zur Unzeit sagen, und Anstalten einführen wollen, für welche die Gemeinheit nicht vorbereitet ist.

Wir wünschen, daß diese Betrachtungen der ernsten Prüfung derjenigen gewürdigt werden möchten, welche in den spanischen Ereignissen Anlaß zu niederschlagender Besorgniß zu sehen glaubten; und würden uns glücklich schätzen, wenn wir durch unsere Bemühung zur öffentlichen Versöhnung beigetragen hätten. Es konnte nicht unsre Absicht seyn, historische Aufschlüße über die Ereignisse auf der Halbinsel zu geben. Diese Blätter sind nur gegen Besorgnisse gerichtet, welche, von den Pyreneen aus, die Barbareyen der Inquisition und den blutdurstigen Blödsinn einer Camarilla sich über das civilisirte Europa verbreiten lassen. Der Zustand des Welttheils scheint Bürgschaft zu leisten gegen solche Gefahr; die einzelnen

Erscheinungen, die man als Zeichen ihrer Annäherung ansieht, sind viel zu unbedeutend, um ein so großes Resultat, als die allgemeine moralische Verkehrtheit seyn würde, herbeiführen zu können. Die Kräfte der heutigen Gesellschaften sind stark genug, sich dem rückkehrenden Aberglauben und den Aeffereien der Feudalzeiten mit Erfolg zu widersetzen. Der Menschenfreund hat mithin nicht Ursache an Verbesserung zu verzweifeln; denn die feige Niederträchtigkeit, die sich Alles, selbst die Gewalt des Blödsinns, geduldig gefallen läßt, kann nicht der allgemeine Charakter der europäischen Nationen seyn. — Was in Spanien selbst geschehen werde, ist keinem sterblichen Menschen zur Zeit bekannt. Leicht mochte es seyn, den einen unhaltbaren Zustand durch einen andern unhaltbaren zu vertreiben. Die Frage: was nun werden soll? käme jezt zu spät. Die Gewalt der Dinge reißt alle mit sich fort; sie müssen mit dem Strome schwimmen. Das arme monarschische Princip wäre sicher sehr übel geschüzt, wenn nichts geschehen wäre, als es den Händen der Cortes zu entreißen, um es in die Gewalt der Mönche und der Höflinge zu geben. Die Weltordnung wird indessen nicht darunter leiden: die Folgen des Irrthums, wie jene der Verbrechen, zeigen sich nicht immer im ersten Augenblicke; werden jedoch früher oder später als unausbleiblich von der Geschichte nachgewiesen.

IV.

Die politische Reform und die neuen Interessen.

> Errant velut in mari magno, nec quo ferantur intelligunt; quia nec viam cernunt, nec ducem sequuntur.
>
> Lactantius.

Die Völker fühlen, daß die alten Staatseinrichtungen, welche das Feudalwesen ihnen überliefert hat, nicht mehr den Bedürfnissen der heutigen bürgerlichen Gesellschaft entsprechen, es sey in den Verhältnissen von Volk zu Volk, oder in jenen der Bürger *eines* Staates gegen einander. Daher verlangen die Völker eine Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes.

Wie diese Verbesserung beschaffen seyn müße, darüber können die Meinungen getheilt seyn; im Allgemeinen aber sind sie darin einig, daß die eigenen großen National-Interessen geschützt und befördert, und daß die Angriffe ausländischer National-Interessen sowohl, als die Anmaßungen inländischer Kasten-Interessen durch die Staatsgewalt überwältigt werden sollen.

Auf diesen *Zweck* ist das Streben des Völker gerichtet. Als *Mittel* zu diesem Zweck fordern sie eine solche Organisation des Staates, welche den natürlichen und ge-

schickten Vertheidigern der National-Interessen eine legitime Stelle in der Hierarchie des Staates einräumt. — Die Organisation selbst ist, was man die Verfassung nennt.

Das Verlangen der Völker nach Einführung einer die National-Interessen beschützenden Verfassung, ist das charakteristische Zeichen des Jahrhunderts. Die Nationen wollen nicht im Dienst der Kasten stehen; sie wollen nicht einmal untergeordnete Glieder der Kasten seyn, sondern die Nation soll als das Ganze anerkannt werden, und die Kasten sollen Glieder dieses Ganzen seyn, oder wenn sie dazu nicht tauglich wären, allenfalls als Luxus-Artikel geduldet werden. Der Staat d. i. eine die Nation schützende Anstalt, soll durch Staatsmänner, nicht durch Kastenmänner regiert werden.

Der wesentliche Inhalt der Geschichte unserer Zeit besteht in der wechselseitigen Einwirkung solcher Bestrebungen und Anstalten, welche die Einführung einer Verfassung, im angegebenen Sinn, begünstigen oder verhindern.

Diese Wendung des politischen Lebens der Völker wurde zuerst in England sichtbar, wo das Volk sich, nach vieljährigen Kämpfen, seinen Antheil an Gesetzgebung und Steuer-Bewilligung erwarb. Daher glaubte man, daß sie nur aus Empörungen hervorgehe. Von England ward die neue Gestaltung des Staatsorganismus nach Nordamerika verpflanzt, wo sie ebenfalls nicht ohne Empörung und Bürger-Kriege zum Grundgesetz des Staates erhoben werden konnte. Mit Hülfe französischer Armeen erkämpften die Nordamerikaner ihre Unabhängigkeit; sie führten zugleich die aus dem Mutterlande herstammende Verfassung, mit den für den neuen Freystaat angemessenen Veränderungen, d. i. mit Entfernung aller Feudal-Ueberreste, bey sich ein.

Die Folgen früherer verderblicher Regierungen, die Fortschritte der Civilisation, und die Bekanntschaft, welche

die Franzosen mit den Wirkungen der Freiheit in Amerika gemacht hatten, — alle diese Umstände erzeugten die französische Revolution — eine Begebenheit, die das ganze alte Staatssystem des europäischen Kontinents erschütterte, und deren Folgen bis auf den heutigen Tag noch nicht zum Stillstand ihrer Verbreitung gekommen sind.

Der Zweck dieser unermeßlichen Weltbegebenheit war die Einführung einer solchen Verfassung, welche den National-Interessen Macht und Ueberlegenheit über die Kasten-Interessen geben sollte. Bei allem Wechsel der öffentlich verkündeten Verfassungsurkunden, und bey allen verschiedenen Glücksfällen des Krieges, zwischen der Nation und den Privilegirten, blieb der Zweck der allgemeinen Volks-Bewegung stets sich gleich und derselbe: Dem Ganzen sollte Gewalt über den Theil gegeben werden. Diese Verfassung wurde und wird, nach Verschiedenheit der Umstände und der handelnden Personen, unablässig zu begründen oder zu verhindern gesucht.

Der Widerstand, der ihren Anhängern entgegengesetzt wurde, brachte diese zur Verzweiflung und Wuth: sie entfesselten den Dämon der Volksrache, und Frankreichs schöner Boden ward mit dem Blute von Millionen Menschen befleckt. Zwischen den Anhängern der alten Ordnung und den entschloßenen Vertheidigern der neuen, ward ein Kampf auf Leben und Tod geführt. Der Friede schien nur durch Ausrottung der unterliegenden Partey möglich.

Während diesen Kämpfen sahen die andern europäischen Regierungen das in Frankreich von den Anhängern des neuen Bürgerthums erfochtene Uebergewicht aus einem Gesichtspunkte an, der sie für die Ruhe und Sicherheit aller Throne besorgt machte. Es schien ihnen, als hätte eine große Räuberbande in Frankreich die Stelle der Regierung usurpirt. In der That fand man, (mit Ausnahme weniger wohlwollender, tugendhafter und energi-

scher Männer, die sich, mitten in der früheren Verderbniß, als Organe der Güte menschlicher Natur erhalten und gebildet hatten), unter der Masse nur Zöglinge des alten Regiments, das in Plünderung der Staatsgelder, in Heucheley und feiger Tyranney seine Stärke gesucht hatte. Wie ließen sich auch von also erzogenen Menschen die Tugenden erwarten, durch welche das neugeborne Leben allein gesichert und ausgebildet werden konnte? Daher waren viele Anschuldigungen gegen die neuen Machthaber gegründet; wenn auch einige Herren, die sie anklagten, um nichts besser waren. Daß aber bey diesen Kämpfen die Individualität der Handelnden nicht die Hauptsache war; daß von den höchsten Interessen, von Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes die Rede war, dieß wurde nur zu häufig aus Unverstand übersehen, oder aus egoistischer Bösartigkeit absichtlich geläugnet. Die erhabensten Anstrengungen, zur Veredlung des bürgerlichen Vereins, wurden für eitle Empörung erklärt. Es wurde beschloßen, mit vereinter Macht die Empörer anzugreifen, ihre Anführer zu vertilgen, und das Recht des alten Herkommens in Frankreich wieder in seiner sogenannten Reinheit herzustellen.

Diese Bemühungen, zur Ertödtung des neuen Lebens, haben den Nationen im Ganzen nicht geschadet; sie haben vielmehr die politische Erziehung der Völker kräftig, wiewohl wider Willen ihrer Feinde, gefördert. Keine halb aufrichtige Versöhnung hätte die Völker so schnell mit der Summe ihrer Kräfte, und mit dem geschicktesten Gebrauch derselben bekannt gemacht, als es die Anfeindung ihrer Rechte auf Leben und Tod gethan hat. Schwer aber haben diejenigen ihren Irrthum gebüßt, welche nicht einsehen wollten, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das sechzehnte seyn wollte, noch konnte.

Und dieser Irrthum, der hartnäckige Widerstand gegen die National-Interessen, hat die Throne erschüttert, die Begeisterung der Völker für die Freyheit irregeleitet, aber nicht überwunden; er hat dem Verlangen nach politischer Wiedergeburt einen großen, den aufgeklärtesten Theil von Europa als Domäne zugewendet, und, um die Feinde einer gesellschaftlichen Veredlung fortwährend zu schwächen, — diese Feinde immer noch nicht weiser gemacht.

Die Anstrengungen der Feinde des neuen Frankreichs dienten nur dazu, das Nationalgefühl der Franzosen zu steigern, und sie zu Thaten geschickt zu machen, die um so mehr an das Wunderbare gränzten, als ein großer Theil der übrigen Welt seine Ehre darein sezte, diese Thaten nicht zu verstehen, selbst klein zu handeln, und die Großthaten der andern als Verbrechen zu stempeln. Alles sollte in herkömmlicher Geistlosigkeit und sclavischer Gemeinheit erhalten werden. Fünfundzwanzig Millionen Menschen aber wollten die Schmach nicht ertragen, sich von Fremden vorschreiben zu lassen, welche Anstalten sie dem Zustande ihrer Kultur, ihrer Bedürfnisse und ihrer Ehre am angemessensten finden sollten. Diese durch Heldenthaten kundgegebene Gesinnung mußten selbst diejenigen achten, die ein anderes Regierungssystem für weiser hielten; ihr eigenes Ehrgefühl lehrte sie, daß jeder Nation die Selbstständigkeit das Heiligste seyn müße. Darum duldeten die Edlen unter den Feinden wohl, daß käufliche Schriftsteller fortwährend gemeinen Schimpf gegen die Franzosen zu Markte brachten; aber sie ehrten ein Volk, das, von äußern und innern Feinden bedroht, solche Energie in Vertheidigung seiner Unabhängigkeit offenbarte; sie mußten sich eingestehen, daß die Franzosen Recht hatten, sich fremder Willkühr nicht zu unterwerfen. Zuletzt ward

eine ähnliche Gesinnung unter den eigenen Völkern die letzte Zuflucht der Feinde des neuen politischen Lebens.

Der militärische Geist der Franzosen erwachte in seiner ganzen Stärke. In dem langen Kriege, der sich aus dem Entschluße, die fremde Einmischung abzutreiben, entspann, schien endlich der ursprüngliche Zweck, welcher Frankreichs Wiedergeburt herbeyführte, denen, die nur die Oberfläche der Ereignisse sahen, fast aufgegeben, und einer neuen, nur künstlicher organisirten Militär-Despotie gewichen zu seyn. Doch mitten in dem verworrenen Kampfe, in welchem die Feinde der Freiheit bald ihre Sprache annahmen, zeigte sich den tieferdringenden Blicken des unbefangenen Beobachters eine eiserne Consequenz, welche die Sicherung der National-Interessen nie aus den Augen verlor, und zugleich den Mann, der diese Interessen zu den seinigen machte, zu immer neuen Siegen, zu fast unermeßlicher Macht führte. Merkwürdig, wiewohl begreiflich, ist, daß diese Wendung des neuen politischen Lebens fast am meisten von denen mißverstanden, und nachher sogar bekämpft wurde, deren Anhänglichkeit an politischer Reform keinem Zweifel unterworfen war. Es ist aber leichter, sich Ideale der Freyheit zu schaffen, und gutmüthig sich in Träume zu wiegen, als den Weg und die Stufen, die zum hohen Ziele führen, zu kennen, und sich der Arbeit zu unterwerfen, welche die Wegräumung der Hindernisse nothwendig macht. Die gutmüthigen oder phantastischen Ideologen dachten nur an die Schönheit des Zieles, und waren ungeduldig es zu erreichen. Aber sie vergaßen, daß mächtige Feinde ihnen den Weg dahin versperrt hatten, und daß vor Allem diese erst überwunden werden mußten. Daher fielen sie auch augenblicklich den Feinden in die Hände, und wußten sich nicht mehr zu helfen, als sie Denjenigen verließen, der ihnen allein den Sieg sichern konnte. Oekonomisch berechneten sie die Kosten der Siege,

und fanden sie zu theuer, ohne zu bedenken, daß die Selbstständigkeit nicht um einen Spottpreis zu haben ist. Jezt jammern sie, daß ihre Ideale um keinen Preis zu realisiren sind! — Diese Träumer, Republikaner oder was sie sonst seyn mögen, haben die neuen Leiden der Nation verschuldet, die durch ihre schönen Reden um nichts gemildert werden. Sie sind es, die einst vor dem Richterstuhl der Geschichte zur Verantwortung werden gezogen werden, warum der niedergetretene Aberglaube sein Haupt wieder erhebt; warum der Kastengeist die Nationen wieder in Fesseln zu legen versucht; warum Frankreich, gleich einem gelähmten Organ im europäischen Körper, alle Funktionen des Lebens unterbricht, und eine Art Starrsucht bemerklich macht? — Sie hätten solche Folgen ihrer unnatürlichen Allianz nicht erwartet, sagen sie; sie hätten die Feinde für todt gehalten, und an ihre Auferstehung nicht geglaubt; sie wären der Siege müde geworden, und hätten nun die Früchte ihrer Anstrengungen genießen wollen. — Sie haben geglaubt, aber sie haben nicht gedacht; sie waren der Siege müde, jezt können sie ihre Geduld an den Niederlagen üben; sie haben sich für größer gehalten, als die Größe selbst; jetzt wundern sie sich, daß die Kleinheit sie verspottet. — Jene Siege bewiesen wohl, daß der Streit noch nicht ausgefochten, daß noch immer ein Angriff zu fürchten, daß die Macht der Gegner nicht erstorben war. Immer neue Anstalten der Sicherheit wurden nothwendig; denn je mehr gewonnen wurde, desto mehr mußte verbürgt werden. Daher schien den Kurzsichtigen, welche über die Gewalt der Umstände, durch ohnmächtiges Vorhalten von einigen glänzenden Ideen, Herr zu werden hofften, die ganze Thätigkeit der französischen Diktatur nur auf unbegränzte Eroberung berechnet; sie sahen nichts als den Ehrgeiz eines Einzelnen, und eine Individualität, neben welcher keine andere,

wie sie der gewöhnliche Wurf der Natur gibt, bestehen könne. Das Interesse der Völker, meinten sie, sey vergessen worden; sie sprachen sogar davon, daß die Moral in Gefahr stehe, von der Erde verbannt zu werden, — als ob diese etwas wäre, das ein einzelner Mensch willkührlich von der menschlichen Natur absondern könne. Die Unglücklichen! Sie haben ihren Irrthum hart gebüßt, und noch hat die Büßung nicht ihren höchsten Grad erreicht. — Nur den Gewinn können sie noch haben, daß es ihnen jezt klarer wird vor den früher geblendeten Augen. Wirklich scheint ihnen manches deutlich geworden zu seyn. Sie fangen an, zu bemerken, daß allen Anstalten der diktatorischen Macht, ihren verschiedenartigsten Entwürfen, die nur dem persönlichen Ehrgeiz zugeschrieben wurden, ein weitzingreifender Zusammenhang mit allem, was die Zeit Großartiges, was sie zur Beförderung der Kultur, und was sie den Aufschwung zu einem geistvollern Leben Begünstigendes erzeugt hatte, zum Grunde gelegen habe. Dieser Zusammenhang war es, welcher, mehr oder weniger deutlich empfunden, die Welt in Staunen gesezt und unterworfen hatte; denn die Welt war zu aufgeklärt und zu mächtig, als daß sie nur ein Gaukelspiel bewundert und vor demselben sich gebeugt haben sollte. — Die den Sieger beschimpfen, schlagen sich selbst ins Angesicht.

Eine große Lehre gieng aus jener Zeit hervor. In einem erschütternden Beyspiele ward bewiesen, daß wenn ein großer Charakter sich an die Spitze der neuen Interessen stellte, er fast allmächtig werden konnte. War dieses Beyspiel gefährlich, so führte es auch seinen Trost mit sich, für diejenigen nämlich, welche die Nachahmung des Beispiels fürchteten; sie konnten sich sagen: daß solche Charaktere selten sind.

Doch nicht die Virtuosität allein, womit die Macht gehandhabt wurde, machte sie unwiderstehlich: sie wurde es durch die Stütze, die sie in dem raschen Wachsthum der neuen Interessen, und in der Ueberzeugung aller civilisirten Völker fand, daß auch sie neue Interessen gewonnen hätten, zu deren Sicherung neue Anstalten unentbehrlich geworden wären.

Die Fortschritte der Kultur waren überall sichtbar. Sie hatte die Kräfte der mittleren Stände und selbst des gemeinen Volkes, im Vergleich mit der Vergangenheit, ins Unendliche vervielfältiget und erhöht; sie hatte den ganzen materiellen, wie den geistig-moralischen Zustand der Gesellschaft in ein anderes Wesen verwandelt. Es kam nur darauf an, diesem Zustande Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu sichern. — Im ganzen civilisirten Europa wurde dieß gefühlt; überall zeigten sich die Völker — wann nicht mündig in den Augen der Philosophen, doch der Vormundschaft der Unmündigen entwachsen.

Wenn gleich in Frankreich, zum Schutz der neuen Interessen, nur die Willkühr oder besser der Genius eines Einzelnen ohne Widerspruch zu herrschen schien; so trat doch diese Willkühr, — eben weil sie von dem Genius ausgieng, — im Gefolge und in der Umgebung solcher Kräfte auf, welche in der innigsten Verbindung mit dem Aufschwung des Geistes der Völker standen; — ein Aufschwung, den selbst die Zügel einer Censur, die den Aberglauben, die Anarchie und die Kasten-Intriken zähmte, auffallend befördern mußte. Das Interesse der Wissenschaften war nicht gefährdet, wie große unsterbliche Werke beweisen; und kein Obscurantismus durfte das Licht verfolgen.

So waren Konsequenz, Zusammenhang, Virtuosität, Erweckung der Kräfte, und National-Interesse, die Bestand-

theile einer unwiderstehlich scheinenden Macht; — während die Lockungen eines augenblicklichen, einseitigen Vortheils, oder die Drohung eines vorübergehenden Uebels, während Unversöhnlichkeit, Stillstand, Hemmung, die Kräfte der Trägheit, des Herkommens, und die Scheu vor der eigenen Wiedergeburt die Gegner in dem Kreise dunkler Bestrebungen festzuhalten und abzumähen schienen — ohne direkten Gewinn für die bürgerliche Gesellschaft.

In dem Zustande, der durch solche Stellung der gegenseitigen Kräfte herbeigeführt wurde, entwickelte sich (aus der Spannung und aus dem Uebergange in ein durchaus neues Zeitalter) ein Heer von Leiden, ein fast allgemeines Gefühl von Unzufriedenheit, das um so aufreizender wirkte, als von den aufrichtigen oder verstellten Volksfreunden die unvermeidlichen Leiden als die Folge, ja wohl gar als die Absicht, der finstersten Tyranney dargestellt wurden. Es wäre so leicht gewesen, verkündeten sie die neu concentrirten Kräfte so zu gebrauchen, wie Gerechtigkeit, Mäßigung und das Wohl der Gesellschaft es forderten; der Tyrann habe seine Aufgabe verkannt; sie hätten es besser gemacht, und ohne ihn würde Europa ein Paradies der Freiheit werden.

Das Unglück der französischen Armee gab der genährten und gepflegten Unzufriedenheit eine offene und bestimmte Richtung. Die Hoffnung, von schweren Leiden erlöst zu werden, leitete zum Entschuß, die Befreiung zu erkämpfen. Haß gegen Tyranney warb für die neugeschaffenen Heere. Das Feldgeschrei der Freiheit ertönte von der Beresina bis an den Rhein. Alle Mittel, welche den Volks-Enthusiasmus erzeugen und ermächtigen konnten, wurden in Wirksamkeit gesezt. Selbst Uebertreibung, selbst demagogische Künste wurden geduldet und aufgemuntert. —— Es war, beiläufig bemerkt, wohl begreiflich, daß man die Revolution durch ihre eigenen Waffen zu bekämpfen

suchte; ob es aber klug war, wird erst das nächste Jahrzehend ausweisen. Die Gegenwart ist immer nur ein Provisorium der Zukunft, und Solon meinte, Niemand sey vor dem Ende glücklich zu preisen. Schon jezt glauben Viele, es sey gefährlich und darum unpolitisch gewesen, den Völkern Grundsätze der Freyheit und Ansichten über Verträge bekannt zu machen, die ihnen stets ein Geheimniß bleiben müssen, wenn sie in dem alten Gleise des Herkommens erhalten, und verhindert werden sollen, ihre unveräußerlichen Rechte für ehrwürdiger als die Willkühr zu halten. Welcher Meinung man übrigens auch zugethan ist, so wird man immer eine Maasregel tadeln müßen, die dem Interesse derer, die sie ergriffen, entgegengesezt ist. Bringt sie gleich im ersten Augenblicke einigen Vortheil, es kann dennoch nicht fehlen, daß sie im Verfolg die Spitze gegen den Unvorsichtigen richtet, der, seinem System untreu, sich unter feindlichen Schutz flüchtet, und sich für einen Anhänger des entgegengesezten Systems ausgiebt. Die Erfahrung der lezten Jahre bestätigt diese Bemerkung: treuer als die Freude über diese Befreyung ist den Völkern die Erinnerung geblieben, daß die Aussicht auf ein würdiges öffentliches Leben ihnen eröffnet wurde, und daß ihre neuen Interessen sichere Bürgschaft sich versprechen durften. Diese Erinnerung wirkt nun wie ein Stachel in der Brust und erzeugt neue Unzufriedenheit, bringt Störung des innern Friedens ins bürgerliche Leben; dagegen dort, wo die Hoffnung auch nur anscheinend in Erfüllung gieng, die Völker zu verjüngter Energie sich gestärkt fühlen, und eine Verschmelzung aller Parteyen im gemeinschaftlichen Interesse möglich gemacht wurde.

In dem lezten Kriege gegen Napoleon ward das Centrum der Macht gesprengt, die auf die neuen Interessen sich stüzte; allein die Interessen selbst wurden nicht ausgerot-

tet und konnten nicht ausgerottet werden. Sie sind in Verhältnisse gegründet, die in der Natur der Dinge liegen; sie sind zwar zerstreut über die civilisirte Erde, aber haben ihren Vereinigungspunkt im Geiste des Zeitalters, der, wie alle Geister, mit materiellen Waffen nicht angegriffen werden kann. Der Geist — was würde es helfen, eine Wahrheit zu verbergen, die wenn sie erkannt wird, dadurch zugleich unschädlich wird? — der Geist unterwirft sich nur dem höhern Geiste. Wo die Geister in Aufruhr, da kann sie nichts als die höhere Intelligenz bändigen; ihr Gegentheil befördert den Sieg derer, die mit ungleichen Waffen angegriffen werden.

Die Zerstreuung der neuen Interessen macht sie nicht weniger beachtenswerth: denn es hängt überall nur von dem Willen und der Einsicht der Schwächern ab, sich mit ihnen zu verbinden und dadurch die Stärkeren zu werden. Das gegebene Beispiel ist aus der Geschichte nicht zu vertilgen, und man darf so wenig erwarten, daß die Menschen aus Anhängigkeit an das Alte ihren Vortheil verkennen werden, als man erwarten wird, daß die Krieger auf Erfindung des Geschützes verzichten und sich wieder mit der Rüstung der alten Ritter begnügen werden. Es ließen sich daher noch viele innere Kämpfe im civilisirten Europa voraussehen, wenn man nicht hoffen durfte, es werde die Weisheit der Regierungen ihnen dadurch zuvorkommen, daß das Bedürfniß der Zeit erkannt und ihm abgeholfen werde. Erst wenn dieß allgemein geschieht, wird in Europa wahrhaft das Gleichgewicht, das ist ein wahrer innerer, dauerhafter Friede hergestellt seyn. Im entgegengesezten Fall könnte ein Staat, der sich auf die neuen Interessen stüzt und die neuen Institutionen zu Hülfe ruft, dadurch eine so verhältnißmäßig größere Macht erhalten, als wäre sein Boden und seine Bevölkerung um das Dreyfache vermehrt worden. Dieser Staat würde

dann ein unfehlbares Uebergewicht über die andern, und um so wahrscheinlicher erlangen, als alle denkenden, sich ihrer Würde und ihrer Rechte bewußten Männer, welche in Ländern wohnen, die hinter dem Aufschwung der Zeit zurückbleiben, den Sieg der Civilisation über die Erbschaft roher Zeiten als kein Unglück fürchten, sondern vielmehr, wenigstens mit ihren Wünschen, begünstigen dürften. — Der ist wahrlich kein Feind der alten Regierungen, der sie auf diese Möglichkeit aufmerksam macht; ihre Feinde werden davon schweigen, und sich freuen, wenn jene Regierungen ihre Kräfte bey vergeblichen Kämpfen gegen die politische Reformation verschwenden. Die ächten, besonnenen, vorausschenden Freunde werden dagegen rathen, sich an die Spitze der Reformation zu stellen, weil dadurch allein die Dauer des eigenen Sieges gesichert und die Gränze bestimmt werden kann, wo die Veränderungen stille stehen sollen. Beobachtet man mit Aufmerksamkeit den Gang, den die Ereignisse bisher genommen; erwägt man die Unmöglichkeit, den gerechten Ansprüchen auf friedlichem Wege Anerkennung zu verschaffen; erinnert man sich an den Widerstand, welcher dem Zwecke der repräsentativen Verfassung *) so vielfach entgegengesezt wurde: so wird man die Anschuldigungen gegen die Zeit zu würdigen wissen, und es vielmehr bedauernswürdig als strafbar finden, wenn irgendwo die Völker ertrotzen mußten, was ihnen nicht hätte verweigert werden sollen.

Es ist wahr, der historische Ursprung des neu aufgeregten Lebens ist in England, Amerika und Frankreich von der Empörung der Völker gegen die bisherige Ordnung

*) Wir bitten, den Zweck der repräsentativen Verfassung nicht mit dem zu verwechseln, was hier und da für repräsentative Verfassung ausgegeben wird. Auch entscheiden wir noch nicht, ob das Mittel unter allen Umständen zum Zwecke führen kann.

begleitet gewesen. Eine zeitgemäße Verfassung konnte dort nicht ohne Bürgerkriege eingeführt werden. Es scheint sonach, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn das Verlangen nach Verfassung überhaupt nur für eine Frucht der Empörung angesehen wird, und daher das Mißtrauen und die Anfeindung von Seiten aller bestehenden Regierungen gegen sich aufregt. Allein wo von so wichtigen Angelegenheiten die Rede ist, sollte man die Dinge genau unterscheiden. Das Zusammentreffen zweier Thatsachen beweist noch keinen innern Zusammenhang derselben. Bey dem Zusammenhange selbst darf Ursache und Wirkung nicht verwechselt, es darf nicht eine für die andere gesezt werden. Als die Spanier in Amerika das Christenthum einführen wollten, zerstörten sie die originelle Kultur jener Länder und ihre Denkmäler; ja, sie vernichteten die Völker selbst und pflanzten das Kreuz als Siegeszeichen auf einen Boden, den der Blutdurst in ein Grab unschuldiger Völker verwandelt hatte. Gebot deswegen das Christenthum solche Grausamkeiten? Und kann, weil etwa die christliche Kultur jene der Amerikaner übertraf, aus dem Beyspiel der Spanier gefolgert werden, daß jede höhere Kultur nicht anders eingeführt werden kann, als wenn man Generationen hinwürgt? — Die Geschichte liefert Beispiele, daß die Civilisation auch ohne fortgesezten Mord der Völker befördert werden könne. Waren doch die Araber, welche Spanien eroberten, menschlich, und fanden ihren Vortheil dabey, die überwundenen Völker zu schonen! Nie war Spanien volkreicher, nie blühten dort Künste und Gewerbe schöner, als während der Herrschaft der Mauren.

Eine neue Ordnung kann beginnen, ein verbesserter Zustand der bürgerlichen Gesellschaft kann erreicht werden; ohne daß dabey Empörungen als nothwendig vorausgesetzt werden müßten. Auf die Reformation, die Luther bewirkte, folgten auch blutige Religionskriege; gleichwohl

wurde die Reformation in manchen Ländern ohne Blutvergiesen eingeführt. Ganz neuerlich sind die Bewohner der Südsee-Inseln zu Christen bekehrt worden, ohne daß sie, so viel man weiß, mit dem Schwerte zur Taufe getrieben werden mußten. — So wurde zwar eine dem neueren Zustande der Nationen entsprechende Verfassung, in Britannien, Amerika und Frankreich theuer mit Blut erkauft; in Deutschland aber bemühten sich wohlwollende Fürsten, so viel es ihnen möglich war, ihren Völkern die Theilnahme an einem verbesserten gesellschaftlichen Zustande zu sichern, ohne daß eine Spur von Empörung vorausging; die Verbesserung zeigte sich vielmehr von dem Jubel dankbarer Menschen, von befestigter Unterwerfung, von größerer Ordnung im Staate und von verstärkter Macht der Regierungen begleitet. Dieß erhabene, zum erstenmale gegebene Beyspiel sichert den Ruhm der gegenwärtigen Deutschen in der Geschichte. Diesem Beispiel nicht überall gefolgt zu seyn, dürfte einst bereuet werden. Es ist nicht nothwendig, daß die Verfassung nur eine Frucht der Empörung sey. Es war letztere überall nur eine Wirkung des Widerstandes, den die Verbesserung des bürgerlichen Zustandes bei einem Theile der Machthaber, bey einer gerade herrschenden Partey fand.

Wer mit Unbefangenheit die Geschichte der Stuarte, der Befreiung von Amerika und der französischen Revolution studirt, wird nicht lange in Zweifel seyn, ob die Ansprüche der Völker durch ein anderes Mittel, als durch Abtreibung unterdrückender Gewalt durchgesetzt werden konnten.

Wir entschuldigen durch diese Bemerkung so wenig die Empörung, als wir den Mord vertheidigen würden, falls wir in einer Geschichte die Unvermeidlichkeit einer Schlacht,

wo doch viel gemordet wird, nachgewiesen hätten. Vielmehr wünschen wir den Grund der Empörung zu zerstören, indem wir darauf aufmerksam machen, wodurch sie allein unmöglich gemacht werden könne. War das, was die Völker forderten, gerecht, war es dem wohlverstandenen Interesse einer gutorganisirten Regierung förderlich? Dieß ist die Frage, auf deren Entscheidung es hier ankommt. Als die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sich noch im Zustande patriarchalischer Einfalt befanden, als die Menschen sich fast nur in Herren und Knechte theilten, genügte ihnen ein einfaches Regiment, wie bei allen barbarischen und halb barbarischen Völkern noch gegenwärtig in Asien und Australien. Die Asiaten, die sich's gefallen ließen, aus der Kultur in die Barbarey zurückgetrieben zu werden, kennen nichts höheres, als den Despotismus. Bei den Malaiischen Völkern aber, die sich im Uebergange zur Kultur, also im Fortschreiten, befinden, wird eine Feudalverfassung angetroffen, die eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Feudal-Regiment der germanischen Eroberer hat. Wir wollen diesen interessanten Völkern wünschen, daß ein günstiges Schicksal über sie wachen möge; damit es Niemanden bei ihnen einfalle, die Uebergangsperiode versteinern zu wollen.

Der verschiedene Grad der Freiheit, der in der Geschichte und Länderkunde bey den Völkern der Erde zu bemerken ist, muß irgendwo seinen Grund haben. Auch kann es nicht zufällig seyn, daß alle europäische Völker in den verschiedenen Zeiten ihren verschiedenen politischen Zustand, ihre der Zeit gemäße Verfassung hatten. Eine unläugbare Wahrheit ist es, daß die Verfassung der Staaten sich, nach dem Grade der Civilisation der Völker, mit der Zeit verändert. Es ist unmöglich, die heutigen Franzosen nach Principien zu behandeln, die unter Ludwig dem Heiligen, oder später unter Lud-

wig XIV. unbestritten waren. Nicht weniger würden die Deutschen gegenwärtig unleidlich finden, was ihnen unter Karl V. als ein ehrwürdiges Recht erschien. Dieß sollten diejenigen bedenken, welche die Volksrechte nur auf historische Fundamente zurückführen wollen. Nicht weniger als der einzelne Mensch haben die Nationen ihre Jahre der Kindheit, des Alters, der Reife, des Stillstandes und der Abnahme. Geht ein Volk seiner Männlichkeit entgegen, so kann der frühere Zustand ihm so wenig zur Regel dienen, als dem Manne die Gängelbänder des Kindes anpassen mögen. Darum ist es eine sinnlose Behauptung, wenn man dem gegenwärtigen Geschlecht zum Vorwurf macht, es wolle weiser als seine Ahnen seyn, es wolle die bisherige Erfahrung Lügen strafen. Es wäre in der That schlimm, wenn wir nicht weiser wären, als die alten germanischen Barbaren und ihre nächsten Nachfolger.

Schwer ist es auch nicht, einzusehen, es reiche, für unsere Bedürfnisse, die einfache Sorge der Altvordern nicht mehr hin. Und was wäre die Erfahrung, wenn sie das Menschengeschlecht zu einem ewigen Stillstand verurtheilte? Es ist gerade in der Natur der Erfahrung, daß sie mit der Zeit ihr Gebiet erweitert. Europäer wollen und sollen keine Chinesen seyn. Begnügt sich in irgend einem Winkel von Europa ein Volk mit solcher chinesischen Weisheit: so wäre zum wenigsten lächerlich, wenn man dieses Volk den andern zum unabweichlichen Muster aufstellen wollte. Wie die Menschen aller Parteyen gern reicher werden wollen, so kann keine Partey ohne Ungerechtigkeit der andern verbieten, immer weiser und besonnener zu werden, und ihre geistigen Schäze zu vermehren. Der Obscurantismus ist die heilloseste Anmaßung, und muß vor Gott und der Vernunft hors la loi erklärt werden. Denn was das Gesetz und die Propheten lehren, will er gerade vernichten: er will die Menschheit zum Stillstand,

zur Brutalität verdammen. Daß jedes Volk in Bildung des Geistes vorwärts schreiten soll, daß die Beförderung dieser Bildung Zweck aller Staatsanstalten sey, ist schlechthin wahr und gewiß, und bedarf so wenig eines Beweises, daß derjenige, der einen Beweis fordert, schon gegen das Grundgesetz jedes bürgerlichen Vereins sündigt, indem er bezweifelt, ob der Mensch eine höhere Bestimmung als das Vieh habe. Der Biber baut wie er vor Jahrtausenden gebaut; aber die Menschheit hat nach allen Seiten hin ihr Gebiet erweitert, in den Wissenschaften, in dem bürgerlichen Verein; sie ist auch in den Künsten weiter gekommen, welche lehren, wie sie, in diesem erweiterten Gebiet, sich nach Gesetz und Ordnung bewegen könne. Alle Staatsanstalten können keine andere Absicht haben, als die gesammten Kräfte eines Landes und seiner Bewohner auf eine solche Art organisch zu verbinden, daß sie sich wechselseitig zum Wohl des Ganzen unterstützen; daß keine Kraft zerstörend, sondern daß alle belebend und vermehrend auf einander einwirken. Die Summe der Kräfte in einem Staate konstituirt dessen Größe und Stärke. Zerstört der Staat Kräfte in sich selbst, so schwächt er sich; läßt er auch nur gewisse Kräfte unbenützt, so ist er weniger stark, als er seyn könnte. Diejenigen Anstalten, welche für eine kleine Summe von Kräften hinreichten, werden unzulänglich, sobald neue Kräfte erwachen, oder die älteren an Energie gewinnen.

Auch dadurch kann eine Veränderung der Staatsanstalten nothwendig werden, daß einige Kräfte an früherer Stärke verlieren, wo dann der Ausfall durch andere ersetzt werden muß. So lange die römischen Senatoren die Besten und Weisesten im Staate waren, konnten sie allein ihn regieren; als die Bildung im Volke sich verbreitete, ohne daß Geist und Tugenden der Senatoren im gleichen Grade voranschritten — da wurde es nothwen-

dig, durch die Tribunal-Gewalt der Regierung zu Hülfe zu kommen.

Vergleichen wir den gegenwärtigen Zustand des civilisirten Europa mit den frühern Jahrhunderten, so springt in die Augen, daß die Summe und intensive Stärke der Kräfte der Völker durchaus von derjenigen verschieden ist, die zur Zeit bemerkt wurde, als das Feudal-Regiment zur Sicherheit und zum Wohl der Staaten hinreichend war.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem neu aufgeregten Leben der heutigen Völker, bei den Ursachen und Resultaten, die in den innern Staatsorganismus nothwendig eingreifen mußten.

Durch Ausdehnung der Schiffahrt sind alle Völker der Erde in Verbindung getreten; die Früchte aller Zonen, die Erzeugnisse ihrer Gewerbe werden gegen einander ausgetauscht. Ein unermeßlicher Welthandel ruft alle Nationen zur Theilnahme auf, und kann — ohne diese Theilnahme — nicht bestehen. Nicht blos die Küstenbewohner empfinden das Gedeihen oder die Stockung dieses Handels; die Bewohner der Binnenländer, der Thäler in den vom Meere entfernten Gebirgen leiden, sobald der Handel zwischen der alten und neuen Welt gehemmt wird. Der Weber in den Sudeten, der Eigenthümer der Glashütten in Böhmen verarmt, wenn er seine Leinwand nicht nach Amerika, seine Glaswaaren nicht nach Spanien für den Kolonialbedarf absetzen kann. Durch den Welthandel sind alle Gewerbe gesteigert, ist die Industrie zu einer bisher unerhörten Ausdehnung erhoben worden. Nicht weniger hat der Ackerbau dabey gewonnen, sowohl durch Erhöhung der Frucht-Preise, als dadurch, daß die früher unbebauten Strecken immer mehr bearbeitet werden. Allerdings wurden auch die Bedürfnisse der Menschen durch Ausbreitung des Handels vermehrt. Aber dieß ist kein Unglück, vielmehr die Bedingung der Kultur; denn das un-

terscheidet den gebildeten freyen Bürger vom rohen Sklaven, daß jener nicht wie dieser in brutaler Genügsamkeit leben will. Kann er durch Arbeit die Mittel der Befriedigung gewinnen, und ist sein Erwerb durch die Gesetze gegen Raub geschützt; so wird er bald mit den größern Bedürfnissen sich zugleich zu einem höhern Grade der Civilisation geleitet fühlen. Mit der größern Regsamkeit des Verkehrs unter den Völkern, erwacht ihr Erfindungsgeist. Für den gesteigerten Bedarf suchen sie durch immer neue Mittel zu sorgen. Kenntnisse vervielfältigen sich. Die Bekanntschaft mit fremden Nationen bringt neue Ideen in Umlauf. Die Wissenschaften finden ein größeres Feld zu bearbeiten; die Künste schnellern Lohn und vielseitigere Aufmunterung. Man betrachte den Zustand der Wissenschaften seit Entdeckung von Amerika, und man wird über den Umfang des neuen geistigen Gebiets der Menschheit in gerechtes Erstaunen gesetzt werden.

Die einmal durch den Handel angeknüpfte Verbindung der Völker ist durch glückliche Erfindungen bis ins Unendliche vervielfältigt worden. Unberechenbarer Vorschub ward ihr geleistet durch die Verbesserung der Posten, durch die Erfindung der Druckerpresse, durch so vielfältige Maschinen, welche auf leichte Erzeugung der Fabrikate Einfluß hatten. Kein Nutzen-bringendes Geheimniß konnte lange verborgen bleiben; das Leben der Künste war öffentlich geworden und fand in dieser Oeffentlichkeit selbst Nahrung für den wachsenden Reichthum der Welt.

Wer möchte glauben, daß für diese neue Gestalt der Welt, wo Alles Leben und Bewegung, Freiheit und Oeffentlichkeit, Geist und Schwung ist, die alten Bande ausreichen könnten, welche die Menschen an die Scholle fesselten? Wer möchte die Staatsanstalten finsterer Jahrhunderte, die Ausgeburten einsamer Gewalt, der Angst und

der Noth, für Mittel erkennen, alle Bedürfnisse eines erleuchteten, vielseitig gebildeten, für die Zwecke der Gesellschaft gereiften Zeitalters zu befriedigen? Die Erweiterung des Handels, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften haben die Kräfte der Menschen bis ins Unglaubliche vervielfältigt.

Die Sicherheit aber, welche das Bestehen, das Gedeihen und die Ausdehnung dieser Kräfte fordern, ist dasjenige, was man die neuen Interessen nennen kann; sie umfassen Alles, was mit dem Wohlstand, der Bildung und der Macht der Staaten auf das Innigste zusammenhängt. Die neuen Interessen wollen keine Zerstörung des Eigenthums; sie fordern Erweiterung desselben. Keine Verletzung der Rechte, ihre Befestigung ist der Zweck. Die Menschen und ihre Interessen sollen den wechselnden Launen der Willkühr entzogen und unter unwandelbare Herrschaft der Gesetze gestellt werden. Die neuen Interessen verlangen, daß das allgemeine Wohl, bei allen Anstalten der Gesammtheit, eine höhere Berücksichtigung erhalte, als das Behagen der Individuen ihm zugestehen möchte. Die neuen Interessen können mit Recht die allgemeinen genannt werden; denn ihre Begünstigung wird ohne Ausnahme Jedem zu Gute kommen, und Jeder wird sie für die seinigen erkennen, sobald er bedenkt, daß aller Ertrag von Besitz dort nothwendig größer wird, wo lebhafter Verkehr die Nachfrage vermehrt. Es ist daher ein Irrthum, wenn z. B. der Land-Edelmann glaubt, er werde ärmer, falls die andern Stände reicher werden. Nur das ist wahr, daß auch er, in dem aufgeregten Leben, gebildeter und thätiger seyn muß, weil ohne Geschick und Fleiß er zurückbleiben würde. Aber niemand wird fordern, daß durch die Staatsanstalten Unwissenheit und Trägheit begünstigt, und der Lohn dem Talente und der Thätigkeit erschwert werden solle.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Gedeihen der neuen, d. i. der allgemeinen Interessen befördert wird, wenn der Staat allen seinen Bürgern den möglichsten Grad von Selbstständigkeit zugesteht, daß Handel und Gewerbe nur durch bürgerliche Freiheit zum blühenden Zustand erhoben werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Sicherheit des Eigenthums und der Personen die nothwendige Bedingung des allgemeinen Wohlstandes ist, und daß diese Sicherheit nicht möglich sey, wo nicht die Gleichheit vor dem Gesetz Jeden in den Schranken der Ordnung erhält. Nicht minder ist es offenbar geworden, daß bei den vervielfältigten verwickelten Verhältnissen des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens, eine Regierung mit dem besten Willen die allgemeinen Bedürfnisse nicht kennen kann, wenn sie sich nicht mit allen Klassen der Bürger in geordnete Verbindung sezt, sie selbst oder ihre Vertreter anhört, und mit Hülfe ihrer Einsicht, ihres Raths und ihrer Zustimmung den Gesetzen Grund, Kraft und willigen Gehorsam sichert. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß zur Sicherung des Gehorsams gegen die Gesetze, und zur Verminderung der Ungerechtigkeit, wodurch die Würde und das Ansehen der Regierungen gefährdet werden, nichts zweckmäßiger sey, als wenn die Untersuchungen wegen Uebertretung der Gesetze öffentlich geführt werden, und die mögliche Parteylichkeit der Richter in der ungehinderten Aufmerksamkeit der Bürger eine Kontrolle findet. Auf gleiche Weise hat sich die Oeffentlichkeit auch in der Untersuchung über Staatsangelegenheiten als nützlich erwiesen, sowohl weil dadurch jede einseitige Meinung leicht ihre Berichtigung findet, als auch weil die Geister in Spannung und Thätigkeit gesetzt werden, und die Regierungen nicht minder als die Gesammtheit der Bürger, fortwährend mit dem Zustande des Landes und mit seinen Bedürfnissen bekannt bleiben, wodurch

die so wohlthätige Theilnahme am öffentlichen Leben wach erhalten wird.

Diese Erfahrungen können die Freunde der repräsentativen Verfassung allerdings für sich anführen; diese Erfahrungen sind es, welche den Wunsch der Völker für Einführung dieser Regierungsform erklären und rechtfertigen. In der That geht der Zweck des repräsentativen Gouvernements dahin, daß die bürgerliche Freiheit und die Gleichheit vor dem Gesetz als das Grundprinzip der allgemeinen Wohlfahrt anerkannt werde. Kein Staatsbürger soll der Willkühr der Personen, er soll nur dem Gesetz unterworfen seyn. Dem Gesetz und seinen Wirkungen soll sich keiner entziehen. Mit Ausnahme des Staats-Oberhauptes, das, als Repräsentanten der Heiligkeit des Gesetzes — zu Folge der Idee von demselben — nie Unrecht haben kann, soll jeder Staatsbürger verantworlich seyn. Das Gesetz soll keine Emanation der Willkühr, sondern das Resultat einer freyen Berathung der Regierung mit den freygewählten Abgeordneten des Volks seyn. Da auch die Besteuerung Gegenstand der Gesetzgebung ist, so soll keine Auflage dem Volke ohne Bewilligung seiner Abgeordneten aufgebürdet werden. — Die Justiz soll öffentlich verwaltet werden, um der Parteylichkeit der Richter entgegen zu wirken. Die Richter sollen nach dem Gesetze, nicht nach besondern Spezial-Befehlen sprechen. Das Mittel der öffentlichen Mittheilung der Gedanken, die Presse, soll frey und für den Gebrauch derselben jeder Bürger nur nach den Gesetzen verantwortlich seyn; da jedoch die öffentliche Moral, die Ruhe der Bürger, und die Sicherheit des Staates, unter dem Schutz der Gesetze stehen, soll die Presse so wenig als irgend ein anderes Mittel zur Verletzung der Sitten, der Ruhe und Sicherheit gemißbraucht werden. Ueber diese Verletzungen sollen die ordentlichen Gerichte zu entscheiden haben.

Gegen diese Zwecke und Ansprüche der Repräsentativ-Regierung läßt sich in der That nichts Vernünftiges einwenden. Indessen ist häufig, selbst von ihren Vertheidigern, übersehen worden: 1) daß die Repräsentativ-Regierung nur ein Mittel, nicht aber der Zweck selbst sey, und 2) daß, wenn dieß Mittel zum Zweck führen soll, es gewisse Bedingungen voraussezt, die früher erfüllt seyn müssen, ehe das Mittel sich als wirksam ausweisen könne.

Wir erklären uns näher.

Die Repräsentativ-Regierung soll etwas leisten, das durch die Feudalregierung nicht erreicht werden kann. Es ist aber nicht genug, daß Männer von der Tribüne schöne Reden halten; die Regierung soll die Kräfte des Landes in Bewegung setzen zum Vortheil der allgemeinen Interessen. Diese Nationalbewegung ist durch das bloße Daseyn einer Deputirten-Kammer noch nicht gesichert. Die Kammer ist nur ein Mittel. Nun kann aber jedes Mittel gemißbraucht werden, um entgegengesezte Zwecke zu erreichen. Alle äußern Formen dieser Regierung können beobachtet und gleichwohl die Kräfte des Staates, nicht zum Schutz der allgemeinen Interessen, sondern gerade zum Vortheil der Kasten-Interessen verwendet werden. Bey dieser, wie bey jeder andern Regierung, kann die Ausübung der Gewalten nur einer, im Verhältniß zur Masse der Nation, kleinen Anzahl Menschen anvertraut werden; sind diese Menschen, aus irgend einer Ursache, Anhänger der Feudal-Interessen, so werden sie gerade das Gegentheil von dem thun, was durch die Repräsentativ-Regierung bewirkt werden soll.

Dieß leitet uns auf den zweiten Punkt, auf die Bedingungen, welche diese Regierung voraussezt, um ihren Zweck erreichen zu können.

In dem Repräsentativsystem unterscheidet man dreierley Gewalten: die gesetzgebende, die vollziehende und die

richterliche Gewalt. Leztere soll, der Idee nach, unabhängig seyn, und nicht nach dem Einfluß der vollziehenden Macht, sondern nur nach den bestehenden Gesetzen urtheilen. Die Gesetze gehen aus einer Uebereinkunft zwischen den gewählten und erblichen Repräsentanten und dem Staats-Oberhaupte hervor.

Soll nun, bey also getheilten Gewalten, der Staat in Gang kommen, und soll die Richtung dieses Ganges auf Beförderung der allgemeinen Interessen gerichtet seyn; so ist nothwendig, daß die getheilten Gewalten über das Grundprinzip des Staates, d. i. die Herrschaft der allgemeinen Interessen über Kasten-Interessen, einig seyn müssen; denn eine fortwährende Uneinigkeit, besonders eine Uneinigkeit in den Grundprinzipien, würde Anarchie herbeyführen, wenigstens die Regierung in vollkommene Stokkung bringen.

Ist irgend eine von den Gewalten entschlossen, den Kasten-Interessen ein Uebergewicht über die allgemeinen Interessen zu geben; so wird es darauf ankommen, welche die mächtigere ist. Beschüzt die Regierung die Kasten-Interessen, so ist vorauszusehen, daß sie, bey der ihr zu Gebote stehenden Gewalt, alles anwenden wird, die ganze Repräsentations-Anstalt in ein Werkzeug zur Befestigung der Kasten zu verwandeln; sie wird die Wahlen leiten und verfälschen, um Kastenmänner in die Kammer der Abgeordneten zu bringen; die Pairs, die sie erschaffen kann, werden ihr dabey zu Hülfe kommen; sie wird die Gerichte in Werkzeuge des Partephasses, zur Verfolgung der Patrioten, verwandeln. So werden dann die Debatten in der Deputirtenkammer zum Gaukelspiel und die Gerichte zum Unterdrückungsmittel. Die National-Interessen werden ohne Schuz seyn, weil keine wirkliche Gewalt sie gegen Angriffe vertheidiget. Alle Gesetze in einer solchen verfälschten Kammer werden zum Vortheil der Kasten-In-

tereſſen gemacht werden; von dem urſprünglichen Zweck der Repräſentativ-Regierung wird keine Rede ſeyn. — Setzen wir einen andern Fall. Es ſey die Regierung oder das Staats-Oberhaupt wohlwollend für die National-Intereſſen beſorgt, aber in der Kammer der Pairs und, aus was immer für Urſachen, auch in der Kammer der Abgeordneten, finde ſich eine große Majorität für die Oberherrſchaft der Kaſſen-Intereſſen: ſo wird abermal entweder eine Stockung der Regierung eintreten, oder das Staats-Oberhaupt genöthigt ſeyn, ſich der Majorität anzuſchließen und ſo ſelbſt ein Werkzeug für die Kaſten-Intereſſen zu werden. Denn die ihm zugeſtandene Auflöſung der Kammer iſt kein ſicheres Mittel; ſind die Kaſtenmänner einmal ſo mächtig geweſen, daß ſie die Majorität durch ihre Anhänger beſetzten, ſo kann es ihnen auch ein zweites und drittesmal gelingen.

Die Repräſentativ-Regierung ſetzt alſo **Einigkeit der Gewalten** in Abſicht auf das Grundprincip der neueren Staaten, d. i. die Oberherrſchaft der allgemeinen Intereſſen, voraus. Bei der Uneinigkeit der Gewalten geräth die Regierung entweder ins Stocken, oder ſie wird ein Werkzeug der Kaſten-Intereſſen, und dann iſt durch die neue Form nichts gewonnen.

Befragen wir die Geſchichte. Die Repräſentativ-Regierung zeigte ſich in England wirkſam und erfüllte ihren Zweck, als Wilhelm von Naſſau, die Pairs und das Haus der Gemeinden, durch gemeinſchaftliches Intereſſe gegen die Stuarts und ihre Anhänger in Einigkeit verbunden waren. Da konnte die Regierung ihren Gang gehen, und die allgemeinen Intereſſen beſchützen. Gegenwärtig iſt es anders in England: Die Repräſentation iſt nichts als ein Werkzeug der Oligarchie, deren Intereſſe das vorherrſchende iſt. Der Nation iſt nichts geblieben, als die Freiheit der Preſſe, welche Inſtitution, zur Zeit der Einigkeit der ver-

schiedenen Gewalten, im Volke wurzeln konnte, so daß es jezt gefährlich wäre, diese Freiheit der Nation zu rauben. Daß aber selbst diese Freyheit wenig materiellen Nutzen bringe, dafür hat die Oligarchie gesorgt, indem sie sich kühn, wenn nicht frech, über die Stimme der öffentlichen Meinung hinwegsezt.

Kann nun in einem Lande, wo der Geist der repräsentativen Regierung wirklich mehrere Menschenalter herrschend war, die Nation dennoch wieder unter das Joch der Kasten-Interessen zurückgeführt werden; wie läßt sich erwarten, daß in einem Lande, wo, gleich bey der Einführung der Repräsentativ-Regierung, die vollziehende Gewalt den Händen der Kastenmänner anvertraut werden mußte, die allgemeinen Interessen irgend einen reellen, mächtigen Schutz finden werden?

Dieser allerdings denkbare Fall offenbart eine neue Bedingung, ohne welche die Repräsentativ-Regierung durchaus unwirksam ist: Um der Nation irgend eine Bürgschaft zu sichern, muß diese Regierung eine lange Zeit in ihrem reinen Geiste geherrscht haben, bis gewisse Institutionen gleichsam unvertilgbar geworden sind. Es ist also nothwendige Bedingung, daß die repräsentative Regierung bey ihrer Einführung keinen Feinden derselben irgend eine der verschiedenen Gewalten anvertraue. Es wäre, wenn nicht geradezu unsinnig, wenigstens unnütz, wollte man die repräsentative Verfassung irgendwo einführen, wo die Feinde derselben im Besitz großer Gewalt sind. Dieß würde zu den unnatürlichsten Verhältnissen führen.

Hr. Guizot hat, in seiner Schrift: Ueber die Regierungs- und Oppositionsmittel ꝛc., von solchen Verhältnissen gesprochen, und dabei über den Gegenstand unserer Untersuchung eine Lehre vorgetragen, der wir nicht überall beistimmen können, die uns aber Gelegenheit giebt unsere Gedanken näher auseinander zu setzen. Daher sey es

gestattet, einige Stellen aus der Guizot'schen Schrift anzuführen und mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

In der Vorrede sagt Hr. Guizot: „Frankreich ist ru„hig, die Regierungsgewalt wird ohne Hinderniß ausge„übt; doch ist Frankreich ohne Vertrauen und die Re„gierung ohne Stärke. Diese doppelte Thatsache fällt „allen denkenden Männern auf; sie verdient näher unter„sucht zu werden.

„Der Zweck und das Gesetz jeder Regierung, in ih„rem eigenen Interesse wie in dem der Völker, besteht „darin, daß die Sicherheit der Gegenwart die Sicherheit „der Zukunft vorbereite und verbürge.

„Es handelt sich in Frankreich darum: den ligitimen „Thron zu erhalten, und die verfassungsmäßige Ordnung „zu begründen. Kann dieß nun durch die Grundsätze, durch „die Verfahrungsweise und mit Hülfe des alten Regiments „geschehen; oder ist, zur Erreichung dieses Zwecks, ein „Bund mit dem neuen Frankreich und mit dessen Grund„sätzen nothwendig?" —

Der legitime Thron und die verfassungsmäßige Ordnung, d. i. die repräsentative Regierung, sind beyde Mittel zur Erreichung des Staatszweckes über welchen lezteren man vor Allem im Reinen seyn muß, wenn man nach wissentlichen Prinzipien die Lage eines Staats und das System einer Regierung beurtheilen will. Daß die Legitimisten Zweck und Mittel mit einander verwechseln, kann leicht nachgewiesen werden. Ob Hr. Guizot nicht in denselben Fehler verfällt; ob er wenigstens nicht das, was erst das Resultat der Zeit seyn kann, gleich im Beginnen fordert; ob er sonach nicht mit dem Ende anfangen will; darüber zu urtheilen, werden wir bald Gelegenheit finden.

„Zwey Dinge, heißt es im ersten Capitel, sind im ge-
„genwärtigen Augenblick gleich schwach, und fürchten auf
„gleiche Weise ihre Zukunft: Diese Dinge sind die Re-
„gierungsgewalt und die Freiheit. — Woher
„kommt dieses Uebel? Hat es keine andere Ursache, als
„das ewige Problem aller menschlichen Gesellschaft, die
„Schwierigkeit nämlich, Freyheit und Gewalt mit einan-
„der zu versöhnen und zu vereinen?"

Wir sehen, die politischen Doktrinäre setzen Freyheit und Gewalt einander entgegen, und finden dann natürlich Schwierigkeiten, sie zu verbinden. Die Freyheit im Staate aber, von welcher hier allein die Rede seyn kann, ist ganz etwas anders als die Freiheit des Willens (le libre arbitre), welche ein Gegenstand der Untersuchung in der Moralphilosophie ist. Diese betrachtet den Einzelnen als ein selbstständiges, für sich bestehendes Wesen. Der Mensch im Staate dagegen ist kein für sich abgeschlossenes Wesen, er ist das Glied eines Ganzen, und alle seine Verhältnisse müssen aus dem Wesen des Ganzen abgeleitet werden. Darum ist die Freyheit im Staate nicht die Möglichkeit zu thun, was man will, sondern die Möglichkeit solcher Handlungen der Einzelnen, wodurch der Zweck des Staates befördert wird. So ist die Freyheit im Staate bedingt.

Der Zweck des Staates ist die Civilisation der Menschheit, d. i. die Entwickelung und Ausbildung aller ihrer geistigen und moralischen Kräfte, zur gegenseitigen Unterstützung und Vergrößerung dieser Kräfte, damit eine mit sich einige geistig-moralische Gesellschaft zum vollständigen Leben gelange. Ein organischer Körper ist ein treffendes Bild des Staates. Wie im organischen Körper kein Glied um seiner selbst willen wirkt, sondern für das Ganze, und wie dieses alle Glieder erhält und ernährt, weil nur durch ungehinderte Funktion der Glieder

das Ganze besteht; wie die Functionen der Glieder sich nicht gleich sind, aber mit gleicher Sorgfalt von dem Ganzen unterstüzt und befördert werden: so soll es auch im Staate seyn, in welchem sich alle Glieder als Mittel zum Zweck des Ganzen vereinen, und nur in sofern als Glieder anerkannt werden, als ihre Functionen zum Leben des Ganzen nothwendig sind. Dieses Leben ist die Entwickelung aller Kräfte; es ist der Zweck des Staates. Wo nun durch die Wirksamkeit der Einzelnen diese Entwickelung ungehindert befördert werden kann, da ist Freyheit im Staate; wo aber der Einzelne nach Willkühr die Entwickelung der Kräfte unterdrücken, wo er sie vielleicht tödten könnte, da wäre Sklaverey. Weil der Zweck des Staates geradezu die Entwickelung aller Kräfte ist, so ist der Staat nur da, wo diese Entwickelung möglich ist, d. i. wo Freiheit, in dem angegebenen Sinne, herrscht; wo dagegen Unterdrückung der geistigen und moralischen Kräfte möglich ist, wo also bloße physische Gewalt herrscht, da ist Tyranney, da ist kein Staat. Wird die Gewalt zur Beförderung des Zwecks des Staats angewendet, so bewirkt sie Freiheit, im Gegentheil Sklaverey. Die Staatsgewalt soll also immer einig mit der Freiheit seyn; wo eine Gewalt nicht auf diese Freiheit gerichtet ist, da gehört sie nicht dem Staate an, sondern ist rohe Naturkraft, die sich zu unterwerfen gerade die Aufgabe des Staates ist. Wir wünschen, daß der Leser diesen Grundbegriffen der gesammten Staatswissenschaft seine volle Aufmerksamkeit schenken möge.

Hr. Guizot fährt fort: „Zwei widersprechende Noth„wendigkeiten lasten auf uns; ihre gleichzeitige Anwesen„heit ist es, was das Vaterland mit Verwirrung erfüllt „und die besten Bürger irre leitet. — Als die Israeliten „unter Judas Macabeus nach Jerusalem zurückkehrten, „fanden sie die Mauern niedergerissen, die Häuser ver-

„brannt, alles zerstört und durcheinandergeworfen. Al-
„les mußte wieder von Neuem aufgebaut werden, und
„der Feind stand vor den Thoren. Man mußte in der-
„selben Zeit die Stadt bauen und vertheidigen;
„dabey hatte das Volk zugleich die Mühseligkeiten des
„Krieges und die des Friedens, indem es bald das
„Schwert, bald die Kelle ergreifen, bald zur Schlacht,
„bald zur Arbeit gehen mußte. — Dem ähnlich ist un-
„sere Aufgabe: wir müssen zu gleicher Zeit die konstitu-
„tionelle Ordnung gründen, und das alte Regiment zu-
„rücktreiben. Hier sitzt der Knoten unserer politischen
„Lage. — Die Revolution hat die Regierung der alten
„Verfassung gestürzt; die Revolution hat aber eine ihr ei-
„genthümliche, ihr nothwendige Regierung noch nicht zu
„Stande gebracht. Die wahre Regierung der Revolution
„wäre ein System von Institutionen und Einflüssen, wel-
„che, nach allen Stufen der gesellschaftlichen Ordnung, die
„verfassungmäßige Gleichheit und die gesetzmäßige Freyheit
„dadurch verbürgen, daß sie die allgemeinen Interessen über-
„all im Besitz der Staatsgewalt und zugleich in den Stand
„setzen, sich selbst gegen alle Arten von feindlichen Angriffen
„zu vertheidigen. Es ist klar, daß eine solche Regierung,
„eine solche regelmäßige und starke Regierung des neuen
„Frankreichs unter uns nicht existirt. Die Revolution lebt
„noch, so zu sagen, in freyer Luft; sie ist von allen Sei-
„ten offen, ohne Obdach und Schutzwehr; die Grundsätze,
„die sie ausgerufen hat, haben sich noch nicht zu prakti-
„schen Institutionen ausgebildet, nicht zu wirksamen Ge-
„setzen. Die Interessen, welche sie geschaffen hat, sind
„zerstreut und schlecht untereinander verbunden. Man
„werfe einen Blick auf jene Parthey, welche jetzt der Re-
„volution den Krieg erklärt hat; sieht man hier nicht Leute
„bürgerlichen Standes in großer Anzahl, Käufer der Na-
„tionalgüter, und überhaupt einen Haufen solcher Men-

„schen, deren Interesse und deren Gesinnung sie an eine „andere Sache, und keineswegs an die Contrerevolution „bindet. Woher diese Verwirrung? Woher diese Umkeh„rung aller natürlichen Verhältnisse? Daher, weil jenes „Frankreich, das die Revolution geschaffen hat, weder sei„nen Platz eingenommen, noch seine organische Einrich„tung erhalten hat. Noch herrschen Ungewißheit und „Unordnung in seinem Innern; Gutes und Schlechtes, „Wahres und Falsches, die Elemente der Ordnung und „die Saat der Anarchie sind durcheinander geworfen und „gähren fort nach den Launen des Zufalls. Endlich ge„währt das neue Frankreich den Interessen, die ihm von „Rechts wegen angehören, noch nicht die Vortheile einer „vollständigen, geregelten Ordnung der Dinge; daher gibt „es Franzosen, welche anderwärts, selbst mit Gefahr, die „Vortheile suchen, die das neue Frankreich ihnen nicht „verschafft.

„Frankreich hat seine Wahlen, seine Kammern, es „hat alle großen Federn, der politischen Maschine, wie sie „die Revolution verlangte. Es hat das von der Revolu„tion gebildete Verwaltungs- und Rechtssystem. Seine „Gesetzbücher, seine Institutionen des Details sind erhal„ten worden. Noch mehr, unter den Männern, welche „nah oder fern auf Leitung der öffentlichen Angelegenhei„ten einwirken, hat sicher die größte Anzahl an der Re„volution Theil genommen. Und dennoch stehen die „Grundsätze, die Verbindungen, die Sprache und das „ganze System der gegenwärtigen Verwaltung im Wi„derspruch mit den Bedürfnissen und den Wünschen des „von der Revolution geschaffenen Frankreichs; die ganze „Regierung, welche die Revolution uns gelassen hat, ist „von ihren Gegnern in Besitz genommen worden, und „wendet sich jetzt mit unglaublicher Leichtigkeit gegen die „Revolution.

„Unstreitig kann die Revolution nicht ohne innere „Organisation' bleiben; nicht ohne sichere Schutzwehr; „nicht jedem zugänglich, der sie in Besitz nehmen will. „Dieß ist gleichwohl ihr gegenwärtiger Zustand. Ich „wiederhole also: nach fünf und zwanzig jährigen An„strengungen hat die Revolution uns allerdings ihren „Sieg über das alte Regiment vermacht, nicht aber das„jenige regelmäßige Gouvernement gegeben, welches sie „vollenden und verbürgen soll. Dieß Gouvernement muß „geschaffen werden; so heißt die erste und eingreifendste „Nothwendigkeit.

„Im Jahr 1814 erhielt Frankreich durch die Charte „die allgemeinen Formen und die oberen Gewalten. Zu „gleicher Zeit aber erschien die Contrerevolution auf der „politischen Rennbahn; und dadurch, daß sie ins konsti„tutionelle System eindrang, sah sich Frankreich von Neu„nem in den revolutionären Zustand versetzt. Daraus „entsprang eine andere gebieterische, dringende Nothwen„digkeit, die oft in geradem Widerspruch mit jener steht, „von welcher ich so eben geredet habe. Ich erkläre mich näher.

„Die Schöpfung eines Gouvernements, die Feststel„lung von Institutionen und Einflüssen, wodurch eine er„neuerte Gesellschaft regiert werden soll, ist eine mühsame, „sehr verwickelte Arbeit, die nur durch die engste Vereini„gung der Staatsgewalt mit den Bürgern vollbracht wer„den kann. Die Gewalt ist dabei allerdings das thätige „wirkende Werkzeug. Aus seiner Uebereinstimmung mit „den allgemeinen Interessen erhält es seine Stärke; und „mittelst dieser Stärke gründen die allgemeinen Interes„sen das ihnen zusagende System. Dieß ist keine Hypo„these, es ist eine Thatsache, die wir erlebt haben. Die „Consularregierung, die erste, welche dem neuen Frank„reich das Ansehen und die Wirklichkeit einer wahren „bürgerlichen Gesellschaft gegeben hat, ist auf solche Art zu

„Werke gegangen. Es wurde ein Gouvernement geschaf-
„fen, ein unvollkommenes freilich, das die wahren und
„dauernden Bedürfnisse des neuen Frankreichs nur unvoll-
„ständig befriedigte; doch aber ein Gouvernement, wie
„es die Noth des Augenblicks erheischte. Diese Regierung
„entstand aus dem Verein der allgemeinen Interessen,
„die sich um die Gewalt herumstellten, sie durch Wünsche
„in Bewegung setzten, durch ihren Einfluß unterstützten,
„und sich freudig ihrer Wirksamkeit unterwarfen. In
„keinem Lande und zu keiner Zeit ist die Gründung einer
„neuen Ordnung auf andere Weise zu Stande gekommen.

„Aber um dieses Resultat zu erreichen, ist es uner-
„läßlich, daß die Gesellschaft, welche darnach trachtet, im
„Frieden mit sich selbst lebe, d. h. daß die herrschenden
„Interessen, ruhig von Aussen, nicht anders zu thun ha-
„ben, als sich zu ordnen und sich im Innern in Verfas-
„sung zu setzen. Um ungehindert seine Geschäfte verrich-
„ten zu können, muß man nicht für sein Leben besorgt
„seyn; um ordnen zu können, muß man in Sicherheit zu
„seyn glauben. Die erste Bedingung der Errichtung ei-
„nes Gouvernements, nach langen Unruhen, ist demnach
„der politische Friede in der Gesellschaft; d. h. die Schwa-
„chen müssen auf die Vergangenheit Verzicht leisten, und
„die Starken müssen über Gegenwart und Zukunft in
„Sicherheit seyn.

„So wäre auch Frankreichs Zustand im Jahr 1814
„bey Verkündigung der Charte gewesen, wenn es in Frank-
„reich keine Partey der Contrerevolution gegeben hätte.
„Nach den ersten Verirrungen, nach den ersten Fehlern,
„die beym ersten Auftreten eines so neuen Regiments un-
„vermeidlich waren, würden die Franzosen ohne Zögern
„anerkannt haben, daß, um die Freiheit zu gründen, die
„konstitutionelle Regierung hergestellt werden müsse; sie
„würden gefühlt haben, daß die gewaltigen Deklamatio-

„nen, der ungemessene Ehrgeiz, der Geist der Anfeindung, „alle diese Werkzeuge des Angriffs und der Zerstörung „nicht mehr an der Zeit waren; sie würden begriffen ha„ben, daß die Revolution, die nun Meister des Bodens „war, nichts dringender zu thun hätte, als ihr eigenes „Gebäude aufzuführen und darin, als ihr Organ und ihr „Haupt, eine starkkonstituirte Regierungsgewalt einzuseze„zen, wie die Grundbegriffe einer solchen Gewalt es for„derten.

„Aber das Wiedererwachen der Contrerevolution ver„hinderte dieses friedliche Zusammentreten der allgemeinen „Interessen Frankreichs, und erstickte im Keime die Ent„wickelung des öffentlichen gesunden Verstandes. Mit „Ordnung und Geduld sollte das neue Frankreich sein „Geschäft vollbringen; aber die Contrerevolution erschien „in Waffen und warf die Franzosen in Wege voll Un„ordnung, Gewaltthätigkeit und Dunkelheit zurück.

„Ich habe es schon bei einer andern Gelegenheit ge„sagt: unsre Geschichte von 1789 bis 1800 ist die eines „Krieges. Dieser Krieg mag in seinem Ursprunge recht„mäßig seyn oder nicht, so kann die Thatsache doch nicht „geläugnet werden. Wie man auch über das Recht ur„theilen mag, so ist soviel gewiß, daß in dieser Zeit sich „das neue Frankreich und das alte Regiment als Feinde „angesehen und behandelt haben. Unter Bonaparte hatte „sich das alte Regiment glücklich geschäzt, den Frieden „zu erhalten. Im Jahr 1814 fing es den Krieg von „Neuem an, weil es glaubte, es sey im Stande sich des „Sieges zu bemächtigen.“

Diese Aeußerungen sind merkwürdig und geben Anlaß zum Nachdenken. Ob die obige Schilderung der gegenwärtigen Lage Frankreichs wahr sey oder nicht, darüber maßen wir uns keine Entscheidung an. In eine historische Untersuchung können und wollen wir uns nicht

einlassen. Wir nehmen den Fall, daß eine Nation dahin gebracht ist, zugleich ihre Regierung zu schaffen und den Feind zurückzutreiben, hier nur als bloße Möglichkeit an, über welche gründlich zu urtheilen allerdings für die Politik als Wissenschaft, von hohem Interesse und sonach eine nicht abzuweisende Aufgabe ist.

Wenn ein Land in die angezeigte unglückliche Lage gerathen ist, so dürfen wir fragen: wessen ist die Schuld? Hr. Guizot erinnert an den Zustand der Israeliten während ihrer Befreiung durch den Helden Judas Maccabäus. Wir verweilen gern bei diesem Beispiel, weil es aus der alten Geschichte genommen ist, dessen Beurtheilung also nicht den Verdacht der Parteylichkeit oder persönlicher Gehässigkeit erregen kann. — Als die Israeliten unter ein Joch gerathen waren, das ihre Sitten, ihre Religion, ihre bürgerlichen Einrichtungen, ihre Tempel, ihre Vesten und ihre Wohnungen zerstört hatte, so daß das Land eine offene Beute der Feinde war, an die es im innern Kampf der Parteyen verrathen wurde: da wählten sie den Helden Judas Maccabäus zu ihrem Anführer, und wie durch Zauberey führte dieser große Mann die schlecht bewaffneten, fast wehrlosen, nakten Kinder Israels von Sieg zu Sieg, reinigte das Land vom Feinde, suchte diesen auf seinem eigenen Boden auf, und schlug ihn. Er kehrte zurück, baute die zerstörten Städte, die Tempel und die Wohnungen wieder auf, gab dem Gesetz neue Kraft, dem gedemüthigten Volke neuen Muth, und erfüllte die Welt mit seinen Wunderthaten. — Wir ersuchen den Leser das erste Buch der Maccabäer zur Hand zu nehmen; man wird finden, daß wir keinen Zug in diesem Gemälde erdichtet haben. — Es gab aber in Israel allerley Menschen. Einige dünkten sich so klug, oder gar weiser als Judas; sie wollten nicht seinen Befehlen gehorchen, sondern nach eigener Willkühr zu Werke gehen. Was sie aber für sich

unternahmen, kam nur dem Feinde zu gute, und fiel zur Schande der Klüglinge aus. „Diese waren nicht aus dem Stamme der Menschen, durch deren Hülfe Israel die Befreiung erhalten sollte;" sagt die Schrift. — Es gab andere Menschen in Israel, welche dem Feinde als Verräther dienten, und mit dessen Hülfe ihre Landsleute von Neuem zu beherrschen hofften. Diese suchten dem Feinde Anhänger zu gewinnen; und der Feind ließ es an heuchlerischen Versprechungen nicht fehlen, und bot einen Frieden an, falls das Volk den Judas ausliefern würde. Der Verräther Alcimus, der sich zum Feinde geflüchtet hatte, und von diesem als Oberpriester eingesetzt zu werden hoffte, war bei diesen Umtrieben besonders geschäftig. Die Edlen in Israel aber verwiesen mit Unwillen den Antrag. Sie trauten den Feinden nicht, und sprachen: „es ist keine Wahrheit und Redlichkeit in ihnen; denn sie haben Verträge und ihre Schwüre gebrochen." (I. Maccab. VII. 18.) — So blieb Israel seinem Befreier bis an den Tod treu, und als er starb, beweinte ihn das ganze Volk und trauerte um ihn. „Wie ward der Mächtige getödtet, fragten sie, der Israel befreit hat? Alle seine Schlachten und Heldenthaten sind nicht aufgeschrieben worden, denn ihrer ist eine große Zahl. Und nach seinem Tode geschah es, daß die Bösen sich im Lande verbreiteten, und daß die Werkmeister der Ungerechtigkeit sich wieder erhoben. Und der Feind wählte die Bösen und machte sie zu Herren des Landes." (1. Maccab. IX. 20. 25.) So berichtet die Schrift. — Was Hr. Guizot von der doppelten Nothwendigkeit bei der Wiederaufbauung von Jerusalem sagt, ist nicht buchstäblich zu nehmen. Erst nachdem Judas die Feinde in offener Feldschlacht mehrmal besiegt, und das Land von ihnen befreit hatte, kehrte er nach Jerusalem zurück, wo in der Citadelle noch eine kleine Garnison des Antiochus zurückgeblieben war. Judas verjagte diese.

So konnte der Tempel, so konnten die Wälle und die Häuser wieder aufgebaut werden. Judas erlaubte dem Feinde nicht im Besitz der Citadelle zu bleiben, wohl wissend, daß es alsdann unmöglich gewesen wäre, zugleich zu fechten und sich zu befestigen; denn widersprechende Dinge lassen sich nicht vereinigen. — Was wäre vollends aus Israel geworden, wenn es den trügerischen Versprechungen der Feinde getraut, und seinen Befreyer ausgeliefert hätte? Es gab Leute, welche über den Despotismus des Judas klagten, aber sie fanden keinen Glauben. — Der Feind hätte die Leichtglaubigen verspottet, wie er jedesmal that, wo Einzelne seiner Grosmuth vertrauten. Israel hätte sich mit Schande bedeckt und sein nachfolgendes trauriges Schicksal verdient. Hätten gleichwohl, nachdem den Feinden die Thore geöffnet, und ihren Anhängern das oberpriesterliche Amt und alle Aufseherstellen eingeräumt worden, einige Israeliten sich eingebildet, sie könnten, nachdem sie dem Judas nicht mehr zu gehorchen, mit dem Feinde um so leichter fertig werden; sie hätten ihn nur im Zaum zu halten und zugleich solche Einrichtungen zu treffen, wodurch das Andenken an den Gehorsam gegen den Judas verbannt, die Entwickelung der Freiheit aber gesichert werde; — hätte sich dieses, sage ich, in Israel zugetragen, so würden wohlwollende Menschen diejenigen vielleicht bedauert haben, die sich mit solchen Einbildungen kösteten; der Feind aber hätte sie verhöhnt, und das Volk hätte von ihnen gesagt: „diese sind nicht von der Race der Menschen, durch deren Hülfe Israel die Befreiung kommen kann."

Die Lage, daß ein Volk sich in der Nothwendigkeit befindet, seine Regierung zu schaffen und zu gleicher Zeit den Feind zurückzutreiben, ist einzig in ihrer Art; die gleichzeitige Lösung der Aufgabe aber würde rein unmöglich seyn. Zuerst muß der Feind aus dem Lande

getrieben werden; dann erst kann von organischen Einrichtungen, und von Constituirung einer regelmäßigen Regierung die Rede seyn. Schlachten zu liefern, ist diejenige Aufgabe, die in der Zeit voransteht. Ohne Anführer aber erlangt man keinen Sieg. Denjenigen zu finden, der den Sieg verbürgt, ist also das erste Bedürfniß. War das Volk in dieser Beziehung glücklich, hatte es unter einem heldenmüthigen Anführer in dem großen Werk der Besiegung des Feindes bedeutende Fortschritte gemacht: so erforderten Klugheit und Ehre, nicht vor der Vollendung der Arbeit auf halbem Wege stehen zu bleiben, nicht den Anführer, nach den ersten Unfällen, zu verlassen, vollends nicht ihn den Feinden auszuliefern. Standhaftes Ausharren im Unglück, fester Entschluß zuerst die Unabhängigkeit des Bodens zu sichern, Zurückweisung jedes trügerischen Friedens, — dieß allein konnte Rettung und Befreyung verbürgen. Wollte man, statt sich im Unglück fester mit dem Anführer zu verbinden, ihn verlassen, und die Theorie der Freyheit statt seiner mit dem Feldherrnstabe belehnen: so wäre voraus zu sehen, daß unaufhörliche Niederlagen das Resultat eines so thörichten Beginnens seyn würden. Und wer würde die Schuld davon auf sich geladen haben? Wer anders als diejenigen, welche das Volk von dem Anführer getrennt und ihm eine Theorie zum Oberhaupte gegeben haben. — Ist zugleich der Feind ins Land gedrungen, und bilden sich die Theoretiker ein, man werde Ordnung, Unabhängigkeit, Gerechtigkeit, kurz alles, was dem Volke Noth thut, dadurch herbeyschaffen, daß man mit dem Feinde sich über die Theorie verständige: so kann es nicht fehlen, das Volk wird die Theoretiker für die Urheber seines Unglücks halten, und der Feind selbst muß mißtrauisch gegen Leute werden, die denjenigen verlassen haben, der allein ihnen Sicherheit und Unabhängigkeit verbürgen konnte.

Doch, ist das Unglück einmal hereingebrochen, so fragt man nicht, wie ist es gekommen? Man forscht den Mitteln nach, es wieder los zu werden. Dazu ist denn allerdings erforderlich, sich den ganzen Zustand, in den man gerathen, klar zu machen. Dieses in Beziehung auf die gegenwärtige Lage Frankreichs zu thun, ist die Bestimmung der Schrift des Herrn Guizot. Viel Wahres und Treffendes sagt er, das die neueste Zeit zu erklären geeignet ist; doch oft scheint er auch zu furchtsam, sich dem eigentlichen Sitz des Uebels zu nahen; oder aus Parteylichkeit, erkennt er die wahre Hülfe nicht an, weil sie einmal unter einer ihm nicht angenehmen Form da war; er sucht sie vielmehr als ein Verderbniß, verdächtig zu machen. Beides, Furcht und Parteylichkeit, sind keine Mittel, sich aus der unglücklichen Lage zu retten.

Hr. Guizot meint, die Revolution hätte den Franzosen ihren Sieg über das alte Regiment vermacht, aber die ihr eigenthümliche Regierung noch nicht zu Stande gebracht; — die Revolution könne nicht ohne Organisation bleiben. Er sieht, wie aus mehreren Stellen seines Werks erhellet, die Revolution für etwas Selbstständiges, Abgeschlossenes, ja für etwas Fortbestehendes an, er personificirt sie gleichsam, und schreibt ihr dann Absicht, Ueberlegung, Interessen und dergleichen zu. Ein solches Verfahren ist allerdings dem Schriftsteller gestattet, insoferne er dadurch seinem Vortrage eine größere Lebhaftigkeit giebt; doch sollte er nie vergessen, daß die Personifizirung einer Reihe von Ereignissen nur ein Bild, und keine Sache ist. Ich erkläre mich deutlicher. Die französische Revolution ist, wie jede andere von so großem Umfange, eine Naturerscheinung in der bürgerlichen Gesellschaft, und kann nur nach Naturgesetzen dieser Gesellschaft erfolgen und erklärt werden. Daß es solche Naturgesetze giebt, scheint von vielen Staatslehrern, am meisten aber von den Staats-

beamten übersehen zu werden. Dieß rührt daher, daß man den Staat für etwas Willkührliches hält, das so oder anders seyn, bald diese, bald andere allgemeine Interessen haben könnte; während er in allen seinen Verhältnissen nach Gesetzen der Nothwendigkeit bestimmt wird, und die allgemeinen Interessen immer dieselben sind. Darum werden gewisse Ursachen in ihm stets gewisse Wirkungen nach diesen Gesetzen hervorbringen, die Menschen mögen dazu mitwirken wollen oder nicht, es mag diese oder jene Partey die Oberhand haben. — Der Staat ist nicht eine nach willkührlicher Uebereinkunft beliebte Einrichtung; sondern eine, aus der naturgemäßen Wirkung der menschlichen Kräfte auf einander hervorgegangene Organisation dieser Kräfte, wodurch das Daseyn einer Gesellschaft möglich und ihr Leben gesichert wird. Der Staat ist sonach nicht ein abgeschlossenes, ein für allemal fertiges Wesen, sondern im steten Werden, und in einer fortwährenden Entwickelung begriffen. Wie der Baum nicht im ersten oder zweyten Jahr das ist, was er seyn soll, sondern wie der Keim und die späteste Reife mit zu seinem Wesen gehören: so sind von dem Staate die verschiedenen Perioden, die er nach nothwendigen Gesetzen durchleben soll, nicht zu trennen. Wachsthum charakterisirt das Wesen des Staats, und nichts ist diesem Wesen mehr zuwider als Stillstand. Es ist allerdings etwas Beharrliches in ihm, wie auch in dem Baume; aber alles Organische ist in fortwährender Bewegung und Entwickelung des Beharrlichen. Dieser ganze Prozeß der organischen Bewegung geht nun im Staate nach Naturgesetzen der Gesellschaft vor sich. Er kann dabey Hindernisse antreffen, er kann, wie das organische Leben der Pflanze und des Thiers, in Krankheitszustände gerathen; aber überall, in der gesunden Entwickelung, wie in dem Kampfe zur Ueberwindung der Krankheit, erfolgen die Erscheinungen nach Gesetzen

der Nothwendigkeit. — Das Leben des Staats besteht in der ungehinderten Wirksamkeit aller Theile zur Erhaltung und Ausbildung des Ganzen, d. i. zur Sicherung und Fortschreitung der Civilisation, welche der Zweck des Staates ist, und allein die allgemeinen ewigen Interessen bildet. Arbeiten die Theile diesem Zwecke gemäß, so ist Gesundheit des Staates sichtbar, im Gegentheil Krankheit. Wo letztere eintritt, da muß der Krankheitsstoff nothwendig ausgestoßen werden, wenn die Gesundheit erfolgen soll. Ein Staat kann lange krank seyn; aber es sammeln sich über lang oder kurz die heilenden Kräfte und stellen das Gleichgewicht der gestörten organischen Kräfte wieder her. Ihr Ausbruch heißt Crisis oder Revolution. Diese ist ein Uebel; aber sie ist nicht die Ursache der Krankheit, sondern die Folge einer der Natur des Staats entgegengesetzten Einwirkung äußerer oder innerer Feinde des Staats, die sich leider auch unter denen finden können, die eigentlich die Organe der Gesundheit seyn sollten.

Eine solche Crisis oder Revolution beobachtet ein von dem gesunden Zustand abweichendes Verfahren, das aber nur bis zur Herstellung der Gesundheit fortgesetzt werden soll. Die Aerzte wollen beobachtet haben, daß ein Fieber oft veraltete Stockungen auflösen könne. Ehe die Stockungen gelöst sind, soll das Fieber nicht unterdrückt werden; es soll aber auch nicht länger dauern, als es zu diesem Zwecke nothwendig war.

Die französische Revolution, durch die schlechte Verwaltung des Staats, und durch den Unverstand der Regierenden hervorgerufen, war eine Wirkung der der Gesellschaft inwohnenden Heilkräfte der Natur. Sie war weder eine Tugend, noch ein Verbrechen, obgleich im Verlauf derselben viele Tugenden und viele Verbrechen möglich und wirklich wurden. Sie war ein Naturereigniß zur Herstellung der Gesundheit des Staates. Es kann ihr sonach

kein besonderer Zweck, der vom Zweck des Staates verschieden wäre, zugeschrieben werden. Eben so wenig kann man sagen, daß ihr eine Regierung gezieme, die ihr eigenthümlich wäre, und nur von ihr hergestellt werden könne. Die Revolution war eine Kraftäußerung der Natur der Gesellschaft, zur Abwehrung der alten Mißbräuche, d. i. zur Hinauswerfung des Krankheitsstoffes. War dieses Geschäft vollbracht, so mußten sich die übrigbleibenden Kräfte nach Naturgesetzen der Gesellschaft wieder von selbst organisiren, nach dem allgemeinen Zweck des Staates, unter der Bedingung, welche die gegenwärtige Entwickelungsperiode der Gesellschaft mit sich brachte. Es ist aber eins der ersten und durchgreifendsten Naturgesetze der Gesellschaft, daß in unruhigen Zeiten, wo der gesunde Gang unterbrochen worden, die Gesellschaft da ihr Centrum und ihre Springfeder sucht und findet, wo die größte geistige und moralische Kraft angetroffen wird; und da dieß im Staate nur durch Personen möglich ist, so muß (nach überstandener Crisis oder Revolution, die nur ein Abwerfen, aber kein Organisiren ist), der größte Mann sich der Regierung bemächtigen, um mit den alten Mitteln der Staatsgewalt die Gesellschaft wieder zu reorganisiren, nicht zum Zweck, den sich der alte Mißbrauch gesetzt hatte, sondern zur Beförderung des ewigen Zweckes der Gesellschaft, d. i. der Civilisation.

Dieß ist nun, man mag es eingestehen oder läugnen, vollständig durch den Kaiser geschehen. Die Revolution, welche den Krankheitsstoff hinausstieß, war vollendet; die Funktion einer vorübergehenden Crisis vollbracht; die Organe der Gesellschaft mußten zu ihrer ordnungsmäßigen Verbindung zurückgebracht, das gesunde Leben des Staates hergestellt werden. — Daß eine solche Aufgabe nicht durch Hin- und Herreden, durch Controverse auf den Tribünen, nicht durch die Freiheit der Presse gelöst wer-

den könne; daß vor allen Dingen eine unwiderstehliche Gewalt die fieberhafte Bewegung des Staatskörper dämpfen müße, — dieß werden die Vertheidiger der Freyheits-Doktrin gegenwärtig begreifen, sollten sie auch früher gehofft haben, durch theoretische Träume den Sturm der Wirklichkeit beschwören zu können. „Mußte erst unheilbares Uebel hereinbrechen, ehe sie mich verstehen lernten?" fragte der Märterer von St. Helena. — Nach Plato ist die Diktatur nothwendig, wenn die Freiheit gegründet werden soll. Machiavell erkennt dasselbe Gesetz. Im ersten Buch, 9ten Capitel seines Discorso über die erste Decade des Levius sagt er: „Es muß als eine allgemeine „Regel anerkannt werden, daß niemals, oder nur höchst „selten, ein Staat anders als durch einen einzigen Mann „in seinem Anfange gut constituirt oder später reformirt „wurde; es ist sogar nothwendig, daß derjenige, welcher „den Plan der Verfassung oder Verbesserung entwarf, „auch die Mittel der Ausführung in Wirksamkeit setze. „Daher ein geschickter Gesetzgeber, der das allgemeine Wohl „seinem persönlichen Vortheil, und das Vaterland seinen „Nachfolgern vorzieht, sich bestreben soll, alle Macht an „sich zu ziehen. Der reife Geist wird den großen Mann „deswegen nicht tadeln, weil dieser sich für den höchsten Zweck, „d. i. die Gründung des Staates, eines Mittels bediente, „das im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht anwendbar ist.— „Nicht die Gewalt welche aufbaut, nur die Gewalt welche „zerstört, ist tadelnswerth." So weise war Machiavel schon vor Jahrhunderten. Wir sind der Ueberzeugung, daß Plato und Machiavell in diesen Sätzen ein Naturgesetz der Gesellschaft ausgesprochen haben; ein Gesetz, das nicht übertreten werden kann, ohne den Staat in Verwirrung und Elend zu stürzen. Die Geschichte spricht für diese Ueberzeugung. Schien es in Frankreich Anfangs, als würde dieses Gesetz anerkannt, so wurden doch, ehe das Werk des

Gesetzgebers vollbracht war, einige Männer von der Ungeduld ergriffen; sie konnten es nicht erwarten, das Geschäft der Volksrepräsentation zu übernehmen, obgleich die Zeit dazu noch nicht gekommen war. Sie vergaßen, daß der Feind vor den Thoren stand, und daß man ihn erst überwinden müßte, ehe man auf dem Forum die innern Angelegenheiten in Ruhe besprechen könne. Ihre mitten in der Gefahr ausgebrochene Ungeduld öffnete dem Feinde die Thore, und weil er schlau genug war, die redelustigen Leute auf das Forum einzuladen, so hielten sie sich für frey, obgleich alle Ausgänge besezt waren, und selbst die Leitung der Gespräche sich in den Händen der Anhänger des alten Regiments, d. i. der Feinde, befand. — Nach solchen Ereigniſſen soll man sich nicht wundern, wenn die Revolution eine ihr eigenthümmliche Regierung noch nicht zu Stande gebracht hat. Diese Regierung war schon einmal vorhanden, gerade so, wie Zeit und Umstände sie möglich machten. Aber — es gab Leute, die weiser zu seyn glaubten, als der größte Mann des Jahrhunderts. Was sie zu Stande gebracht, liegt am Tage. — Lebt die Revolution nun, ohne Obdach, in freyer Luft, wer kann es auffallend finden, daß selbst Männer, deren früheres Leben und deren Interessen dem neuen Frankreich angehören, sich lieber der Partey des alten Regiments anschließen, weil diese wenigstens weiß, was sie will, während die Doctrinäre der Freyheit das Mittel der Rettung selbst verrathen und verhöhnt haben? — Daher gähren die Elemente der Ordnung und die Saat der Anarchie durcheinander nach den Launen des Zufalls; daher der Mangel an Sicherheit für die Interessen des neuen Frankreich. Daher die Unzulänglichkeit aller Institutionen des repräsentativen Systems. Diese Werkzeuge des Friedens können den Feind nicht besiegen, dem die Liberalen durch ihre unzeitigen Deklamationen Sitz und Stimme

in den Kammern eingeräumt haben. Nicht unglaublich also, sondern ganz natürlich ist die Leichtigkeit, mit welcher die Anhänger des alten Regiments Besitz von allen Werckzeugen der Revolution genommen haben. Alle Vertheidiger der neuen Institutionen sind in den Grundirrthum verfallen, daß man mit Freygebung dieser Institutionen, z. B. der Preßfreiheit, anfangen könne, da sie doch erst dann als Resultat der Anstrengung hervorgehen können, wenn der Sieg über ihre Feinde vollständig gesichert ist. Hr. Guizot gesteht dies dies selbst ein, in seiner Aeußerung über die Konsularregierung. War denn aber die Noth vorüber, als die Kammern dem Kaiser den Gehorsam aufkündigten? Die nachfolgenden Ereignisse mögen antworten. — Hr. Guizot klagt über das Unglück, daß im Jahr 1814 mit der Charte zugleich die Contrerevolution auf der politischen Arena erschien. Man muß fragen, wie es denn möglich wurde, daß diese besiegte Partey plötzlich die Waffen wieder ergreifen durfte? Hatte sie etwa ihrerseits die Revolution besiegt? Waren es die Fremden, die sie wieder mächtig machten? Wollten die Fremden die Contrerevolution? Oder woher nahm sonst diese Parthey ihre Stärke? Wie Herr Guizot diese Partey schildert, zeichnet sie sich mehr durch lächerliche Anmaßung, als durch eine festbegründete Kraft aus. Wie kommt es nun, daß die Repräsentanten des neuen Frankreichs solche schwache Gegner nicht zu überwinden wissen? Wo finden diese einen Halt? Wo ist die Quelle ihrer scheinbaren Macht? Diese muß man aufsuchen und verstopfen. Es gibt kein anderes Mittel. — Hr. Guizot sagt, „die ganze Regierung, welche die Revolution den Franzosen gelassen, sey von ihren Gegnern im Besitz genommen.“ Diese Gegner sind die Anhänger des alten Systems, die Hr. Guizot die Feinde des neuen Frankreichs nennt. Sonach wäre die Regierung in feind-

lichen Händen? Erwägt man nun, daß, ebenfalls nach Hrn. Guizot, die Aufgabe Frankreichs darin bestehe, die Feinde, zurückzutreiben und die dem neuen Frankreich geziemende Regierung zu schaffen: so könnte man schließen, daß die im feindlichen Besitz befindliche Regierung keine französische Regierung wäre. Dieß wird aber Hr. Guizot nicht behaupten. — Es ist zwar in der konstitutionellen Sprache immer nur von dem verantwortlichen Ministerium die Rede; allein diese höfliche Wendung der Sprache hebt die Sache selbst nicht auf, und macht es sonach unvereinbarlich; wenn Hr. G. zugleich die Feinde in der Regierung zu vertreiben, und doch die Legitimität dieser Regierung zu behaupten, als eine Hauptaufgabe der Franzosen erklärt. Es muß hierbei eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde liegen, die wir nicht zu lösen wissen. Noch auffallender scheint Hr. Guizot in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, wenn er zugibt, daß das alte Regiment sich unter Napoleon glücklich geschätzt, den Frieden zu erhalten; daß es jezt den Krieg von Neuem gegen die Nation führe, folglich besiegt werden müsse; und wenn er gleichwohl sich in mehreren Stellen seiner Schrift als Feind der kaiserlichen Regierung, ja als Feind des Mannes erklärt, der das alte Regiment zum Frieden zwang, folglich das erste Bedürfniß Frankreichs befriedigte. Was will Hr. G. denn eigentlich? Das rex äsentative System? Das heißt, wie die Sachen jezt stehen, die Gegenwart von zwey widersprechenden Nothwendigkeiten. Man sey aufrichtig, und gestehe, daß man entweder nicht wisse, was man wolle, oder daß man sich nicht getraue, der Wahrheit ins unverschleierte Angesicht zu sehen. — Hr. Guizot erkennt ferner, daß das alte Regiment in den neuen Institutionen die größten Hindernisse finde. Wem hat man aber zu danken, daß diese Institutionen in Frankreich wurzeln konnten? Doch nicht

dem Convent? Doch nicht dem Direktorium? Was ein noch größeres Hinderniß ist, als die Institutionen, ist der Geist, der alle edle Franzosen beseelt. Wer hat ihn geweckt und groß gezogen? — Und Hr. Guizot will, in einem der folgenden Kapitel, daß die Franzosen sich von ihren rühmlichsten Erinnerungen lossagen sollen? Er sieht diese Erinnerung als ein Hinderniß der neuen Glückseligkeit an, die er von der Entwickelung der Freiheit erwartet. Wir wissen nicht, wie die Franzosen seinen Rath aufnehmen werden; aber wird sind überzeugt, daß die histoire des victoires conquêtes etc. dem Vaterlande kräftigere Geister erziehen könne, als aller Glaube an eine Freiheit, die noch nichts wirkliches ist, sondern nur in der Abwesenheit eines Uebels besteht, eines Uebels, das zu entfernen gerade die Erinnerung an frühere Grosthaten am geeignetsten ist. — Daß die Freiheiten des repräsentativen Systems den Freunden nichts helfen, daß sie nur den Feinden, den Schöpfern des Uebels, zu gute kommen, dieß hat Hr. Guizot selbst mit unwiderstehlicher Klarheit, in seinen Bemerkungen über die Preßfreyheit, auseinander gesetzt. Bei dieser Klarheit wird es unbegreiflich, wie er immer noch von der Freiheit als etwas Positivem spricht, das ein Kind sey, aber sich entwickeln müsse ꝛc. Was ist denn die Freiheit, die so große Dinge leisten soll? Wir haben oben gezeigt, daß es im Staate keine andere Freiheit geben könne, als die Möglichkeit durch Handlungen der Einzelnen den Zweck des Staats, d. i. die Civilisation zu befördern. Diese Möglichkeit fand in vollem Maaße unter der kaiserlichen Regierung statt; darum ist es unwidersprechlich wahr, daß der Kaiser die Freiheit beschüzte. Wollen die Anhänger des alten Regiments die Civilisation hindern, wollen sie den Zweck des Staats unmöglich machen: so sind sie Anhänger des Despotismus und nicht blos Feinde Frankreichs, sondern

Feinde jedes ächten Staates. In unserm Zeitalter können diese Leute nicht gefährlich seyn. Das einfachste Mittel ihrer los zu werden, bestünde sogar darin, daß man sie gewähren liesse. Sie werden dann unfehlbar am wirksamsten ihren eigenen Sturz befördern. Denn sie sind in ihrer Kurzsichtigkeit unfähig, Herren der Ereignisse zu werden. Die Ereignisse aber, welche den Bedürfnissen der Zeit ihr Recht verschaffen, können nie ausbleiben; denn es ist ein Naturgesetz der Gesellschaft, daß sie im Fall der Noth, d. i. der Krankheit des Staats, Anstalten macht, den Krankheitsstoff auszustoßen. Von diesen Naturgesetzen hoffe man Hülfe, nicht aber von ohnmächtiger Rede, die den Gegner nur reizt, und ihm gerade dadurch neue Stärke gibt.

Im zweiten Capitel spricht Guizot von dem System der im Jahr 1821 regierenden französischen Minister, und sagt: „Buonaparte versuchte den Despotismus zu grün„den mit Zustimmung und zum Vortheil der Revolu„tion. Das gegenwärtige Ministerium versucht mit Hülfe „und zum Vorheil des alten Regiments die Trümmer der „kaiserlichen Regierung zu erhalten. Darin besteht sein „ganzes System ꝛc.“

Noch ist allerdings wenig Anschein, daß die einzig tauglichen Mittel, zur Erreichung des edlen und rühmlichen Zwecks der Revolution, sobald werden erkannt werden. Noch wird eben so häufig von der einen Seite der Mißbrauch, den die Theilnehmer der Revolution sich zu Schulden kommen ließen, mit ihrem Zweck verwechselt; als von der andern Seite, man verwirrte Begriffe über die Mittel nährt, und man sich nicht eingestehen will, daß es für diese Mittel Reihen und Ordnungen in der Zeit giebt, die nicht ungestraft umgangen werden. Greift man bei Staatsreformen gleich Anfangs zu demjenigen Mittel, das erst am Ende

von Nutzen seyn kann: so ist es unmöglich, der Unordnung und Anarchie zu entgehen.

Bey der Revolution kam es darauf an, ein altes Gebäude zu stürzen, und ein neues an dessen Stelle zu setzen. Dies waren die zwei Hauptmomente der Revolution. Bey der ersten Aufgabe griff alles zu den Zerstörungswerckzeugen, und stürzte, ohne Plan und Anführung, die Trümmer übereinander; wobey der Arbeiter viel mit zertrümmert wurden, eben weil sie ohne Plan und Aufsicht arbeiteten.

Bald schien keine Spur des alten Gebäudes mehr vorhanden, und nun kam es darauf an, das neue Gebäude aufzuführen. Die Arbeiter waren an das ordnungslose Gewühl gewöhnt; sie glaubten bei dem Bau wie bei der Zertrümmerung verfahren zu können. Aber die Anarchie zeigte sich in ihrer ganzen schauderhaften Gestalt, und drohte den völligen Untergang der Gesellschaft. Da ward es klar, daß ohne Baumeister und ohne Gehorsam gegen seine Anordnung der große Zweck der Zertrümmerung nie erreicht werden würde.

So gelangte Napoleon zur Diktatur, die allein Frankreich retten konnte.

Was sodann geschah, haben wir Alle erlebt; nur wenige haben es verstanden. Noch jetzt wandeln viele im Nebel und Hr. Guizot selbst hält das Helldunkel, wie es scheint, für die natürliche Atmosphäre der Zeit. Dieser Mangel an Klarheit erfordert einige Aufmerksamkeit. Im erwachten Gefühl ihrer moralischen und geistigen Würde ahnen die Menschen wohl, daß sie eine höhere Aufgabe haben, als blos die Geschichte der Barbarei des Mittelalters fortzusetzen; daß sie sich nicht begnügen sollen, mit der Erbschaft, welche das Feudalwesen ihnen überlieferte, sondern berufen sind, ein neues, größeres Vermögen zu erwerben und zu beurkunden; sie sehen ein, daß sie dem

Staate mehr schuldig sind, als nur Abgaben zu zahlen, — daß alle Intelligenz im Volke eben auch dem Staate zu dienen, d. i. an der allgemeinen Sorge für das Heil der Gesellschaft Theil zu nehmen, verpflichtet ist. Dabey wissen sie wohl, was geschehen muß, wenn die Gesellschaft mehr seyn soll, als eine Magd unwissender, anmassender, gewaltthätiger Oligarchen, die in Verfinsterung des Geistes ihre Sicherheit, und in Niederhaltung der Menschenwürde ihr Recht setzen: aber wie in unserer Zeit, (wo eine mächtige Partey aus den Erbgütern der Barbarey noch die Einkünfte bezieht, die sie zur Anfeindung der Civilisation verwendet), sich die Gesellschaft in feste Stellung gegen ihre Feinde setzen könne, um, ungestört von diesen, ihre Wiedergeburt zu vollenden, — diese Kenntniß und Anordnung der Mittel und Wege wird, selbst bei den wohlwollendsten und talentvollsten Freunden der politischen Reform nur zu häufig vermißt. Daß sie in ihrer Sache recht haben, bezweifelt kein vernünftiger Mensch; aber sie verstehen es nicht, sich Recht zu schaffen und zu sichern. Daher die Verwirrung der Begriffe; daher die Anklagen gegen diejenigen, welche den Gang, den die Realisirung einer Idee nehmen muß, von dem Gange unterscheiden, den der menschliche Verstand nimmt, um zur Erkenntniß der Idee zu gelangen. Hierin liegt der Radikal-Irrthum der Liberalen. Sie wollen ihre Gegner durch verständige Gründe überreden gerecht zu seyn; diese dagegen wollen nichts von Gründen, nichts vom Verstande wissen, den sie für eine Usurpation gegen ihre, ohne Verstand, durch die Gewalt erlangten Vorrechte erklären. Napoleon verstand das Ding besser; er setzte den Gewaltmännern, denen Menschenrechte und Menschenwürde nichts sind als platonische Träume, gerade das entgegen, wofür sie allein Sinn haben, die Gewalt. So zwang er

sie zum Frieden. — Die Liberalen dagegen, die immer nur das Ziel im Auge hatten, ohne an den einzig möglichen Weg, der dahin führt, zu denken, klagten über Despotismus, wo sie die unerläßliche Vorarbeit, um die Freiheit zu sichern, hätten erkennen sollen. Die Freunde der repräsentativen Verfassung, unzufrieden, daß der Diktator ihnen nicht gleich diese Verfassung zum Besten gab, sagten sich von ihm los, und verbanden sich mit den Feinden in der Hoffnung, diese würden das repräsentative System in Ehren halten. Sie dachten nicht daran, daß das repräsentative System die Spitze der Pyramide, der Thurm des Gebäudes sey, daß man erst den festen Grund legen müsse, weil man von oben herab nicht bauen kann. Erst mußte das Vaterland gegen Aussen gesichert, und im Innern beruhiget werden, ehe die Arbeit ordnungsmäßig beginnen und fortgesetzt werden konnte. Die ungeduldigen Freunde der repräsentativen Verfassung waren im Grunde um nichts weiser, als die Neapolitaner, welche glaubten, es käme nur darauf an, diese Verfassung zu proklamiren, um sich dann ungestört ihrer erfreuen zu können. Daß die innern und äußern Feinde besiegt seyn mußten, hielten sie für Nebensache. Dieser Irrthum hat in Italien, wie in Frankreich, die Rache der Nemesis auf sich gezogen. Noch aber scheint er nicht als Irrthum erkannt zu werden. Würde man sonst sich wundern, wie in Frankreich zugleich mit dem repräsentativen System, das die Charte anerkannte, die Contre-Revolution ins Land gekommen, und mächtig habe werden können? Würde man über Despotismus jammern, wo man sich eingestehen sollte, daß man die Conceptionen der Größe nicht verstanden, daß man sich habe überlisten lassen, daß man die einzig sichere Bürgschaft für Erreichung des Zwecks der Revolution schimpflich aus Händen gegeben, und den Feinden überantwortet habe? — Verstehe

man die Gesetze des politischen Lebens nicht, unterscheidet man nicht die Reihefolge in den Entwickelungsperioden der Gesellschaft; dann freylich wird man, in der Befangenheit des Irrthums, geneigt seyn, die wohlthätigste Wirksamkeit als Verderben auszuschreien. — Fällt dann auch einem oder dem andern die Binde von den Augen, so schämt er sich den Irrthum einzugestehen; er bleibt lieber ungerecht gegen den verkannten Retter, als daß er seine eigene Verblendung anerkennen sollte. Darum finden wir nur eine menschliche Schwachheit darin, wenn Hr. Guizot den Sinn der großen Zeit, die wir erlebt haben, mit kranken Begriffen über Napoleon fortwährend zu verfälschen sucht. Denn krank muß der Begriff über diesen außerordentlichen Mann seyn, wenn man die Anklage gegen ihn vorbringt, die Natur seines Despotismus habe, eben wie das System der damaligen Minister, das Hr. Guizot bekämpft, darin bestanden, daß er Frankreich zum Stillstande gebracht!! Wo war jemals, ich sage nicht blos in Frankreich, ich sage in der Geschichte, ein so lebendiges Fortschreiten zum Ziel der Civilisation bemerklich, als in jener Periode, in welcher Napoleon dem Zeitalter seine Richtung gab? Kann man die Jämmerlichkeit, die Hr. Guizot den abgesetzten Ministern Schuld gibt, mit der Kraft vergleichen, die auf Jahrhunderte hinaus allen selbstständigen Geistern neuen Schwung und Richtung gegeben? Und das kaiserliche System soll der Lage des gestürzten Ministeriums vortrefflich angepaßt haben? Wir enthalten uns, um nicht bitter zu werden, einer aus der Fabel herstammenden Vergleichung. — Die Minister, nach der Meinung des Hrn. Guizot, verbinden sich mit den Feinden des neuen Frankreichs, ohne weder der Partey der Ultras, noch dem neuen Frankreich zu dienen; sondern um, mit Hülfe einiger leblosen Trümmer des kaiserlichen Thrones, die Furchtsamen zu schrecken, die linke Seite zu

lähmen, und im Stillstand ihre Stellen etwas länger zu behalten. Wo ist hier die entfernteste Aehnlichkeit mit dem kaiserlichen System? So möchte man von Matrosen, die aus den Trümmern eines gestrandeten Kriegsschiffes sich ein Boot zusammen zimmern, sagen können, sie befolgten das System ihres ehemaligen Kapitäns. Die Natur des kaiserlichen Systems bestand darin, daß es die Interessen des neuen Frankreichs gegen äußere und innere Feinde schüzte, und die Nation in den Stand setzte, an Consolidirung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu arbeiten, damit die repräsentative Verfassung einst mit Sicherheit in Ausführung gebracht werden könnte. Jezt fehlt jener Schutz, jezt ist die repräsentative Verfassung gegeben; aber ihre Feinde sitzen in der Kammer und sind im Besitz der Majorität. Hr. Guizot gesteht selbst ein, daß die repräsentative Verfassung nicht so allmächtig ist, um gegen die Gefahren, welche dem neuen Frankreich von allen Seiten drohen, Sicherheit zu geben. Warum ist er nicht einen Schritt weiter gegangen? Er hätte nothwendig entdecken müssen, daß diese Regierungsform erst dann ins Leben treten könne, wenn die Feinde derselben außer Stand gesezt sind, sie als Instrument, zum Schaden der Nation, zu mißbrauchen.

Doch wir fragen uns, ob es denn wahr sey, daß die Partey der Ultraroyalisten wirklich über so rasenden Entwürfen brüte, als Hr. Guizot ihr Schuld gibt? Wir wissen es nicht; sind aber überzeugt, daß, vermöge der Natur der Dinge, und bey der offenbaren Unmacht der linken Seite, nichts schneller die Thorheit einer Contre-Revolution an den Tag bringen, und die Interessen des neuen Frankreichs von Neuem sichern könnte, als wenn man die Contre-Revolutionäre eine Zeitlang ruhig gewähren ließe. Sie würden selbst ihren Sturz unfehlbar herbeyführen.

Daß die Liberalen alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, erschöpft haben; daß die bündigsten Schlüße ihrer

talentvollesten Redner keinen einzigen Ultra anders Sinnes gemacht; daß sie keine einzige Verletzung der Charte, worüber sie klagen, haben verhindern können; daß, wenn Frankreich, wie sie behaupten, sich in Gefahr befindet, sie außer Stande sind, die Gefahr abzuwenden; — dies ist auch eine Thatsache, die, bey Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes von Frankreich, in ernste Betrachtung zu ziehen ist, die aber, so weit wir Hrn. Guizot verstehen, von ihm gänzlich außer Acht gelassen zu seyn scheint.

Wir wollen die Liberalen in Frankreich nicht anklagen; wir wollen noch weniger ihre Feinde vertheidigen; aber wir können eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich auf vielfach durch die Geschichte bestätigte Erfahrung gründet. In allen Kämpfen der Menschen sucht jede Partey, wenn sie klug ist, die Kräfte des Gegners zu messen, und damit die eigenen in Vergleichung zu bringen; sie sucht ferner die Stärke des Gegners zu erforschen, um sie im Kampf, wo möglich, zu umgehen, und den Feind da anzugreifen, wo er schwach ist. Jede Partey hat aber zweyerley Kräfte: physische und moralische. Die lezteren erhalten ihre Größe nicht blos durch die Güte der Sache einer Partey; sondern durch die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, dieser Güte unter den Menschen, den Feinden zum Trotz, Anerkennung zu verschaffen. Ist z. B. die Sache der Griechen, in ihrem gegenwärtigen Kampfe, die gute, so ist darum ihre moralische Stärke noch nicht die überwiegende. Wollten sie sich darauf beschränken, den Türken ihre Ungerechtigkeit, ihre Barbarey und Unmenschlichkeit in bündiger Darstellung, und mit demosthenischer Beredsamkeit zu Gemüthe zu führen: so wäre vorauszusehen, daß die Feinde, die von allen diesen schönen Dingen nichts wissen, und nichts wissen wollen, mit Gewalt, d. i. durch diejenigen Mittel, worin sie die

stärkeren sind, der Insurrektion ein Ende machen würden. Wollen die Griechen ihr moralisches Uebergewicht beweisen, so ist nicht genug, daß sie sich die Grundsätze des Rechts klar machen, und darüber sprechen: sie müssen sich vielmehr in Besitz derjenigen Mittel setzen, die dem Feinde zu Gebote stehen, und wodurch der Kampf wenigstens gleich wird. Denn auch dieses gehört zur Begründung der moralischen Stärke, daß der Verstand, in Abwägung der gegenseitigen Kräfte, und über die Natur der Mittel zu Rathe gezogen werde.

Wir sind weit entfernt, die französischen Ultras mit den Türken, und die Liberalen mit den Griechen vergleichen zu wollen. Wir haben nur ein grelles Beyspiel gewählt, um unsere Gedanken klar zu machen. — Wenn die Ultras, die ihre bestimmten Zwecke haben, und im Besitz großer Mittel sind, nach mehrjähriger Erfahrung bemerkt hätten, daß ihre Gegner sie mit keiner andern Waffe, als durch schulgerechte Deduktionen zu bekämpfen im Stande sind: würden sie dann wohl anstehen, ihre Zwecke zu verfolgen? Solche Feinde würden sie nicht fürchten, und darum nicht achten. Sie würden nicht einmal glauben, daß der Gegner einen Halt im Volke habe; denn sie wissen, daß das Volk nicht von doktrinellen Subtilitäten, sondern nur von der offenbaren Stärke und Geschicklichkeit im Kampfe, Hülfe erwartet; daß es nur dieser sein Vertrauen schenkt. —

Die Ultras könnten sagen: „Wir haben unsere Gegner auf die Probe gestellt, wir haben sie gereizt, beleidigt; sie haben alle ihre Mittel in Wirksamkeit gesetzt; — wir wissen nun, daß sie nicht furchtbar sind, folglich können wir unbesorgt unserem Ziel entgegen gehen."

Die Liberalen mögen sich damit entschuldigen, daß die Gewalt der Dinge die Gegner sicherer besiegen werde, als sie es jetzt im Stande sind. Doch sollten sie diesem

Troste nicht zu viel trauen. Die Gewalt der Dinge beschützt nicht immer die Civilisation; eine Reihe von Jahrhunderten des Mittelalters hat bewiesen, daß die Barbarey sich lange im ungestörten Besitz der Gewalt der Dinge erhalten konnte. Die Güte einer Sache gibt keine Bürgschaft für den Sieg. Die Gewalt der Dinge, wenn sie sich entscheiden soll, fordert eine große Persönlichkeit. Man frage die Geschichte. Ohne große Persönlichkeit kam nie das Große zu Stande. — — Die einzige Hoffnung, die den Liberalen übrig bleibt, besteht vielleicht darin, daß große Männer überall eine Seltenheit sind.

Erwägen wir nun unparteyisch und unbefangen die Lage von Frankreich bey dem Kampf der Parteyen, so glauben wir, daß nicht blos die Furcht, wie Hr. Guizot anzudeuten scheint, einen großen Theil der Franzosen abhält, sich für die reinen Vertheidiger der repräsentativen Verfassung zu erklären. Es fehlt jenen Zögernden vielleicht nicht an Muth; aber wenn es ihnen an Vertrauen fehlt, so ließe sich dies vielleicht erklären. In politischen Angelegenheiten hat das Volk einen sehr richtigen Takt: nicht von dem, der am besten spricht, sondern von dem, aus dessen Innern sich das Ressort der Thatkraft offenbart, glaubt es, daß er sich auf die Natur der Aufgabe verstehe. — Die Zukunft wird den Grundsätzen der Liberalen Gerechtigkeit widerfahren lassen. So ehrt noch heute die Nachwelt den großen Geist des Demosthenes. Aber wenn den Liberalen das Schicksal dieses unsterblichen Griechen bevorstünde: so würde die Geschichte ihren Maaßregeln nicht die Befreyung und den Sieg des neuen Frankreichs zuschreiben können, falls Sieg und Befreyung jemals Ersatz für frühere Beleidigungen des Nationalruhmes bringen sollten.

Wir fassen in der Kürze das Resultat dieser Untersuchung zusammen, und bemerken, daß die theoretischen

Vertheidiger der Repräsentativ-Regierung der Untersuchung jener Mittel, wodurch die Einführung einer neuen Regierungsform mit Sicherheit vorgenommen werden könnte, viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Daher dann ihre gefährliche Einbildung: daß diese Regierung schon gesichert sey, wenn innere oder selbst äußere Feinde derselben einen scheinbaren Vertrag mit den Patrioten schließen, alle Gewalt aber, wodurch der Vertrag allein gesichert werden könnte, für sich allein behalten. Daraus gehet ein Zustand hervor, jenem ähnlich, in welchem Herr Guizot die Kinder Israels unter Judas Makkabäus zu erblicken glaubte: man soll eine Regierung schaffen, und zu gleicher Zeit den Feind derselben zurücktreiben. Ehe den neuen Interessen nicht ein reelles, materielles Uebergewicht über die Kasten-Interessen gesichert ist, ist die Einführung einer repräsentativen Regierung eitel Spielwerk. Auf gleiche Art ist diese Regierungsform unnütz, wo die Nation nicht selbstständig ist, wo fremde Mächte ihr Gesetze vorschreiben können. Mit dem Feinde noch kämpfen, und die Verfassung des Friedens einführen, ist unmöglich. Daß die Liberalen glaubten, zu gleicher Zeit widersprechende Dinge vollbringen zu können, dieß ist der größte Vorwurf, der ihnen gemacht werden kann. Eine bittere Erfahrung hat sie von diesem Irrthum überzeugen können; aber wenn sie ihn auch einsehen, so scheinen sie doch über seine Quelle noch im Dunkeln zu seyn, denn sie glaubten sich dadurch rechtfertigen zu können, daß sie fragen: Was können wir thun? Darin liegt es aber gerade, daß sie selbst keine Erfindungs-Kraft, keine Energie zum Handeln haben, wo alles darauf ankommt, Rettungsmittel in schwierigen Lagen aufzufinden, und zu thun, wo alles Reden umsonst ist; — und daß sie denjenigen, der sie allein retten konnte, leichtsinnig verlassen und ungroßmüthig aufgeopfert

haben. Das Centrum der neuen Interessen ist gesprengt; die einzeln umher irrenden Streiter sind der Verfolgung des Feindes ausgesetzt!

Und dennoch wird der Versuch, die repräsentative Regierung, unter ähnlichen Umständen, im Angesicht ihrer Feinde einzuführen, und durch einen Vertrag zu sichern, den sie nur in der Angst, um Zeit zu gewinnen, unterschrieben, — noch immer wiederholt? Es ist, als ob Europa nicht aufhören könnte, den Franzosen alle Moden nachzuahmen.

Noch hört man, der Streit, der die Welt in Unruhe setzt, beziehe sich nur auf Einführung oder Versagung der repräsentativen Verfassung. Dieser Behauptung liegt eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde. Nicht um diese oder jene Form wird gestritten: ganz einfach und unumwunden heißt die Streitfrage: Sollen die allgemeinen oder die Kasten-Interessen das Uebergewicht haben? Die allgemeinen Interessen haben gegenwärtig kein Centrum, keine sichtbare Macht, die sie beschützt; sie sind nur der Gewalt der Dinge, der Natur der gegenwärtigen Gesellschaft anvertraut. Sie können eine Zeitlang mit Glück bekämpft werden, und sie sind es; aber, bey dem Wechsel der besondern Interessen der einzelnen großen Mächte, ist vorauszusehen, daß über lang oder kurz ein großer Regent die nur gedrückte, aber nicht zerstörte Gewalt der allgemeinen Interessen anerkennen, sich mit ihnen alliiren und dadurch zum Regenerator der Gesellschaft erheben werde.

Sollen wir aufrichtig unsere Meynung sagen, und ist es uns erlaubt, ein prophetisches Wort auszusprechen, so müssen wir bekennen, daß, nach unserer Ueberzeugung, in den nächsten zwanzig bis dreyßig Jahren eine solche Umwandlung der Dinge nicht zu erwarten sey. Der Gang der Natur ist sicher, aber selten bemerkt man an ihr schnelle Schritte. Selbst mit günstigen Umständen ist

noch wenig gewonnen, wenn Niemand die Umstände zu benutzen versteht.

Es gibt Constellationen, wo die Weisheit selbst nichts anders vermag, als sich der Resignation in die Arme zu werfen. Gleichwohl sollen weise Männer nicht müde werden, die Saat des Guten in ihrem Kreise auszustreuen. Die Ermunterung und Pflege irgend eines Talents, die Stählung des Muthes, die Achtung für Menschenwürde, und der Haß gegen Aberglaube, Heucheley und Geistesdruck, die Reinigung der Idee eines Vaterlandes, die Nichtachtung der zeitlichen Güter, des Lebens selbst, wo es das Heil eines großen ehrwürdigen Ganzen gilt, der Stolz gegen die Feinde der allgemeinen Wohlfahrt und der Geistes-Kultur, gegen die Trabanten engherziger Selbstsucht, der lebendige Glaube an den Gott des Lichts und den Beschützer seines Ebenbildes, die uneigennützige Hingebung für die Menschheit, — diese Tugenden kann keine irdische Macht unterdrücken; die Vorsehung hat die Keime derselben in des Menschen Brust gelegt, und keine Gewalt kann den Willen beugen, der diese Keime zu pflegen den männlichen ernsten Entschluß gefaßt hat. So kann jeder edle Mensch, selbst im beschränkten Kreise, die Feinde des Guten bekämpfen, und der guten Sache den endlichen Sieg bereiten.

V.

Fragment

über

aristokratisches und demokratisches

Prinzip.

(Als Commentar einer Aeußerung des Freiherrn v. Gagern.)

Veux-tu le nom de roi pour avoir tant de maitres?
Corneille.

Vorerinnerung.

Am 17ten Julius 1817. hielt der Freiherr von Gagern am Bundestage eine Rede, wie man ähnliche in dieser hohen Versammlung nicht mehr hört. Der Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes schrieb damals einen vollständigen Commentar jener Rede, den er gegenwärtig nicht mehr für zeitgemäs achtet und daher nur eine Stelle aus demselben mittheilt, weil die historischen Nachweisungen, welche dieser Auszug enthält, auf bleibende Aufmerksamkeit Anspruch haben dürften. — Zuerst theilen wir die betreffende Aeußerung des Freiherrn v. Gagern mit, und lassen sodann unsere Bemerkungen folgen.

Freiherr von Gagern sagt:

„Montesquieu hält den Adel für einen natürlichen „Zwischenstand und Stütze des Thrones. Aber er hat „weder gesagt noch sagen wollen, daß er immer fechtend „für die Erweiterung der Kronprärogativen müsse gefunden werden und Delolme hat die neuern Beispiele gesammelt, wo das Oberhaus die National-Freiheit gegen „Irrthümer des Unterhauses beschirmte. Die Frage von „zwei Kammern ist in kleinen Staaten von keiner Bedeutung, in den großen, von der allerhöchsten, für „Ruhestand und Stetigkeit; von so großer Bedeutung, „daß die Berufung und Begünstigung des Adels weder „das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. „Es ist auch keinesweges eine Erfindung neuerer Zeit und „die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austheilung der Gewalten von den Nachtheilen der Zahl; zwey, „und den Vorzügen der drei- und selbst vierfachen vollkommen richtige und praktische Begriffe. Die Pythagoräischen Ueberlieferungen sind davon voll. Lykurgs Rath „der Alten beruhete darauf. Sie wußten oder hatten „erfahren, daß aus zwei gegeneinander übergestellten Gewalten, wenn ein drittes Temperament fehlt, eine oft „wiederkehrende zu heftige Reibung nothwendig hervorgehen muß, die alsobald zu Extremen führt. In ihrer „Sprache, wie in der unserigen, war das Wort: „Zwietracht" von solchem üblen Innhalte und Vorbedeutung. Und selbst im Falle der Eintracht fürchteten sie „noch Nachtheile, gesetzgeberische Sucht, oder Uebereilung „und zu schnelles Rennen, oder Erschlaffung und Käuflichkeit. Diejenigen, die bei uns im Augenblick der „neuesten Vorgänge von der beständigen deutschen Herzlichkeit, von der voraussichtlichen ungetrübten Einigkeit „zwischen Fürst und Volk, oder den Stellvertretern in „süssen Worten reden, täuschen sich oder andere. Den

„brittischen Politikern müssen die, die ernstlich diese Grund-
„sätze behaupten, noch in der Kindheit ihrer Einsichten
„erscheinen, denn ihr ganzes System ist auf dieses drei-
„fache — the result of a threefold power — gebaut.
„In Amerika, wo kein Adel der Geburt ist, weil keiner
„im Beginnen oder zu vererben war — ist diese Theorie
„so anerkannt, so geläufig und geläutert, daß nicht nur
„an der Centralbehörde, sondern selbst fast ohne Ausnah-
„me in den einzelnen Staaten die zwei Kammern beliebt
„worden sind. Hammilton, Gay und Maddisson, die
„das jetzige federalistische System dort durch ihre Schrif-
„ten befestigten, zeigen diese Nothwendigkeit consequenter,
„als irgend Jemand in England. Sie haben ein eigenes
„Wahlsystem dort dafür geschaffen, auf Alter, Ansehen
„und Vermögen gegründet. Aber auch anderwärts wer-
„den die Häupter und Vorsteher der Kirchen und hohen
„Schulen, als erprobte Männer, gleichgültig von welcher
„Geburt und Geschlecht, leicht dazu berufen, und so
„wahrscheinlich auch unter uns. Dem hohen Adel ge-
„bührt diese Rolle weniger aus Rechten der Geburt, als
„vermöge seines großen Landeigenthums. Die römische
„Maxime in des Livius Worten:

„A censu maxime et Senatum et judices legit, po-
„tentissimemque eam partem civitatis fecit, cui salvæ
„tranquillaque omnia magis esse expediebat. Diese
„alte Lehre ist unwidersprechlich, und auf der Erde zu
„ihrem Frommen bewahrt geblieben; und die Griechen
„befanden sich dabei übel, so oft sie sie verliessen. —
„Und so wenig habe ich bei dieser Entwickelung, in so
„naher Beziehung mit dem 13ten Artikel der Bundesacte,
„bei dieser lebhaften Ueberzeugung, eine persönliche Ab-
„sicht, oder Absicht für meinen Stand, daß ich ganz
„und gar nichts dagegen einwendete, vielmehr es begün-
„stigen würde, wenn sich die Ritterschaft in ihrer Masse,

„wie in Großbrittannien, den Gemeinen zuzählte. —
„Nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und
„Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch
„Demokrat. Freilich nicht regellos und stürmisch, son-
„dern ich strebe in dem verständigen Sinn es zu seyn,
„der der Freiheit und der Ordnung zusagt. Denn das ist
„eben, worinn wir zurück sind, der unverständige und
„schädliche Antagonism in Deutschland, den ich befeinde,
„daß schon das Wort: „Aristokratie" den Ohren der
„einen so ein Gräuel ist, als den andern: „Demokratie."
„Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich man-
„chen Herrn an der Donau vielleicht damit in Erstaunen
„setzen werde." ꝛc.

Commentar.

Versuchen wir diese zum Theil dunkeln Andeutungen ins Klare zu setzen.

Montesquieu, der den Geist aller Verfassungen, der aristokratischen, demokratischen und monarchischen unterſucht, sagt: „daß untergeordnete und abhängige Zwischen-
„mächte die Natur der monarchischen Regierungsform be-
„gründen." Er hält den Adel „für die natürlichste unter-
„geordnete Zwischenmacht in der Monarchie, zu deren We-
„sen der Adel gewissermaßen gehöre, weil es ihr Grund-
„gesetz sey: kein Monarch, kein Adel; kein Adel, kein
„Monarch. — „Aber" — setzt er hinzu — „man hat
„einen Despoten," — wodurch er ohne Zweifel zu verste-
hen geben will, daß der Adel allein nicht gegen Despotie schützt. — Uebrigens hat Montesquieu weder gesagt, noch sagen wollen, daß der Adel, unbekümmert um die Rechte des Volkes, sich zur fortwährenden Unterdrückung derselben in eine Kette vereinigen, sich für eine selbstgenügende Macht ansehen soll, die für nichts zu sorgen hätte, als für

Befreiung von Staatslasten, für ausschliessenden Besitz der höhern Stellen, die ihm, sogar ohne persönliches Verdienst, zukommen. — Er hat ebensowenig gesagt daß der Adel immer fechtend für die Erweiterung der Kronprärogativen müsse gefunden werden. — Indem der Adel zwischen Fürst und Volk steht, soll er wissen, daß sein eigenes Daseyn durch den Bestand zweier andern Mächte bedingt ist. Er ehre die Rechte einer jeden, und suche nicht bei dem Ruin der einen oder der andern einen augenblicklichen Vortheil. Stürzt er den Fürsten, so fehlt der Schutz gegen das Volk, stürzt er das Volk, so ist der Despotie der Weg gebahnt. Der Adel erkenne, daß das Volk, als ein dritter, den Staat mitbildender Stand, nothwendige, unverlierbare Rechte habe, daß es befugt sey, diese Rechte zu sichern, — daß es sich nicht begnügen könne, wenn der Adel sich als geborner Varmund des Volkes aufdringt, ohne dem Volke eine Zuflucht zu gestatten gegen etwaige Anmaßungen des Adels. In gelungenen Monarchien *) strebt ein aufgeklärter Adel nie dahin, die Rechte des Volks zu schmälern; selbst, wenn das Volk, feig oder kurzsichtig, sich unterdrücken läßt, so weiß der Adel dort, daß seine eigene Existenz gefährdet ist, durch jede Art von Verletzung der Rechte, sie treffe den Adel, den Fürsten, oder das Volk. Delolme hat neuere Beispiele gesammelt, wo das Oberhaus in England die Nationalfreiheit gegen Irrthümer des Unterhauses beschirmte.

Wollte der Adel auch nur nach einem entschiedenen Uebergewichte streben, sonach eine eigentliche Aristokratie einführen: so wäre ihm doch zu rathen, seinen Forderungen Maaß und Ziel zu setzen. Montequieu sagt: „Die

*) Wir bedienen uns des Ausdrucks „gelungene Monarchie," um anzudeuten, daß dort, wo die Monarchie ihren Zweck nicht erfüllt, sie als ein mißlungener Versuch anzusehen sey.

„Aristokratie artet aus, sobald die Macht des Adels will-
„kührlich wird, — dann können weder die Regierenden
„noch die Regierten Tugenden besitzen. Der Gipfel des
„Verderbnisses aber ist es, sobald der Adel erblich wird, —
„dann gibt es keine Mäßigung mehr. — Ist die Zahl der
„Edelleute klein, so ist ihre Macht groß, aber ihre Sicher-
„heit gering; sind ihrer mehrere, so ist ihre Macht gerin-
„ger, aber ihre Sicherheit wird größer; dergestalt, daß,
„wo die Macht im Wachsthum, die Sicherheit immer in
„der Abnahme, bis ein Despot aufsteht, aus dessen Haupt
„das Uebermaß der Macht und der Gefahr ruht. — Die
„große Anzahl der Edelleute wird die Regierung weniger
„gewaltsam machen; weil man aber unter ihnen wenig
„Tugenden findet, so wird man bald in Nachläßigkeit,
„Faulheit und Hingebung an den Zufall gerathen, wo-
„durch der Staat an Stärke und Spannkraft verlieren
„muß. — Ebenso artet die Monarchie aus, wenn
„den untergeordneten Mächten, dem Adel oder dem
„Volke — ihre Rechte geraubt werden; wenn der
„Fürst Alles einzig auf sich bezieht, wenn er den Staat
„auf seine Hauptstadt, diese auf seinen Hof und den
„Hof auf seine Person einschränkt; — wenn er vergißt,
„daß ein Monarch sich für sicher halten, wie ein Despot
„sich in Gefahr glauben soll. — Das Princip der Monar-
„chie, welches die Ehre ist, artet in Verderbniß aus,
„wenn ein Unterthan niederträchtig und zugleich mit
„Würden und Auszeichnungen bedeckt seyn kann. — Al-
„les, was die Macht des Monarchen unbeschränkt aus-
„dehnt, vermindert seine Sicherheit, und sollte daher als
„Hochverrath bestraft werden."

Die Frage von zwey Kammern ist in kleinen Staaten von keiner Bedeutung, in den großen, von der allerhöchsten, für Ruhestand und Stetigkeit. Von so großer Bedeutung, daß die Berufung und Begünstigung des

Adels weder das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. Vielmehr ist die Sicherung und Begünstigung der allgemeinen Interessen die erste wesentliche Bedingung zum Beginnen einer auf staatsrechtliche Principien gegründeten Verfassung. Das Volk ist das Eine, Bleibende im Staate, ohne welches selbst die Würde des Fürsten, des Schützers, Beschirmers und Wächters der Gerechtigkeit im Volke, ein Unding wäre. Der Fürst ist für das Volk und durch dasselbe; nicht umgekehrt das Volk für den Fürsten und durch ihn. Es gibt Völker ohne Fürsten, aber keinen Souverrän ohne Volk.

Weil dem Fürsten, damit er sein Amt führe, alle dem allgemeinen Gesetz unterwürfig zu erhalten, nothwendig eine große Macht gegeben werden muß, welche, da die Fürsten Menschen sind, gemißbraucht werden kann; so haben die Völker, (wo sie bei der Staatseinrichtung mit Vernunft zu Werke giengen, wo sie ihr höchstes Interesse nicht dem Zufalle Preis gaben,) auf Mittel gesonnen, der Macht der Fürsten ein Gleichgewicht zu geben. Dies und nichts anders beabsichten die Verfassungen in geordneten Staaten. Allerdings fanden sich in jedem Lande durch Verdienst, Einsicht, Vermögen oder Einfluß ausgezeichnete Männer, die das Zutrauen beider Theile, des Fürsten und des Volkes, genossen, an welche sie sich bei Streitigkeiten wenden und ihre Vermittelung aufrufen mochten. So läßt sich ein sehr ehrenvoller Ursprung des Adels wenigstens denken; auch ändert es nichts in den Principien, warum es hier zu thun ist, wenn bei uns der Adel auf einem andern Wege zu Ansehen und Würden kam. Genug der Nutzen eines vermittelnden Standes wird durch ihn beabsichtet.

In dieser Beziehung ist der Adel keinesweges eine Erfindung neuerer Zeit, und die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austheilung der Gewalten von den

Vertheidiger der Repräsentativ-Regierung der Untersuchung jener Mittel, wodurch die Einführung einer neuen Regierungsform mit Sicherheit vorgenommen werden könnte, viel zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Daher dann ihre gefährliche Einbildung: daß diese Regierung schon gesichert sey, wenn innere oder selbst äußere Feinde derselben einen scheinbaren Vertrag mit den Patrioten schließen, alle Gewalt aber, wodurch der Vertrag allein gesichert werden könnte, für sich allein behalten. Daraus gehet ein Zustand hervor, jenem ähnlich, in welchem Herr Guizot die Kinder Israels unter Judas Makkabäus zu erblicken glaubte: man soll eine Regierung schaffen, und zu gleicher Zeit den Feind derselben zurücktreiben. Ehe den neuen Interessen nicht ein reelles, materielles Uebergewicht über die Kasten-Interessen gesichert ist, ist die Einführung einer repräsentativen Regierung eitel Spielwerk. Auf gleiche Art ist diese Regierungsform unnütz, wo die Nation nicht selbstständig ist, wo fremde Mächte ihr Gesetze vorschreiben können. Mit dem Feinde noch kämpfen, und die Verfassung des Friedens einführen, ist unmöglich. Daß die Liberalen glaubten, zu gleicher Zeit widersprechende Dinge vollbringen zu können, dieß ist der größte Vorwurf, der ihnen gemacht werden kann. Eine bittere Erfahrung hat sie von diesem Irrthum überzeugen können; aber wenn sie ihn auch einsehen, so scheinen sie doch über seine Quelle noch im Dunkeln zu seyn, denn sie glaubten sich dadurch rechtfertigen zu können, daß sie fragen: Was können wir thun? Darin liegt es aber gerade, daß sie selbst keine Erfindungs-Kraft, keine Energie zum Handeln haben, wo alles darauf ankommt, Rettungsmittel in schwierigen Lagen aufzufinden, und zu thun, wo alles Reden umsonst ist; — und daß sie denjenigen, der sie allein retten konnte, leichtsinnig verlassen und ungroßmüthig aufgeopfert

haben. Das Centrum der neuen Interessen ist gesprengt; die einzeln umher irrenden Streiter sind der Verfolgung des Feindes ausgesetzt!

Und dennoch wird der Versuch, die repräsentative Regierung, unter ähnlichen Umständen, im Angesicht ihrer Feinde einzuführen, und durch einen Vertrag zu sichern, den sie nur in der Angst, um Zeit zu gewinnen, unterschrieben, — noch immer wiederholt? Es ist, als ob Europa nicht aufhören könnte, den Franzosen alle Moden nachzuahmen.

Noch hört man, der Streit, der die Welt in Unruhe setzt, beziehe sich nur auf Einführung oder Versagung der repräsentativen Verfassung. Dieser Behauptung liegt eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde. Nicht um diese oder jene Form wird gestritten: ganz einfach und unumwunden heißt die Streitfrage: Sollen die allgemeinen oder die Kasten-Interessen das Uebergewicht haben? Die allgemeinen Interessen haben gegenwärtig kein Centrum, keine sichtbare Macht, die sie beschützt; sie sind nur der Gewalt der Dinge, der Natur der gegenwärtigen Gesellschaft anvertraut. Sie können eine Zeitlang mit Glück bekämpft werden, und sie sind es; aber, bey dem Wechsel der besondern Interessen der einzelnen großen Mächte, ist vorauszusehen, daß über lang oder kurz ein großer Regent die nur gedrückte, aber nicht zerstörte Gewalt der allgemeinen Interessen anerkennen, sich mit ihnen alliiren und dadurch zum Regenerator der Gesellschaft erheben werde.

Sollen wir aufrichtig unsere Meynung sagen, und ist es uns erlaubt, ein prophetisches Wort auszusprechen, so müssen wir bekennen, daß, nach unserer Ueberzeugung, in den nächsten zwanzig bis dreyßig Jahren eine solche Umwandlung der Dinge nicht zu erwarten sey. Der Gang der Natur ist sicher, aber selten bemerkt man an ihr schnelle Schritte. Selbst mit günstigen Umständen ist

noch wenig gewonnen, wenn Niemand die Umstände zu benutzen versteht.

Es gibt Constellationen, wo die Weisheit selbst nichts anders vermag, als sich der Resignation in die Arme zu werfen. Gleichwohl sollen weise Männer nicht müde werden, die Saat des Guten in ihrem Kreise auszustreuen. Die Ermunterung und Pflege irgend eines Talents, die Stählung des Muthes, die Achtung für Menschenwürde, und der Haß gegen Aberglaube, Heucheley und Geistesdruck, die Reinigung der Idee eines Vaterlandes, die Nichtachtung der zeitlichen Güter, des Lebens selbst, wo es das Heil eines großen ehrwürdigen Ganzen gilt, der Stolz gegen die Feinde der allgemeinen Wohlfahrt und der Geistes-Kultur, gegen die Trabanten engherziger Selbstsucht, der lebendige Glaube an den Gott des Lichts und den Beschützer seines Ebenbildes, die uneigennützige Hingebung für die Menschheit, — diese Tugenden kann keine irdische Macht unterdrücken; die Vorsehung hat die Keime derselben in des Menschen Brust gelegt, und keine Gewalt kann den Willen beugen, der diese Keime zu pflegen den männlichen ernsten Entschluß gefaßt hat. So kann jeder edle Mensch, selbst im beschränkten Kreise, die Feinde des Guten bekämpfen, und der guten Sache den endlichen Sieg bereiten.

V.

Fragment

über

aristokratisches und demokratisches

Prinzip.

(Als Commentar einer Aeußerung des Freiherrn v. Gagern.)

Veux-tu le nom de roi pour avoir tant de maitres?
Corneille.

Vorerinnerung.

Am 17ten Julius 1817. hielt der Freiherr von Gagern am Bundestage eine Rede, wie man ähnliche in dieser hohen Versammlung nicht mehr hört. Der Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes schrieb damals einen vollständigen Commentar jener Rede, den er gegenwärtig nicht mehr für zeitgemäs achtet und daher nur eine Stelle aus demselben mittheilt, weil die historischen Nachweisungen, welche dieser Auszug enthält, auf bleibende Aufmerksamkeit Anspruch haben dürften. — Zuerst theilen wir die betreffende Aeußerung des Freiherrn v. Gagern mit, und lassen sodann unsere Bemerkungen folgen.

Freiherr von Gagern sagt:

„Montesquieu hält den Adel für einen natürlichen „Zwischenstand und Stütze des Thrones. Aber er hat „weder gesagt noch sagen wollen, daß er immer fechtend „für die Erweiterung der Kronprärogativen müsse gefun„den werden und Delolme hat die neuern Beispiele ge„sammelt, wo das Oberhaus die National-Freiheit gegen „Irrthümer des Unterhauses beschirmte. Die Frage von „zwei Kammern ist in kleinen Staaten von keiner Be„deutung, in den großen, von der allerhöchsten, für „Ruhestand und Stetigkeit; von so großer Bedeutung, „daß die Berufung und Begünstigung des Adels weder „das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. „Es ist auch keinesweges eine Erfindung neuerer Zeit und „die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austhei„lung der Gewalten von den Nachtheilen der Zahl; zwey, „und den Vorzügen der drei- und selbst vierfachen voll„kommen richtige und praktische Begriffe. Die Pythago„rischen Ueberlieferungen sind davon voll. Lykurgs Rath „der Alten beruhete darauf. Sie wußten oder hatten „erfahren, daß aus zwei gegeneinander übergestellten Ge„walten, wenn ein drittes Temperament fehlt, eine oft „wiederkehrende zu heftige Reibung nothwendig hervorge„hen muß, die alsobald zu Extremen führt. In ihrer „Sprache, wie in der unserigen, war das Wort: „Zwie„tracht" von solchem üblen Innhalte und Vorbedeu„tung. Und selbst im Falle der Eintracht fürchteten sie „noch Nachtheile, gesetzgeberische Sucht, oder Uebereilung „und zu schnelles Rennen, oder Erschlaffung und Käuf„lichkeit. Diejenigen, die bei uns im Augenblick der „neuesten Vorgänge von der beständigen deutschen Herz„lichkeit, von der voraussichtlichen ungetrübten Einigkeit „zwischen Fürst und Volk, oder den Stellvertretern in „süssen Worten reden, täuschen sich oder andere. Den

„brittischen Politikern müssen die, die ernstlich diese Grund-
„sätze behaupten, noch in der Kindheit ihrer Einsichten
„erscheinen, denn ihr ganzes System ist auf dieses drei-
„fache — the result of a threefold power — gebaut.
„In Amerika, wo kein Adel der Geburt ist, weil keiner
„im Beginnen oder zu vererben war — ist diese Theorie
„so anerkannt, so geläufig und geläutert, daß nicht nur
„an der Centralbehörde, sondern selbst fast ohne Ausnah-
„me in den einzelnen Staaten die zwei Kammern beliebt
„worden sind. Hammilton, Gay und Maddisson, die
„das jetzige federalistische System dort durch ihre Schrif-
„ten befestigten, zeigen diese Nothwendigkeit consequenter,
„als irgend Jemand in England. Sie haben ein eigenes
„Wahlsystem dort dafür geschaffen, auf Alter, Ansehen
„und Vermögen gegründet. Aber auch anderwärts wer-
„den die Häupter und Vorsteher der Kirchen und hohen
„Schulen, als erprobte Männer, gleichgültig von welcher
„Geburt und Geschlecht, leicht dazu berufen, und so
„wahrscheinlich auch unter uns. Dem hohen Adel ge-
„bührt diese Rolle weniger aus Rechten der Geburt, als
„vermöge seines großen Landeigenthums. Die römische
„Maxime in des Livius Worten:

„A censu maxime et Senatum et judices legit, po-
„tentissimemque eam partem civitatis fecit, cui salva
„tranquillaque omnia magis esse expediebat. Diese
„alte Lehre ist unwidersprechlich, und auf der Erde zu
„ihrem Frommen bewahrt geblieben; und die Griechen
„befanden sich dabei übel, so oft sie sie verliessen. —
„Und so wenig habe ich bei dieser Entwickelung, in so
„naher Beziehung mit dem 13ten Artikel der Bundesacte,
„bei dieser lebhaften Ueberzeugung, eine persönliche Ab-
„sicht, oder Absicht für meinen Stand, daß ich ganz
„und gar nichts dagegen einwendete, vielmehr es begün-
„stigen würde, wenn sich die Ritterschaft in ihrer Masse,

„wie in Großbrittannien, den Gemeinen zuzählte. —
„Nachdem ich diesen gerechten Tribut der Monarchie und
„Aristokratie gebracht habe, bin ich nicht minder auch
„Demokrat. Freilich nicht regellos und stürmisch, son-
„dern ich strebe in dem verständigen Sinn es zu seyn,
„der der Freiheit und der Ordnung zusagt. Denn das ist
„eben, worinn wir zurück sind, der unverständige und
„schädliche Antagonism in Deutschland, den ich befeinde,
„daß schon das Wort: „Aristokratie" den Ohren der
„einen so ein Gräuel ist, als den andern: „Demokratie."
„Ich bekenne mich dazu so unumwunden, daß ich man-
„chen Herrn an der Donau vielleicht damit in Erstaunen
„setzen werde." 2c.

Commentar.

Versuchen wir diese zum Theil dunkeln Andeutungen ins Klare zu setzen.

Montesquieu, der den Geist aller Verfassungen, der aristokratischen, demokratischen und monarchischen unterſucht, sagt: „daß untergeordnete und abhängige Zwischen-
„mächte die Natur der monarchischen Regierungsform be-
„gründen." Er hält den Adel „für die natürlichste unter-
„geordnete Zwischenmacht in der Monarchie, zu deren We-
„sen der Adel gewissermaßen gehöre, weil es ihr Grund-
„gesetz sey: kein Monarch, kein Adel; kein Adel, kein
„Monarch. — „Aber" — setzt er hinzu — „man hat
„einen Despoten," — wodurch er ohne Zweifel zu verste-
hen geben will, daß der Adel allein nicht gegen Despotie schützt. — Uebrigens hat Montesquieu weder gesagt, noch sagen wollen, daß der Adel, unbekümmert um die Rechte des Volkes, sich zur fortwährenden Unterdrückung derselben in eine Kette vereinigen, sich für eine selbstgenügende Macht ansehen soll, die für nichts zu sorgen hätte, als für

Befreiung von Staatslasten, für ausschliessenden Besitz der höhern Stellen, die ihm, sogar ohne persönliches Verdienst, zukommen. — Er hat ebensowenig gesagt daß der Adel immer fechtend für die Erweiterung der Kronprärogativen müsse gefunden werden. — Indem der Adel zwischen Fürst und Volk steht, soll er wissen, daß sein eigenes Daseyn durch den Bestand zweier andern Mächte bedingt ist. Er ehre die Rechte einer jeden, und suche nicht bei dem Ruin der einen oder der andern einen augenblicklichen Vortheil. Stürzt er den Fürsten, so fehlt der Schutz gegen das Volk, stürzt er das Volk, so ist der Despotie der Weg gebahnt. Der Adel erkenne, daß das Volk, als ein dritter, den Staat mitbildender Stand, nothwendige, unverlierbare Rechte habe, daß es befugt sey, diese Rechte zu sichern, — daß es sich nicht begnügen könne, wenn der Adel sich als geborner Vormund des Volkes aufdringt, ohne dem Volke eine Zuflucht zu gestatten gegen etwaige Anmaßungen des Adels. In gelungenen Monarchien *) strebt ein aufgeklärter Adel nie dahin, die Rechte des Volks zu schmälern; selbst, wenn das Volk, feig oder kurzsichtig, sich unterdrücken läßt, so weiß der Adel dort, daß seine eigene Existenz gefährdet ist, durch jede Art von Verletzung der Rechte, sie treffe den Adel, den Fürsten, oder das Volk. Delolme hat neuere Beispiele gesammelt, wo das Oberhaus in England die Nationalfreiheit gegen Irrthümer des Unterhauses beschirmte.

Wollte der Adel auch nur nach einem entschiedenen Uebergewichte streben, sonach eine eigentliche Aristokratie einführen: so wäre ihm doch zu rathen, seinen Forderungen Maaß und Ziel zu setzen. Montequieu sagt: „Die

*) Wir bedienen uns des Ausdrucks „gelungene Monarchie," um anzudeuten, daß dort, wo die Monarchie ihren Zweck nicht erfüllt, sie als ein mißlungener Versuch anzusehen sey.

„Aristokratie artet aus, sobald die Macht des Adels will-
„kührlich wird, — dann können weder die Regierenden
„noch die Regierten Tugenden besitzen. Der Gipfel des
„Verderbnisses aber ist es, sobald der Adel erblich wird, —
„dann gibt es keine Mäßigung mehr. — Ist die Zahl der
„Edelleute klein, so ist ihre Macht groß, aber ihre Sicher-
„heit gering; sind ihrer mehrere, so ist ihre Macht gerin-
„ger, aber ihre Sicherheit wird größer; dergestalt, daß,
„wo die Macht im Wachsthum, die Sicherheit immer in
„der Abnahme, bis ein Despot aufsteht, aus dessen Haupt
„das Uebermaß der Macht und der Gefahr ruht. — Die
„große Anzahl der Edelleute wird die Regierung weniger
„gewaltsam machen; weil man aber unter ihnen wenig
„Tugenden findet, so wird man bald in Nachlässigkeit,
„Faulheit und Hingebung an den Zufall gerathen, wo-
„durch der Staat an Stärke und Spannkraft verlieren
„muß. — Ebenso artet die Monarchie aus, wenn
„den untergeordneten Mächten, dem Adel oder dem
„Volke — ihre Rechte geraubt werden; wenn der
„Fürst Alles einzig auf sich bezieht, wenn er den Staat
„auf seine Hauptstadt, diese auf seinen Hof und den
„Hof auf seine Person einschränkt; — wenn er vergißt,
„daß ein Monarch sich für sicher halten, wie ein Despot
„sich in Gefahr glauben soll. — Das Princip der Monar-
„chie, welches die Ehre ist, artet in Verderbniß aus,
„wenn ein Unterthan niederträchtig und zugleich mit
„Würden und Auszeichnungen bedeckt seyn kann. — Al-
„les, was die Macht des Monarchen unbeschränkt aus-
„dehnt, vermindert seine Sicherheit, und sollte daher als
„Hochverrath bestraft werden."

Die Frage von zwey Kammern ist in kleinen Staaten von keiner Bedeutung, in den großen, von der allerhöchsten, für Ruhestand und Stetigkeit. Von so großer Bedeutung, daß die Berufung und Begünstigung des

Adels weder das erste Motiv, noch die wesentlichste Betrachtung ist. Vielmehr ist die Sicherung und Begünstigung der allgemeinen Interessen die erste wesentliche Bedingung zum Beginnen einer auf staatsrechtliche Principien gegründeten Verfassung. Das Volk ist das Eine, Bleibende im Staate, ohne welches selbst die Würde des Fürsten, des Schützers, Beschirmers und Wächters der Gerechtigkeit im Volke, ein Unding wäre. Der Fürst ist für das Volk und durch dasselbe; nicht umgekehrt das Volk für den Fürsten und durch ihn. Es gibt Völker ohne Fürsten, aber keinen Souverän ohne Volk.

Weil dem Fürsten, damit er sein Amt führe, alle dem allgemeinen Gesetz unterwürfig zu erhalten, nothwendig eine große Macht gegeben werden muß, welche, da die Fürsten Menschen sind, gemißbraucht werden kann; so haben die Völker, (wo sie bei der Staatseinrichtung mit Vernunft zu Werke giengen, wo sie ihr höchstes Interesse nicht dem Zufalle Preis gaben,) auf Mittel gesonnen, der Macht der Fürsten ein Gleichgewicht zu geben. Dies und nichts anders beabsichten die Verfassungen in geordneten Staaten. Allerdings fanden sich in jedem Lande durch Verdienst, Einsicht, Vermögen oder Einfluß ausgezeichnete Männer, die das Zutrauen beider Theile, des Fürsten und des Volkes, genossen, an welche sie sich bei Streitigkeiten wenden und ihre Vermittelung aufrufen mochten. So läßt sich ein sehr ehrenvoller Ursprung des Adels wenigstens denken; auch ändert es nichts in den Principien, warum es hier zu thun ist, wenn bei uns der Adel auf einem andern Wege zu Ansehen und Würden kam. Genug der Nutzen eines vermittelnden Standes wird durch ihn beabsichtet.

In dieser Beziehung ist der Adel keinesweges eine Erfindung neuerer Zeit, und die alten politischen Weltweisen hatten bei der Austheilung der Gewalten von den

Nachtheilen der Zahl zwei, und den Vorzügen der drei- und selbst vierfachen zum Theil richtige und praktische Begriffe. Man könnte sagen, die Pythagorischen Ueberlieferungen sind davon voll, — wenn der Ernst der Untersuchung erlaubte, unverstandene Sagen als Beweise anzuführen. Lykurgs Rath der Alten beruhte nicht auf einen mystischen Glauben an die Zahl: drei, sondern, — wie wenigstens Plato und Plutarch annehmen, — auf die Idee der Vermittelung. Der Rath der Alten, sagt Plutarch, vereinigte sich mit den Königen, wenn es nöthig war, der Volksgewalt entgegen zu arbeiten, und ebenso trat er auf die Seite des Volkes, wenn die königliche Gewalt in Tyranney auszuarten drohte. — Durch diesen Senat wollte Lykurg so wenig alle Rechte des Volkes unterdrücken, daß er das bekannte Orakel, Rhetra genannt, veranlaßte: „Wenn du die Eintheilung zu Stande „gebracht, dann versammle das Volk. Du schlägst „vor, aber dem Volke gehört das „Recht zu bestätigen oder zu verwerfen.“. Dieses Gesetz wurde zu Sparta als göttlicher Ausspruch verehrt.

Hierbei ist zu erinnern, daß der Senat des Lykurg aus Männern gewählt wurde, die durch Reife des Alters und der Erfahrung ausgezeichnet waren. Lykurg war so weit entfernt, dem Zufall einen gesetzmäßigen Einfluß auf den Staat einzuräumen, daß er sogar, um den Vorsprung des Reichthums aufzuheben, eine gleiche Vertheilung aller Ländereien bewirkte, „damit die Spartaner „blos in der Tugend einen Vorzug suchen möchten und „unter ihnen keine andere Ungleichheit statt fände, als „die das Lob guter und der Tadel schlechter Handlungen „bestimmt.“ (Plutarch). Auch Romulus errichtete seinen Senat nicht zur Unterdrückung des Volkes, sondern damit dieser sich der Geringern mit Sorgfalt und Achtsam-

keit annehmen sollte. Er berief das Volk selbst zur gemeinschaftlichen Versammlung und gab ihm Zunftmeister.

Die Alten, so scheint es, wußten oder hatten erfahren, daß aus zwei gegeneinander übergestellten Gewalten wenn ein drittes Temperament fehlt, eine oft wiederkehrende zu heftige Reibung nothwendig hervorgehen muß, die alsobald zu Extremen führt. Eine Macht, die, wie unser Adel, aus angebornem Recht das Volk von aller Theilnahme am öffentlichen Leben ausschließen will, erkannten sie als widerrechtlich. Wo ehrgeizige Unterdrücker dem Volke die Ausübung seiner Rechte versagten, da gaben die Alten ihnen den Namen: „Tyrannen," — und ehrten Diejenigen als Wohlthäter des Staates, welche ihn von den Tyrannen befreiten. — Uebrigens hatte, — beyläufig gesagt, — der Druck dieser Tyrannen das Eigenthümliche, daß er sich nur auf persönliches Uebergewicht eines Einzelnen stützte. Eine auf die Dauer und Vererbung organisirte Despotie, welche fortwirkt, auch wenn der Despot verschwindet, ja, selbst wenn er persönlich zur Gerechtigkeit geneigt wäre, — eine solche Despotie ist spätteren Ursprungs. Sie bildete sich unter den römischen Cäsaren. Hierin liegt der wesentlichste, noch zu wenig erkannte Unterschied zwischen unserer und der alten Politik. Wir sind noch viel zu sehr dem Despotismus zugezähmte Sclaven, als daß wir uns zu der Freiheit der griechischen Republiken, auch nur in Gedanken erheben könnten.

Nicht dem Fürsten und dem Senate allein war bei den Griechen und ältern Römern die Sorge für das Gemeinwohl anvertraut, auch das Volk, als dritte Macht wurde befragt und ihm gebührte gewöhnlich die Entscheidung. Zwei Gewalten hielt man für gefährlich. In ihrer Sprache, wie in der unserigen, war das Wort: „Zwietracht" von so üblem Innhalte als übler Vorbedeutung. Und selbst im Falle der Eintracht fürchteten sie noch Nach-

theile, gesetzgeberische Sucht, oder Uebereilung und zu schnelles Rennen, oder Erschlaffung und Käuflichkeit.

Diejenigen, die bei uns im Augenblick der neuesten Vorgänge von der beständigen deutschen Herzlichkeit, von der voraussichtlichen ungetrübten Einigkeit zwischen Fürst und Volk in süßen Worten reden, ohne dem Volke eine seine Rechte verbürgende Institution zuzugestehen, täuschen sich oder wollen andere täuschen. Die größte Täuschung wär' es; wenn man die Könige überreden wollte, den Adel als Repräsentanten des Volkes anzuerkennen. — Den britischen Politikern müssen die vornehmen Herren, die ernstlich diese Grundsätze behaupten, noch in der Kindheit ihrer Einsichten erscheinen, denn der Engländer ganzes System ist auf eine dreifache Macht gebaut.

Wo die Rechte des Volks gekannt, geehrt und gesichert sind, dort wird kein verständiger Bürger den Adel um gesetzmäßige, geregelte Vorzüge beneiden; er wird in ihm vielmehr eine Stütze der Verfassung erkennen und ehren. Er wird sich leicht vom Nutzen einer Mittelmacht überzeugen, die in gesetzliche Schranken gehalten werden kann. — In Amerika ist kein Geburts-Adel, weil die Stifter der Republik, die ihn allenfalls hätten vererben können, das Gemeinwohl einer äußern Auszeichnung vorzogen; gleichwohl erkannten sie die Güte der Theorie von Theilung der Gewalten; daher nicht nur in dem Centralcongreß, sondern selbst fast ohne Ausnahme in den einzelnen Staaten die zwei Kammern beliebt worden sind. Ein merkwürdiges Beispiel, daß das Wesen einer Senatorischen Zwischenmacht ohne Erbadel bestehen kann. — Hamilton, Gay und Maddisson, die das jetzige föderalistische System in Nordamerika durch ihre Schriften befestigten, zeigen die Nothwendigkeit von zwei Kammern conf quenter als irgend jemand in England, weil hier die erblichen Ansprüche schon das reine Prinzip verfälschten. Die

Amerikaner haben ein eigenes Wahlsystem dafür geschaffen, auf Alter, Ansehen und Vermögen, — nicht auf Geburt gegründet.

Aber auch anderwärts und vorzüglich in Deutschland wird die Theorie von drei Gewalten keineswegs bestritten. Wenn bey uns die Schriftsteller über den Adel sich freimüthig äußern, so wollen sie nicht ihn, sondern seine Anmaßungen bekämpfen. Sie zeigen die Nothwendigkeit, dem Volke Schutz seiner aus der Vernunft und der Geschichte erweislichen Rechte zuzugestehen. — Jeder, dem der Geist der Geschichte nicht fremd ist, weiß, daß überall, wo man die Zulassung des dritten Standes zu den National-Versammlungen einführte, die wohlthätigsten Folgen sichtbar wurden. Robertson, der nicht zu den Demagogen gezählt werden kann, sagt von dieser Zulassung des dritten Standes: „Sie milderte die Härte der bisherigen „aristokratischen Unterdrückung, sie sicherte der großen „Mehrheit des Volks, das früher keinen Vertreter hatte, „thätige und mächtige Beschützer, sie führte eine Mittel„macht zwischen dem Könige und dem Adel ein. Bil„ligkeit, Ordnung, Gemeinwohl, Abstellung „der Beschwerden wurden übliche Redensarten und „Begriffe, und in den Statuten und der Jurisprudenz „anerkannte Rechtsgründe.“ — Fast alle Verbesserungen der Gesetze sind in den nächst verflossenen Jahrhunderten, zu denen man uns zurückführen will, von dieser bürgerlichen Mittelmacht ausgegangen. „Alle Rechts„händel, die das Eigenthum betrafen, wurden in den „städtischen Gemeinheiten durch Obrigkeiten und Richter „untersucht, die die Bürger dazu ernannt hat„ten. Ihre Urtheilssprüche waren billiger und bestimm„ter, als solche Entscheidungen, die nur von dem eigen„sinnigen und willkührlichen Gutdünken eines Herrn ab„hiengen, der über alle Gesetze hinausgesetzt zu seyn glaub-

„te.“ — Dieß bewirkte, daß eine gründlichere Rechtskunde auch in den Königlichen Gerichtshöfen eingeführt wurde; „und die Edelleute verließen allmählig ihre „Plätze in den Gerichtssälen, wo ihre Unwissenheit „sie der Verachtung blos stellte.“ — Den freien Gemeinheiten der Städte verdankt Europa den ersten Antrieb zur Aufhebung der Leibeigenschaft; ihnen verdankt der Adel selbst das endliche Erwachen aus den Träumen seiner Unwissenheit. Nach dem Maaße als sich Sinn für Wissenschaften, Geschmack und Kunstfleiß durch die Städte verbreitete, nahm die Rohheit des aristokratischen Geistes ab. Ein besserer Geist fieng nach und nach an, den Adel zu beseelen; die Edelleute erklärten sich für Schutzherren und Rächer der gequälten Unschuld; sie nahmen sanftere und geschliffenere Sitten an, während sie früher nur als Räuber auf ihren Schlössern hausten.

Diese wohlthätigen Folgen brachte die Anerkennung des dritten Standes als einer Macht im Staate. — Zwar fehlte es Anfangs, in den Zeiten der Barbarei, nicht an Klagen über diese Neuerungen. Guibert Abt von Nogent nennt sie: „verfluchte Erfindungen, wodurch „Sklaven sich des ihrem Herrn schuldigen Gehorsams „entziehen.“ Später aber erkannte der Adel seinen eigenen Vortheil bey diesen Einrichtungen. In mehreren Provinzen von Frankreich trat er mit den Gemeinheiten zusammen, und beide verbanden sich, ihre Gerechtsame gegenseitig gegen das furchtbare und willkührliche Verfahren des Königs zu vertheidigen.

Will, nach allen diesen Lehren der älteren Geschichte, nach den neueren, seit der französischen Revolution, der deutsche Adel die Nothwendigkeit verkennen, dem dritten Stande, dem Volke, seine Rechte gebührend einzuräumen? Wird er darauf beharren, daß höchstens einige Häupter und Vorsteher der Kirche und hohen Schu-

len zu den vom Adel beherrschten Landtagen berufen werden?

Der Adel behaupte sein Recht, indem er zugleich jenes des Bürgers ehre. Er trotze nicht auf Befreiung von Staats-Lasten, auf das Recht, den Bürger zu besteuern, auf Erbbesitz der höhern Stellen. Diese Ansprüche können weder rechtlich, noch historisch begründet werden. Rechtlich widersprechen sie dem Begriff des Staates; historisch können alle freie Bürger gleiches Recht nachweisen. Es ist anerkannt ein politischer Grundsatz selbst des Lehnsystems, daß kein freier Mann nach Gesetzen regiert oder mit Abgaben belastet werden soll, als nur in so fern er seine Zustimmung gegeben. Daher nirgend, wo man die Gemeinheiten als gesetzmäßige Glieder des Staates anerkannte, ihnen diese Rechte freier Leute streitig gemacht wurden. — Es ist nicht weniger bekannt, daß in den ältesten Zeiten, die hohen Aemter nicht aus dem Adel besetzt wurden, daß nur Geschicklichkeit, Tapferkeit und Tugend darauf Anspruch gaben. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, sagt Tacitus von unsern Vorfahren.

Ich gebe zu, daß dem hohen Adel der Rang der ersten Zwischenmacht gebühre, doch weniger aus Rechten der Geburt, als vermöge seines großen Landeigenthums. Wo dieses fehlt, da soll er keine Ansprüche machen. — Das große Landeigenthum verdient in den neuen ausgedehnten Staaten vorzügliche Berücksichtigung; diejenigen, welche demselben nicht die erste Stimme bey den Stände-Versammlungen zugestehen, verkennen den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, oder sind durch Anmaßungen des Adels zur leidenschaftlichen Einseitigkeit verführt.

Absolute Ruhe ist zwar im Staate weder möglich noch wünschenswerth, denn wo Menschen leben, da ist Bewegung, Uebergang, Entwickelung; gleichwohl muß

der Bestand der Ordnung wenigstens für eine Zeit Sicherheit finden. Die Sorge für diesen Bestand wird am zweckmäßigsten denjenigen anvertraut, deren Interesse durch den Wechsel gefährdet werden könnte, was ohne Zweifel von den großen Gutsbesitzern gilt.

Als die griechischen Staaten bereits in Verfall, mit sich selbst in Uneinigkeit gerathen waren, und weder die Freiheit zu erhalten, noch sich eine Verfassung zu geben wußten; als die Römer mit den Waffen in der Hand diesen Griechen eine Art von Freiheit, und eine Constitution zu schenken für gut fanden: da legte Quinctius Flaminius, wie Livius berichtet, bey der Wahl der Senatoren und Richter, den Vermögens-Zustand zum Grunde und gab den größern Antheil an der Staatsverwaltung denen Bürgern, deren eigener Vortheil mit der allgemeinen Wohlfarth und Ruhe am stärksten verbunden war.

Diese Maxime scheint auf uns um so mehr anwendbar, als wir mit jenen Griechen, was die Uneinigkeit und die Schwierigkeit in der Selbsthülfe betrift, ungefähr in gleichem Fall uns befinden. — Die früheren Griechen, vorzüglich die Spartaner, giengen von andern Grundsätzen aus, und behaupteten sie Jahrhunderte lang mit Ruhm, Glück und Selbstständigkeit. Gegen Quinctius Flaminius selbst führte der Lacedämonier Nabis, den die Römer einen Tyrannen nannten, die bedeutende, keineswegs tyrannische Rede, die wir ebenfalls im Livius finden:

Noster legumlator non in paucorum manu rempublicam esse voluit, quem vos Senatum adpellatis: nec excellere unum aut alterum ordinem in civitate: sed per aequationem fortunae ac dignitatis fore credidit, ut multi essent, qui arma pro patria ferrent. (Unser Gesetzgeber wollte nicht, daß die Staats-Verwaltung in den Händen Weniger sey, die ihr den Senat nennt, noch daß ein Stand über den andern im Staate das Ue-

bergewicht habe; er glaubte vielmehr, daß, bey der Gleichheit des Vermögens und des Ansehens, das Vaterland desto zahlreichere Vertheidiger finden würde.)

Weil indessen die Griechen einmal genöthigt waren, die römische Staatsweisheit für die Beste zu halten, so unterwarfen sie sich dem Gesetz des römischen Imperators, und befanden sich auch sowohl dabey, als sich ein Volk befinden kann, das seine Selbstständigkeit verloren hat, und die Freiheit sich von Fremden schenken lassen muß.

Jene römische Maxime also dürfen wir unserem gegenwärtigen Zustand angemessen annehmen, und sonach rathen, den Stand der großen Ländereigenthümer als die erste Zwischenmacht anzuerkennen.

Dies sind die Ideen, welche die Anhänglichkeit der neuen Völker an constitutionelle Monarchie erklären. Die Einwirkung des demokratischen Elements wird dabey nicht gänzlich zurückzuweisen, sondern in dem Sinne anzuerkennen seyn, der der Freiheit und der Ordnung zusagt. Denn das ist eben, worinn wir zurück sind, der unverständige und schädliche Antagonism in Deutschland, den ich befeinde, daß schon das Wort: „Aristokratie," den Ohren der einen so ein Gräuel ist, als den andern „Demokratie."

VI.

Vertheidigung

gegen eine Anklage

von Seiten des Herrn von Blittersdorf,

betreffend einen in den politischen Annalen abgedruckten Aufsatz,

Die Diplomaten

betitelt.

Wenn der Prophet redet in dem Namen des Herrn, und wird nichts daraus und kommt nicht, das ist das Wort, das der Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es aus Vermessenheit geredet, darum scheue dich nicht vor ihm.

5. B. Mosis XVIII. 22.

Der Bericht des Herrn von Blittersdorf über den Deutschen Beobachter enthält folgende Stelle:

„Da der Deutsche Beobachter alle Stände, selbst die „achtungswürdigsten, die über seinen Geifer hoch erhaben „sind, angreift, so würden die Diplomaten sich zu beschweren haben, wenn sie, die an so vielem Unheil Schuld „sind, vergessen worden wären.

„Der Deutsche Beobachter wußte aber hiezu in seinem „Arsenale keine Waffe zu finden, die giftig genug gewesen wäre. Deshalb wendet er sich an ein Journal, das „in mancher Hinsicht mit ihm wetteifert, nämlich an die „Allgemeinen politischen Annalen, und entlehnt aus diesem,

„in No. 21 und 23, Auszüge aus einem „die Diplo-
„maten" überschriebenen Aufsatze, in welchem diese an-
„gesehene Klasse von Beamten aufs unanständigste und
„frivolste behandelt, und von den Diplomaten mit eben
„so viel Anmaßung als Wegwerfung gesprochen wird.

„Der Deutsche Beobachter mußte freilich, um seinem
„löblichen Zwecke zu genügen, das Seinige dazu beitragen,
„damit dieser Aufsatz nur ja der größern Anzahl nicht
„unbekannt bliebe, und dieser dadurch deutlich gemacht
„würde, von welchen verächtlichen Personen und durch
„welche verächtliche Mittel ihre größten Geschäfte verwal-
„tet werden.

„Der Redakteur oder Censor der Zeitung hat jedoch
„rathsam gefunden, einige der frechsten und beleidigendsten
„Aeußerungen des Original-Aufsatzes etwas zu mildern;
„so wie er in den Annalen zu lesen ist, gehört er aber
„unstreitig unter die, von welchen, wie von einer Ehren-
„sache für die Bundesversammlung, und für die ersten
„deutschen Fürsten und Minister, hätte Notiz genommen
„werden sollen.

„Ungeachtet nun aber die Mitglieder des Ausschußes
„gleichfalls zu der Klasse der Diplomaten gehören, und
„es daher scheinen möchte, als sprächen sie, zum Theil
„wenigstens, in eigener Sache, so nimmt der Ausschuß
„dennoch nicht den geringsten Anstand, offen zu erklären,
„daß er alle zeither angeführten Artikel für unverträg-
„lich mit dem monarchischen Prinzip und dem Artikel 57,
„der Wiener Schlußakte, und ebendeshalb auch mit der
„Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, erachtet."

Da der Verfasser des erwähnten „die Diplomaten" überschriebenen Aufsatzes in den Allgemeinen politischen Annalen sich nicht genannt hat: so wird es in dem Augenblicke, wo der Aufsatz Anlaß zu einer öffentlichen Anklage gibt, seine Pflicht, sich zu demselben zu bekennen,

damit der Verdacht, ihn geschrieben zu haben, nicht einen Unschuldigen treffe. Er erfüllt diese Pflicht hiermit öffentlich, und erklärt sich für gefaßt, auf alle daraus hervorgehenden rechtlichen Folgen. Diese Pflicht ist aber unzertrennlich von dem ihr zur Seite stehenden Recht der Vertheidigung; und zwar muß es ihm gestattet seyn, sich vor eben dem Tribunal zu vertheidigen, vor welchem er angeklagt wurde. Dieses Tribunal ist nicht etwa ein, irgendwo in Deutschland bestehender realer Gerichtshof, sondern lediglich die öffentliche Meinung; denn keine wirkliche Autorität hat den Verfasser jenes Aufsatzes zur Verantwortung gezogen, oder einen ihn betreffenden richterlichen Beschluß gefaßt; die Anklage ist eine bloß zufällige, im Vorbeigehen ausgesprochene Aeußerung des Berichtserstatters in der Sache des deutschen Beobachters; der Bundestag hat die Unterdrückung des letztern beschlossen, nicht aber alle im Bericht enthaltenen Meinungen und Urtheile für eine von competenter Behörde gefällte rechtskräftige Sentenz erklärt. Des Herrn von Blittersdorf Anzeige also, daß er in dem Aufsatze „die Diplomaten" Unanständigkeiten und Frivolitäten zu finden glaube, von welchen, „als von einer Ehrensache für die Bundesversammlung und für die ersten deutschen Fürsten und Minister, hätte Notiz genommen werden sollen, welche unverträglich wären mit der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten" — diese Anzeige, der die Bundesversammlung keine rechtliche Folge gab, ist blos eine Appellation an die öffentliche Meinung, und keineswegs ein zu Recht bestehendes Urtheil, dem sich achtend zu unterwerfen eine Bürgerpflicht seyn müßte.

Indem sonach das Verhältniß der Anklage des Herrn von Blittersdorf zu dem blos idealen Gerichtshofe des Publikums oder der öffentlichen Meinung offenbar vorliegt, kann auch die Vertheidigung des Angeklagten nicht anders

wohin gewiesen werden; sondern muß ebenfalls öffentlich seyn, und wird er sich dabei auf diejenigen Gesetze berufen dürfen, die von jener Behörde, als die ihrigen, jederzeit anerkannt wurden, auf Logik nämlich, öffentliche Moral, allgemeines Recht und allgemeine Politik. Dieses Recht der Berufung ist um so unstreitbarer, als selbst in dem Fall, daß des Herrn von Blittersdorf Meinung zum allgemeinen Bundesgesetz wäre erhoben worden, doch alles, was sich Logisches, Moralisches und Rechtliches in seinem Berichte finden möchte, denjenigen Facultäten des menschlichen Geistes, welche in diesen Gebieten der Wissenschaft rechtlich begütert sind, nicht, als ihrer Beurtheilung fremd, entzogen werden kann.

„Von dem mir zustehenden Rechte der öffentlichen Vertheidigung glaube ich um so mehr Gebrauch machen zu müssen, als in einer Zeit, wo Faktionsgeist und Leidenschaften allerdings die Presse zu ihrem Instrumente herabwürdigen, die Anstalten gegen diesen Mißbrauch nur zu leicht über die Linie des Rechts hinüberschreiten, sich Eingriffe in ein fremdes Gebiet erlauben, und allgemeinen Schrecken unter allen Schriftstellern verbreiten, wo doch nur die Bezähmung der Schuldigen gemeint seyn kann. In dieser Beziehung schien es mir von einem allgemeinen Interesse geboten, durch die That zu beweisen, daß ich vor der öffentlich ausgesprochenen Meinung des Herrn von Blittersdorf nicht erschrocken bin, und zu erschrecken keine Ursache hatte.

So gute Gründe ich aber, mich zu vertheidigen, zu haben glaube, so schwer wird es mir, den eigentlichen Grund der Anklage aufzufassen, indem es Herrn von Blittersdorf nicht gefallen hat, diejenigen Stellen in dem beklagten Aufsatze auszuzeichnen, welche seine Sorgfalt für „die „Erhaltung des Friedens und der Eintracht im Bunde" aufriefen. Eine Klage soll bestimmte Anhaltspunkte ge-

den, die dem Richter als Gründe der Verurtheilung dienen können; wo man sich von dieser Regel entfernt, wo man, in allgemeinen, oft schwankenden oder unbestimmten Ausdrücken, ein Verbrechen oder Vergehen mehr andeutet als bezeichnet und nachweist: da geräth der Beklagte nicht weniger als der Richter in Verlegenheit, und beide wissen nicht, wovon es sich eigentlich bei dem Prozesse handelt. In solchen Fällen gibt es kein anderes Mittel aufs Reine zu kommen, als daß man jedes Wort der Anklage auf einen bestimmten Begriff zurückführt, diesen mit dem vorliegenden Thatbestande vergleicht, und mit den Gesetzen des Verstandes und des Rechts zusammenstellt, um die angeschuldigte Verletzung derselben als wirklich oder nichtig nachzuweisen. Dieser Arbeit muß ich mich unterziehen *).

„Da der Deutsche Beobachter," sagt Herr von Blittersdorf, „alle Stände, selbst die achtungswürdigsten, die über seinen Geifer hoch erhaben sind, angreift, so würden die Diplomaten sich zu beschweren haben, wenn sie, die an so vielem Unheil Schuld sind, vergessen worden wären."

Die Vertheidigung des deutschen Beobachters ist eine mir völlig fremde Angelegenheit; in so fern aber die gegen ihn erhobene Klage in dieser Stelle sich unmittelbar auf den Abdruck des Aufsatzes „die Diplomaten" bezieht, muß ich sie als auch gegen mich gerichtet ansehen, und daher in den Sinn und die Bedeutung des vorstehenden Satzes einzudringen suchen. Der deutsche Beo-

*) Daß ich diese Arbeit so spät dem Publikum vorlege, daran ist einzig der Umstand schuld, daß ich die Aufnahme meiner Vertheidigung von keinem Journal erwarten konnte; ich mußte also die Gelegenheit wahrnehmen, sie einer eigenen Schriften-Sammlung beyzufügen.

bachter soll die achtungswürdigsten Stände, die über seinen Geifer hoch erhaben sind, angreifen. Wodurch würde sich diese Erhabenheit am unläugbarsten kund geben? Offenbar dadurch, daß sie von der niedrigen Schmähsucht (wie man das Wort: „Geifer" hoffentlich nicht unanständig *) erklären kann) keine Notiz nimmt; daß sie, im Gefühl ihrer Würde, schweigend bei der Unwürdigkeit vorübergeht, aus Besorgniß, durch Berührung derselben, sich selbst zu entwürdigen. Unstreitig hat Herr von Blittersdorf an eine solche Erhabenheit gedacht; seine Worte können nichts anders heißen, und zum Ueberfluß erklärt die ironische Form seines Satzes, daß hier nicht eine ernsthafte Analyse des Geifers, sondern nur eine Verspottung desselben gemeint seyn kann. Wie sollen wir aber die Erhabenheit über den Angriff mit der Herablassung zum Gebrauche spaßhafter Waffen vereinen? Denn die Ironie ist nur Spaß, wenn sie auch nicht bitter oder nicht witzig seyn sollte. In einer öffentlichen Klageschrift, welche das Verlangen nach Bestrafung des Schuldigen, als Ehrensache der würdigsten Personen, geltend zu machen sucht, wäre diese Figur des Spottes gewiß nicht an ihrer Stelle; als Figur des Witzes aber ist sie, nach Adelung, veraltet. — Entweder ist es wahr, daß die Diplomaten an vielem Unheil Schuld sind, und dann rechtfertigt man sie nicht durch eine von der Ironie angeordnete Stellung der Worte. Oder es ist nicht wahr; dann müssen sie, nach der Anerkennung des Herrn von Blitters-

*) Quintilian sagt: Obscoenitas non a verbis tantum abesse debet, sed etiam a significatione. — „Ueber den Geifer erhaben!" Ueberläßt man den Geifer seiner natürlichen Schwere, so fällt er zu Boden, und man tritt ihn mit Füßen. Die Köpfe sind so weit davon entfernt, daß sie ihre Erhabenheit nie bemerken werden.

dorf, die Schmähsucht verachten. Man verachtet aber nicht, was man fürchtet, und man fürchtet, was man mit der Sicherheit der Staaten als unverträglich erklärt. Niemand wird sagen: ich verachte, was mich todtschlagen kann. Wo es so offenbar ist, als hier, daß die achtungswürdigen Stände über den Angriff einer damals obscuren Zeitung erhaben sind, und wo ein Mitglied solcher Stände diese Erhabenheit anerkennt, da verlieren die Worte alle Bedeutung, die Sätze allen Zusammenhang, wenn man gleichwohl in der Rede den Angriff als gefährlich behandelt.

„Die Diplomaten würden sich zu beschweren haben, wenn sie vergessen worden wären." Dieser Satz, von der Ironie entkleidet, heißt: "Die Diplomaten haben Ursache sich zu freuen, daß der Schmähsüchtige, der Geifernde, der Verächtliche sie angreift." Dieß ist vollkommen wahr: von Unwürdigen geschimpft zu werden, ist, in den Augen der Edeln, jederzeit ein Beweis der Würde. Daher die Erhabenheit. Wo man aber Ursache hat, sich zu freuen, da ist man nicht aufgelegt, ernsthaft sich zu beklagen.

So mag man die Behauptung des Herrn von Blittersdorf wenden wie man will, es gelingt nicht, die Erhabenheit der Würde mit der Herablassung zur Anklage in Einigung zu bringen.

Ich gehe zu der unmittelbaren Beschuldigung des aus den Annalen entlehnten Aufsatzes über.

„Der Deutsche Beobachter wußte hiezu, (zu dem Angriff auf die Diplomaten) in seinem Arsenale keine Waffe zu finden, die giftig genug gewesen wäre. Deshalb wendet er sich an ein Journal, das in mancher Hinsicht mit ihm wetteifert, nämlich an die Allgemeinen politischen Annalen, und entlehnt aus diesem, Auszüge aus einem „Die Diplomaten" überschriebenen Aufsatze, in

welchem diese angesehene Klasse von Beamten aufs unanständigste und frivolste behandelt, und von den Diplomaten mit eben so viel Anmaßung als Wegwerfung gesprochen wird.“

Der gerügte Aufsatz muß also giftiger seyn als Alles, was der deutsche Beobachter in seinem Arsenale aufbewahrt. Ich habe nur sehr wenige Blätter dieser Zeitung gelesen; kann daher nicht über sie urtheilen. Wenn aber in den andern Aufsätzen nicht mehr Gift enthalten seyn soll, als in diesem Auszuge aus den allgemeinen politischen Annalen, so darf man sie für sehr unschuldig halten. Das Gift, in dem entlehnten Aufsatze selbst muß auch nicht tödtlich gewesen seyn, indem nach zweijähriger Wirkung Niemand daran gestorben ist. Höchstens mag es in den Eingeweiden schwach constituirter Personen einige schneidende Bewegungen verursacht haben; die Aerzte wissen, daß dieß bisweilen von den besten Heilmitteln bemerkt wird.

Der beklagte Aufsatz soll eine angesehene Klasse der Beamten, die Diplomaten, aufs unanständigste und frivolste behandeln, und mit eben so viel Anmaßung als Wegwerfung von ihnen sprechen.

Die Worte: „unanständig, frivol, Anmaßung und Wegwerfung,“ sind kein Lob; sie bezeichnen aber auch keine juridisch zu begründende Klage. Wer sich unanständig beträgt, macht sich verächtlich in jeder guten Gesellschaft, wo nicht einmal von Unanständigkeiten die Rede seyn soll. Das Wort frivol ist nicht deutsch, sondern zunächst aus dem Französischen oder ursprünglich aus dem Lateinischen entlehnt; in beiden Sprachen bedeutet es eine jede geringe, nichtige Sache, die von keinem Werthe ist, keinen Bestand hat, die eitel, leer an Gründlichkeit, ohne Dauer und Nutzen, oder nichtswürdig, albern und dergleichen ist. Mit einer solchen Bagatelle kann sich kein Gerichtshof befassen. — Anma-

fung ist bei einer That möglich, zu welcher man kein Recht hat, oder der man nicht gewachsen ist, oder bei einem Urtheil über Dinge, von denen man nichts versteht. — Bei der Wegwerfung setzen wir entweder einen würdigen Gegenstand herab, und werden dann lächerlich; oder wir schieben eine an sich nichtswürdige Sache bei Seite, was eine gleichgültige Handlung ist.

Diese Erklärung der Worte des Herrn von Blittersdorf habe ich mir selbst abgefordert, um sicher zu seyn, daß ich ihn verstanden habe. Hier ist es aber gerade, wo es mir am peinlichsten wird, daß ich die Gründe des allgemeinen Tadels nicht angegeben finde.

Ich muß also die Beweise für die vier Klagepunkte in dem Aufsatze selbst aufsuchen.

1. Die angesehene Klasse der Beamten wird aufs unanständigste behandelt.

Seite 9. des Aufsatzes heißt es: „Die Bestimmung „der Diplomaten ist so wichtig, von der Lösung ihrer „Aufgabe hängt so wesentlich die ganze Politik, d. i. die „Wahrung der Interessen des Staates ab, daß bei ihrer „Wahl die umsichtigste Erwägung aller Verhältnisse, die „geübteste Menschenkenntniß, die Zeit und ihre Bedürfnisse „zu Rathe gezogen werden sollen. Es ist keine bloße Redensart, daß der Diplomat seinen Souverain im Auslande repräsentirt. Diese Repräsentation bezieht sich „nicht bloß auf einen äußern Glanz, der in vornehmen „Zirkeln geltend gemacht wird; es soll das Interesse, der „Geist, die Kraft und Würde des Staates im Auslande „repräsentirt werden. Wie das Auge der Repräsentant „der Seele in der Außenwelt ist, so sollen die Diplomaten das Auge der Regierung in der Fremde seyn. „Das Auge soll nicht sagen: „ich will nichts sehen, als „was grün oder gelb ist;" alle Farben soll es der Seele „zuführen. Die Diplomaten sollen nicht sagen: „ich will

„nur die Meinung der Ultra's bei meinem Hofe in gu-
„tem Andenken erhalten;“ — das ganze aufgeregte Leben
„der Zeit, der Sinn und Geist des Jahrhunderts in sei-
„ner Tiefe und in seinem Umfange, die Stärke der rin-
„genden Kräfte, die Gewalt der Dinge und die Mittel, sie
„zu leiten, — dieß Alles muß von ihnen aufgefaßt und
„in Beziehung auf das Interesse ihres Staates vorge-
„stellt werden. So repräsentirt man im Auslande den
„Souverain und den Staat.

„Diese erhabene Bestimmung kann unmöglich durch
„solche erfüllt werden, welche von den fixen Ideen der
„Feudalkaste besessen sind; oder welche leichtsinnig im
„neunzehnten Jahrhundert so fortleben, als ständen die
„Adels-Vorurtheile noch in voller Blüthe. In constitu-
„tionellen Staaten erhalten die Ansprüche derselben an den
„Diplomaten, ihre eigenen Bestimmungen, die aus der
„Natur und dem Geiste des repräsentativen Systems
„hervorgehen. Sie fordern, daß er sich den Freunden
„desselben annähere; sie erlauben nicht, das er mit den
„Feinden des Systems sich in Verschwörungen einlasse.
„Sie bedürfen Agenten, die für ihre Erstarkung thätig
„sind, und sollen nicht dulden, daß sie einem Einfluß un-
„terworfen werden, der nur ihre Schwäche zur Absicht
„haben könnte. Da in diesen Staaten die ganze der Na-
„tion inwohnende Intelligenz ihre ehrenvolle Anerkennung
„und Wirksamkeit gefunden hat: so sollen die Diplomaten
„auch diese Intelligenz im Auslande repräsentiren. Sie
„sollen durch Kenntnisse hervorleuchten, nicht weniger als
„durch ein sittliches, würdevolles Betragen. Denn es
„soll der Welt bewiesen werden, daß die Männer der
„constitutionellen Monarchie nicht das Ansehen der Sit-
„tenlosigkeit und Frivolität, sondern vielmehr die Befesti-
„gung der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit, die Herrschaft
„strenger Tugenden, und die Würde der Menschheit be-

„absichtigen; und daß sie diese Absicht zu verfolgen ent-
„schlossen sind. — Aufgeklärte, unterrichtete, moralische
„Menschen, nicht Obscuranten, Idioten, Ehebrecher,
„Wucherer und dergleichen Leute können die Intelligenz
„und Moralität der constitutionellen Staaten repräsen-
„tiren.

„Die constitutionellen Diplomaten dürfen indessen
„auch nicht vergessen, daß sie in einer Zeit leben, wo der
„Kampf der Leidenschaften, hochaufgeregt, den wohlthä-
„tigen Folgen der neuen Regierungsform noch mannig-
„faltige Hindernisse in den Weg legt. — Sie sollen diesen
„Leidenschaften nicht neue Nahrung geben; sie sollen be-
„känftigen. — Indem sie sich selbst von aller Leidenschaft-
„lichkeit, von jeder kleinlichen Anfeindung, von dem ver-
„ächtlichen Verfolgungsgeiste frei halten, sollen sie es sich
„zum ernsten Geschäft machen, den Frieden der Gemü-
„ther zu stiften.

„Hierzu wird allerdings eine große Gewandtheit erfor-
„dert, die nur die Eigenschaft solcher Männer seyn kann,
„denen die Vielseitigkeit des Geistes nicht unbekannt ist,
„die sich, im Umgange mit allen Klassen der gebildeten
„Gesellschaft, einen Schatz von Menschenkenntniß erwor-
„ben haben, die über sich selbst Herr, und durch alle diese
„Vorzüge einer entscheidenden Ueberlegenheit in jedem
„Augenblicke gewiß sind. Ein Diplomat muß heut zu
„Tage ein vollendeter Staatsmann seyn." —

Man wird nicht leicht sich einen höheren Begriff von der Würde ächter Diplomaten bilden können, als sich in diesen Zeilen ausspricht. An einen Stand, für den wir Achtung haben, machen wir immer höhere Ansprüche, als an einen denwir zu verachten geneigt sind. Solche Ansprüche können nicht unanständig genannt werden. Unanständig wäre es vielmehr gewesen, wenn ich behauptet hätte, Obscuranten, Idioten, Ehebrecher, Wucherer und dergleichen

Leute könnten gleichwohl die Würde der Diplomatie repräsentiren. Wo ist in dem ganzen Aufsatz eine Stelle, welche unanständig von dieser angesehenen Klasse der Beamten spricht?

2) Die angesehene Klasse der Diplomaten wird frivol behandelt.

Seite 5. ist von ungeschickten Diplomaten die Rede. Es wird behauptet, daß sich die diplomatischen Agenten bisweilen zu einseitigen Berichten verführen lassen. „Gewöhnlich zum Adel gehörend, heißt es, und in seinen „Vorurtheilen aufgewachsen, wird es vielen schwer, sich zu „einer das allgemeine Interesse der Gesellschaft umfassenden Gesinnung zu erheben. Was sie in ihren Cotterien „hören, scheint ihnen der Ausspruch der edelsten und „hellsehendsten Männer zu seyn. Die Völker werden „hier manchmal als Empörer, die freimüthigen Schriftsteller als Jakobiner, Carbonari und hängenswerthe „Leute dargestellt. In die mittleren Klassen der Bürger „sich zu mischen, und bei ihnen Unterricht zu suchen, „halten sie für unverträglich mit ihrer Würde. Höchstens „werden sie zu Herablassungen geneigt, wenn in bürgerlichen Häusern schöne Töchter zu finden sind. Aber hier „suchen sie etwas anders, als Auskunft über den geistigen „und sittlichen Zustand des Landes. Was ist natürlicher, „als daß sie die Welt durch die aristokratische Brille ansehen, und von ihrem eigentlichen Zustande ungefähr so „viel wissen, als der Taube von der Musik! Ihre Vorurtheile, ihre Gesinnungen, ihr Umgang, und ihre Verhältnisse, — alles bannt sie in einen Kreis, der gleichsam außerhalb der Wirklichkeit steht und nur durch Träume „der Vergangenheit begrenzt ist. Und solche Individuen „sind gleichwohl die Quelle, aus welcher manche Kabinette die Kunde dessen schöpfen, wodurch ihre Theil-

„nahme an den europäischen Angelegenheiten und ihre „Handlungen bestimmt werden.“

Der Verfasser kann nicht läugnen, daß hier von Frivolitäten gesprochen wird; die Behauptung aber, daß es diplomatische Agenten gibt, die sich den Vorurtheilen hingeben, ist weder frivol, noch eine Beleidigung des ganzen ansehnlichen Standes der Diplomaten. Vielmehr wird jeder Staatsmann wünschen, daß die schwere Verpflichtung, die auf diesem Amte liegt, von jedem, der sich ihm widmet, mit Ernst gewürdigt, und in ihrer Tiefe ermessen werden möge. Kein Stand ist, so lange die Welt steht, so glücklich gewesen, nur würdige vollendete Männer in seinem Kreise zu sehen. Wenn behauptet würde, daß nicht jeder General ein Feldherr sey, würde man darin eine Beleidigung der ganzen Generalität eines Landes sehen können? Oder würde irgend ein General sich erlauben, zu sagen: „Ihr habt mich beschimpft; denn ich bin ein General, und kein Feldherr!“

Wäre wirklich in dem Aufsatze eine Schmähung der Diplomaten enthalten, so müßte sie gerade, weil sie nur frivol seyn könnte, übersehen werden. Hobbes sagt: „Obgleich manche eine Schmähung durch Worte und Ge„berden für Nachtheil und Kränkung halten, so haben „doch die Griechen und Römer, und andere ältern und „neuern Staaten in ihren Gesetzen darauf keine Rücksicht „genommen, und sind der Meinung gewesen, daß der Grund „von der unangenehmen Empfindung über solche Worte „nicht in der Schmähung selbst, auf welche tugendhafte „Menschen nicht weiter achten, sondern in der Kleinmüthig„keit eines Menschen liege, der durch bloße Worte schon „aufgebracht werden kann.“

3.) Es wird mit Anmaßung von den Diplomaten gesprochen.

Der Schluß des Aufsatzes lautet: „In den Hän„den der Diplomaten ruht heut zu Tage das Schick-

„sal der Staaten. Möchte es überall nur den würdigen „anvertraut seyn!“

Liegt in dieser Anerkennung oder in dem nachfolgenden Wunsche eine Anmaßung? Oder sind diese Worte ein Beweis, daß

4) von den Diplomaten mit Wegwerfung gesprochen wird? Gibt es eine unverdächtigere Huldigung ihres erhabenen Berufs?

In der That, ich besorge, daß Herr von Blittersdorf in einem Anfalle von Mißmuth, (an dem ich unschuldig bin, da ich nicht die Ehre hatte, von seinem Daseyn unterrichtet zu seyn,) den beklagten Aufsatz gelesen, und zwar nur sehr flüchtig gelesen habe. Er hätte sonst in jeder Zeile desselben die höchste Achtung für die diplomatische Würde finden können, welche Achtung sich selbst in den Aeußerungen über falsche Diplomaten nicht verläugnen wird.

„Der Deutsche Beobachter,“ fährt Herr von Blittersdorf fort, „mußte freilich, um seinem löblichen Zwecke zu genügen, das Seinige dazu beitragen, damit dieser Aufsatz nur ja der größern Anzahl nicht unbekannt bliebe, und dieser dadurch deutlich gemacht würde, von welchen verächtlichen Personen und durch welche verächtliche Mittel ihre größten Geschäfte verwaltet werden.“

Der Berichterstatter bedient sich hier wieder der Ironie, welche Redefigur die ihm beliebteste zu seyn scheint. Sie war es auch, wodurch Sokrates, wie man erzählt, seinem Vortrage eine besonders eindringende Lebendigkeit zu geben wußte. Da aber Sokrates von seiner rechtmäßigen Regierung als ein Aufwiegler und Lästerer verurtheilt wurde, so würde ich vielleicht mich einer Ungerechtigkeit gegen Herrn von Blittersdorf schuldig machen, wenn ich annähme, er wolle ein Nachahmer des griechischen Weltweisen seyn. Auch dient die Ironie dem Herrn von

Blittersdorf nicht, wie dem Alten etwa nur als Einleitung einer folgenden Entdeckung der Wahrheit; sondern ist bloß ein Behelf zur Hinstellung der unerwiesenen Behauptung, daß der beklagte Aufsatz den löblichen d. i. schändlichen Zweck habe, denen, deren größte Geschäfte von den Diplomaten verwaltet werden, zu beweisen, daß sie von verächtlichen d. i. achtungswürdigen Personen verwaltet werden. Ich habe bereits bei Nro. 1. aus dem Aufsatze diejenige Stelle angeführt, welche die ganze Tendenz desselben auf das deutlichste ausspricht, und bin überzeugt, daß der unpartepische Leser darin nicht die Absicht gefunden haben kann, die Diplomaten verächtlich zu machen, wohl aber eine Nachweisung derjenigen Bedingungen, welche allein der Achtung Gehalt und Nachdruck zu geben fähig sind. Ich nehme auch keinen Anstand zu wiederholen, wie es allerdings meine Ueberzeugung sey, daß nicht der äußere Titel einen Diplomaten achtungwürdig mache, sondern daß dieser Titel erst durch persönliche große Eigenschaften seinen wahren Adel erhalte. Herr von Blittersdorf hat, wie ich überzeugt bin, nicht zu besorgen, daß er, unter solchen Beschränkungen, seine diplomatische Würde verlieren würde. Und ich selbst gebe ihm, durch meine Vertheidigung, einen Beweis meiner Achtung; denn wahrlich, im entgegengesetzten Falle hätte ich mich an den Grundsatz der Erhabenheit über Angriffe gehalten. Was ich beabsichtige ist nichts anders, als mit aller Unbefangenheit daran zu erinnern, daß ich nur gegen ungeschickte Diplomaten, nicht gegen ihr ehrwürdiges Amt mich erklärt habe; daß es daher nachtheilig seyn könne, die verschiedensten Dinge leichtsinnig zu verwechseln, und sich bei eben so leichtsinnigen Lesern in den Verdacht zu bringen, als wolle man, zur Sicherheit der Staaten, die Ungeschicklichkeit vertheidigen. Dieß ist keinesweges die Absicht des Herrn von Blittersdorf gewesen; nur weil

er den Aufsatz in den Annalen einer bloß flüchtigen Ansicht würdigte, wozu er allerdings, so lange er nicht klagen wollte, das Recht hatte; nur weil es ihm im ersten Augenblicke schien, als habe derselbe eine durchaus feindliche Tendenz; vielleicht auch, weil er ihn in einer tadelnswürdigen Zeitung wieder abgedruckt fand; nur durch diese Scheingründe verleitet, konnte er sich die Möglichkeit nicht denken, daß der Aufsatz gerade von dem Wunsche, die diplomatische Würde in ihr hellstes Licht zu setzen, diktirt worden seyn könnte. Ich wende mich an seine Humanität, die noch höher steht, als die Diplomatie, ich wende mich an sein Gefühl der unparteyischen Gerechtigkeit, und ersuche ihn, mit Hülfe desselben noch einmal jene Schilderung eines wahren Diplomaten aufmerksam zu lesen. Statt über mich zu zürnen, wird er vielmehr, wie einst Correggio, ausrufen: Anch' io son pittore. Denn — ich nähre diese lebendige Hoffnung, — er ist ein vollendeter Staatsmann, und kann sich in dem in dem Aufsatz aufgestellten Gemälde nur wieder erkennen.

Sonach habe ich bei der oben angeführten Stelle nur noch zwei kurze Bemerkungen zu machen. Einmal ist nicht abzusehen, wie eine Zeitung, welche kaum 300 Abonnenten zählte, wenn sie aus einem Journal, das deren über 1000 zählt, einen Aufsatz abdrucken läßt, dadurch ihn erst der größern Anzahl mittheilt, und zwar der größeren Anzahl solcher Personen, deren größte Geschäfte von den Diplomaten verwaltet werden. Denn dieß ist der Anlaß zu der zweiten Bemerkung, daß es nach dem Satze des Herrn von Blittersdorf scheint, als sey er nicht in Abrede, daß durch die Diplomaten wirklich die Geschäfte der größern Anzahl, d. h. der Gesellschaft, besorgt werden. Dieses erfreuliche, den wahren Staatsmann verkündigende Geständniß räumet aber zugleich den Mitgliedern der Gesellschaft das Recht ein, über die Art, wie

ihre größten Geschäfte verwaltet werden sollen, nachzudenken, und die Resultate ihres Nachdenkens der Welt zur Prüfung vorzulegen. Von diesem Rechte hat der Verfasser des beklagten Aufsatzes Gebrauch gemacht; Herr von Blittersdorf erkennt dieses Recht an; folglich hat sich der Verfasser keine Anmaßung zu Schulden kommen lassen.

„Der Redakteur oder Censor der Zeitung," fährt Herr von Blittersdorf fort, „hat jedoch rathsam gefunden, einige der frechsten und beleidigendsten Aeußerungen des Original-Aufsatzes etwas zu mildern; so wie er in den Annalen zu lesen ist, gehört er aber unstreitig unter die, von welchen, wie von einer Ehrensache für die Bundes-Versammlung, und für die ersten deutschen Fürsten und Minister hätte Notiz genommen werden sollen."

Ich bedaure, vielleicht zum erstenmal, nicht Abonnent des deutschen Beobachters gewesen zu seyn, und jetzt, da die Zeitung confiszirt worden, kein Exemplar der Nummern 21 und 23 derselben zu finden, um die angedeutete Veränderung oder Milderung der frechsten und beleidigendsten Aeusserungen kennen zu lernen. Es müßte, so scheint es, daraus klar werden, was Herr von Blittersdorf frech und beleidigend nennt. Errathen kann ich es nicht. Zwar sollte man glauben, daß in dem Aufsatze Beleidigungen der Bundesversammlung und der ersten deutschen Fürsten entdeckt worden wären. Doch ist in dem ganzen Aufsatze von der Bundesversammlung mit keinem Worte die Rede, und an die Rechte der Fürsten, denen die Diplomaten wahre und gründliche Berichte schuldig sind, wird mit Wärme erinnert.

Eine Ehrensache der Fürsten! Ein großes Wort, das, wie wir besorgen, hier sehr unschicklich gebraucht wird. Die Ehre der Fürsten! Eine heilige Sache, von der kein erfahrener, denkender Staatsmann ohne die aufs höchste gesteigerte Besonnenheit, ohne eine ehrfurchtsvolle

Scheu, das Reinste durch Mißbrauch zu beflecken, jemals zu sprechen sich erlauben soll. Was ist im neunzehnten Jahrhundert die Ehre der Fürsten. Wie spricht sich am unzweideutigsten die Sorge für diese Ehre aus? Sie sagt: „je veux qu'on t'adore, et non pas qu'on te craigne!“ So weit ist unsere politische Civilisation gediehen, daß selbst Revolutionäre die Person des Regenten als unverletzlich, folglich seine Ehre als unangreifbar anerkennen. Und das Unverletzliche sollte durch die Unbesonnenheiten eines frechen, frivolen, anmaßenden, wegwerfenden Schriftstellers beleidigt werden können? O, mein Herr, die Wirksamkeit der Schriftsteller, besonders der schlechten, reicht nicht bis zu der erhabenen Sphäre, wo die Ehre der Fürsten im ungetrübten Lichte strahlt. Die guten Schriftsteller aber bewahren, im innersten Gefühle des Herzens, eine reinere Ehrfurcht für die Würde der Fürsten, als mancher Diplomat, der mit Worten spielt, und seine individuellen Wünsche oder das Begehren seiner Körperschaft für Ausflüße des Thrones ausgibt. Die Ehre der Fürsten ist die Quelle aller andern Ehre. Nicht die Schriftsteller können, nicht sie werden sie trüben. Wohl aber kann mancher Diplomat, durch Mißbrauch der Worte, den Ruhm der Fürsten compromittiren, wenn er die Ansicht und das Interesse des Dieners als Sache des Herrn anmaßend in Cours bringen will; wenn er die Folgen ministerieller Unvorsichtigkeit aufrecht zu halten, für eine Ehrensache der Fürsten erklärt.

Ich achte es für physisch und moralisch unmöglich, daß die Ehre der Fürsten von mir angegriffen seyn könne. Die Bezeichnung des Herrn von Blittersdorf ist jedoch sehr genau: er spricht von den ersten deutschen Fürsten; es können also nur wenige bestimmt gemeint seyn. Ich ersuche den Herrn von Blittersdorf seine auf jeden Fall gewagte Beschuldigung, (ich sage gewagt, weil ein edler

Mann vor der Möglichkeit erschrecken wird, einem Schuldlosen ein schweres Verbrechen zur Last zu legen) — entweder zurückzunehmen, oder seinen Einfluß zu benützen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes von einer competenten Behörde gerichtet werde; nachdem jedoch Herr von Blittersdorf das angeschuldigte Verbrechen vorher wird nachgewiesen haben müssen. — Bis dahin muß es erlaubt seyn, mich auf die so unbestochene als unerschrockene Stimme meines Gewissens zu berufen, die mich für unschuldig erklärt, und daher die sehr böse Anklage des Herrn von Blittersdorf nicht zu achten berechtigt. Es muß ebenfalls erlaubt seyn, der Stimme des gesunden Menschenverstandes Gehör zu geben, welcher es unbegreiflich findet, wie es eine Ehrensache der Fürsten seyn könne, von Aeusserungen Notiz zu nehmen, die, wenn sie wirklich Beleidigungen der ersten deutschen Fürsten enthalten sollten, nur vom Wahnsinn diktirt seyn könnten. Diese Aeusserungen müßten überdem offen und direkt sich als freche Beleidigungen ausweisen; die Beleidigungen dürften nicht etwa, vermöge einer übelwollenden Interpretation, erst mühsam und auf jeden Fall zweifelhaft herausgedreht werden. Denn in dem Fall einer möglichen gutartigen Erklärung erfordert der Edelmuth, welcher die Moral des Staatsmanns ist, die leztere als die wahre gelten zu lassen.

Ich spreche sehr ernst und unumwunden mit Herrn von Blittersdorf; denn ich kämpfe für meine Ehre und vielleicht für meine Sicherheit. Es ist nicht gleichgültig, welcher Ausdrücke man sich in einer öffentlichen Anklage bedient. Die Beschuldigung einer frechen Beleidigung der ersten deutschen Fürsten muß erwiesen seyn; die Klugheit gebietet, sie nie ohne Beweis anzubringen, weil, wenn die Ahndung nicht der Verletzung der Gesetze nachfolgt, die Anklage nothwendig die Achtung für das Gesetz compromittirt.

Ich hebe die Hand zum Himmel empor, und schwöre, bei dem ewigen Zeugen der innersten Gedanken, daß ich nicht die Absicht gehabt habe, noch haben konnte, die ersten deutschen Fürsten zu beleidigen.

Die Welt weiß, daß ich sie nicht beleidigen konnte, wenn ich es auch gewollt hätte.

Ich habe dem Herrn von Blittersdorf nichts mehr hierüber zu sagen. Ist ihm der Ernst, mit dem ich die Sache aufnehme, unangenehm, so ist es nicht meine Schuld. Ist er ein edler Mann, wie ich zu zweifeln bis jezt keine Ursache habe, weil ich den Leichtsinn der Jugend nicht als Schuld dem Charakter anrechnen kann, — ist er edel, so wird es ihm leicht seyn, Mißverständnisse zu beseitigen, wozu seine ungewogenen Worte Anlaß gaben.

Auch wird Herr von Blittersdorf mir nicht Schuld geben, daß ich die Achtung, die seinem Stande und seiner Würde gebührt, aus den Augen setze. Gerade die Achtung für seine erhabene Stellung läßt mich das Mißverhältniß derselben zu den vorgebrachten Anklagen bemerken; gerade der Wunsch, daß solche Widersprüche des Anstandes und des guten Tones für immer vermieden werden möchten, leitet mich auf Andeutung der Verletzung. Ich wünsche daß das Erhabene in seiner Reinheit erhalten werde.

Endlich kann ich eben so wenig als die Fürsten, die ersten deutschen Minister haben beleidigen wollen: ich kenne sie nicht. Es ist mir daher um so mehr unmöglich, mich gegen diese Anklage zu vertheidigen, als ich, bei Lesung der Beschuldigung, nicht weiß, nach welcher Rangordnung Herr von Blittersdorf die ersten Minister von den letzten unterscheidet.

Ich frage mich unbefangen, was nur den Schein veranlassen konnte, als habe ich die ersten Minister beleidigen wollen. Es heißt in dem Aufsatze: „Der Platz, den „in der Geschichte die Unterzeichner gewisser Beschlüsse

„einnehmen werden, ist nicht schwer zu errathen. Wir „wollen sie nicht anklagen; wir möchten sie vielmehr ent„schuldigen. Wirklich ist das thätige Einschreiten vornehmer Unwissenheit mehr eine Anmaßung als eine Schuld.“ — Dieß sind allgemeine Sätze, die auf keine Persönlichkeit, die nur auf Maßregeln und ihre Veranlassung bezogen werden können. Wie liesse sich mit Vorsicht, Klugheit und Grund nachweisen, daß ich diese oder jene Beschlüsse nothwendig gemeint haben müsse? Keine Zeit, kein Ort ist genannt. Die Geschichte ist alt, und seit sie berichtet, sind mancherlei, gewiß nicht heilsame Beschlüsse, selbst von Diplomaten, gefaßt worden. Waren es nicht Minister, welche die Verträge vor so vielen unglücklichen Kriegen schloßen, von denen die Geschichte Meldung thut? Gab es nie eine Zeit, wo die Unwissenheit eines Ministers, bei allem guten Willen, seinem Staate Schaden zugefügt hat? Welchen Zeitpunkt wählt Herr von Blittersdorf, sich die Menschen als unbekannt mit den Verhältnissen der Welt vorzustellen? — Hier, bei diesem Theil der Anklage, ist es vorzüglich, wo ich mich auf die öffentliche Meinung, als unser beiderseitiges Tribunal, berufen muß. Einem aufgeklärten Zeitalter ist nicht zuzumuthen, Alles, was geschieht, als unübertrefflich zu verehren. Irrthum und Fehlgriff sind das Loos der Menschen. Keine Periode war davon frei; auch die unserige entrichtet den Tribut der Schwäche. Mit den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kann man nicht reden, wie mit denen, welche nichts von dem Lichte wußten, das so viele große unsterbliche Geister seit länger als einem Jahrhundert in Europa angezündet haben. Glücklich diejenigen, welche ehrlich die Fehlgriffe für Meisterstücke halten; in ihrem Glücke sollten sie jedoch sich nicht anmaßen, diejenigen unglücklich machen zu wollen, welche, zu Folge der ihnen von Gott verliehenen Organisation

ihres Kopfes, anders denken und urtheilen müssen. Ist es dem Kenner der Geschichte unmöglich zu läugnen, daß selbst Päbste, troz ihrer Unfehlbarkeit, geirrt haben, so muß es erlaubt seyn, anzunehmen, daß auch in unserer Zeit Minister und Diplomaten, die keine Päbste sind, irren können.

War es vielleicht folgende Stelle, die als frech und beleidigend ausgelegt wurde? Seite 5. heißt es: „Die Zeitungen waren noch übrig: sie konnten, als Or„gane der öffentlichen Meinung, die Wahrheit und eine „unabhängige Ansicht der Dinge bis vor den Thron der „Könige bringen. Da machte eine Anzahl Diplomaten „die sinnreiche Erfindung, die Censur der Zeitungen un„ter Aufsicht der auswärtigen Ministerien zu stellen. „Das ehrwürdige Amt der Gesandten suchte man in der „öffentlichen Achtung zu erhöhen, indem man sie zu Auf„passern der Zeitungen machte, und ihren Geschäftskreis „anständig durch Noten gegen freisinnige Artikel erweiterte. „Nun war nicht mehr zu fürchten, daß Wahrheiten, die „den Diplomaten unangenehm seyn könnten, in der Welt „verbreitet werden möchten." — Diese Stelle ist vielleicht diejenige in dem ganzen Aufsatze, die am meisten eine direkte Beziehung zuläßt; doch ist sie weder frech, noch beleidigend für Diplomaten. Sie spricht die Ueberzeugung aus, daß das Geschäft der Censur mit dem ehrwürdigen Amte der Gesandten nicht wohl vereinbar sey. Diese Ueberzeugung war das Resultat einer vieljährigen Erfahrung, an welche der Verfasser, aus Achtung für die hohe Stellung der Minister, erinnern zu dürfen und zu sollen glaubte. Man muß nicht wissen, was die Censur ist, man muß sie nicht aus eigener Erfahrung kennen, sondern sich eine viel zu günstige Vorstellung von ihr machen, wenn man es anders meint. Seit dreißig Jahren, da der Verfasser als Schriftsteller mit den Aufsehern über literarische Arbeit in Berührung gekommen, hat er keinen

denkenden, wohlwollenden und als Mensch achtungswürdigen Censor gefunden, dem nicht sein Geschäft drückend, peinigend, und alle zarteren Gefühle beleidigend erschienen wäre, der nicht gewünscht hätte, von demselben befreit zu seyn. Keiner drängte sich dazu; jeder übernahm es nur gezwungen und widerstrebend. Wie soll es denn eine Beleidigung seyn, wenn man wünscht, die Minister hätten sich nicht damit befassen mögen? Welche Verantwortung haben sie dadurch übernommen? Geben sie nicht jeder Zeitung, die unter ihrer Aufsicht erscheint, ein höheres, ein ministerielles Ansehen? In der That, man hätte besser gethan, alle unabhängigen Blätter zu verbieten, als die letzte Zuflucht der öffentlichen Meinung in eine Anstalt zu ihrer Verfälschung zu verwandeln. — Die Minister können sich unmöglich Glück wünschen, oder stolz darauf seyn, daß ihnen dieses Geschäft zugeschoben wurde. Daher ist es ihnen auch bald lästig geworden. Warum hätten sie sonst subalternen Beamten es übertragen? Und diese letzteren üben es denn, aus Furcht oder Neigung, auf eine Art, worüber jeder edle, feingebildete Minister erröthen würde, wenn der Schriftsteller ihm jederzeit den Unverstand des Censors vor Augen legen dürfte. — Bis zu den Fürsten können diese Klagen nicht dringen; das Detail der Censur ist ihnen unbekannt, und muß es seyn. So vereinigen sich viele Ursachen, die eine Bewunderung der also verschärften Censur unmöglich machen. Der offenbare Anlaß der Maaßregel kann auch von ihrer Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit nicht überzeugen. Der Wahnsinn oder das Verbrechen einiger Studenten kann kein Grund seyn, alle literarischen Männer einer Nation unter Aufsicht einiger nicht literarischen Legations-Sekretäre zu stellen. Der Schrecken über ein einzelnes Verbrechen ist begreiflich; aber er ist nicht männlich, nicht großmüthig; er ist vorübergehend, darum soll man keine

bleibenden Maaßregeln auf ihn bauen. — — Gesetzt aber, der Verfasser irrte in seiner Ansicht von der Censur: wer wird, bei jeder Aeußerung einer abweichenden Meinung, gleich von Beleidigungen sprechen? Die Welt wäre öde, frostig und langweilig, dürfte sich nur Eine Meinung aussprechen. Dieß ist es eben, was die besten Menschen tadeln, daß, aus Furcht vor einer Handvoll träumender Umwälzer, alle Beweglichkeit gehemmt, das ganze fröhliche Leben erstickt, und statt dessen ein pagodisches Kopfnicken eingeführt werden soll. Es ist die Würde und Ehre des Mannes, daß er vor dem Widerspruch nicht erschrecke, daß er, selbst beym Brausen entgegengesetzter Stürme, seine Besonnenheit behalte, und über der Angst des Pöbels erhaben sey. Nicht das Angstgeschrei, die ruhige Haltung bezeichnet den höheren Menschen. Man muß den Widerspruch verstehen und fassen, wie ihn die Natur zu fassen versteht, die Leben aus ihm hervorruft. — Nicht auf Duldung allein, auch auf Anerkennung und Achtung hat der Widerspruch ein Recht. Sollen Harmonie und Melodie der verschiedenen Töne, in welchen sich die Seele ausspricht, verstummen? Sollen Millionen nur den Einen Ton nachlallen, in welchem der Muezzinn von dem Minaret die Stunden ausruft? Ist jede Einrede gegen solche Zumuthung, Zeichen der Empörung? Ist jede Stimme eine feindliche, welche warnt, nicht das Gefährliche, nicht das Ruhmlose zu versuchen? Wie sollte der menschliche Geist, das beweglichste, flüchtigste Ding in der Welt, gefesselt werden können? Und wenn es gelänge, was wäre es anders, als der heilloseste Obscurantismus? Denn überall ist Finsterniß, wo der Geist nicht frei die Schwingen in seinem Gebiete bewegen darf. — — Vielleicht haben wir es verdient; vielleicht sollen, durch schreckliche Zeichen, die Menschen zur Buße und Besinnung gebracht werden. Bei Cäsars

Tode verhüllte sich die Sonne, und das entartete Jahrhundert fürchtete eine ewige Nacht; wunderbare Zeichen wurden bemerkt, — Thiere sprachen. . . . . Doch trat die Ordnung der Natur bald wieder in ihre Rechte; die Sonne war nicht erloschen, sie konnte nicht ausgelöscht werden.

Solem quis dicere falsum
Audeat?

" Licht und Bewegung sind die Elemente des Menschenlebens. Der Versuch, die Welt zum Stillstand zu bringen, konnte selbst in China nicht gelingen: die Vielheit der Sekten verräth auch dort die Natur unsers Geschlechtes. Die Europäer würden dem Zwange einer aufgedrungenen einzigen Meinung noch lebhafter, als die Chinesen, widerstehen. Das Leben der früheren Jahrhunderte bürgt dafür. Eine Doktrin von gestern kann eine so alte Autorität nicht umstoßen. Gefährlich ist, ohne Kenntniß der Natur der Gesellschaft und der Gesetze ihrer Entwickelung, sich vorzustellen, es werde die Welt ohne Widerstreben am Gängelbande sich führen lassen. Kühnere sind darüber zu Grunde gegangen. Ein hartes Geschlecht sind die Menschen, — durum genus. Das stolze Roß trägt eine Zeitlang duldend den unerfahrenen Reiter; doch es kommt die Stunde seines launigen Muthes, und es wirft den Ungeschickten in den Staub. — Dieß ist was der Verfasser in den angezogenen Stellen andeuten wollte.

Endlich sagt Herr von Blittersdorf: „Ungeachtet die Mitglieder des Ausschußes gleichfalls zu der Klasse der Diplomaten gehören, und es daher scheinen möchte, als sprächen sie, zum Theil wenigstens, in eigener Sache, so nimmt der Ausschuß dennoch nicht den geringsten Anstand, offen zu erklären, daß er alle zeither angeführten Artikel (also auch jenen „die Diplomaten" überschriebenen) für unverträglich (!) mit dem monarchischen Prinzip und dem Artikel 57. der Wiener Schlußakte, und

ebendesshalb auch mit der Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, erachtet."

Diese Wendung, den Verdacht, als werde in eigener Sache gesprochen, abzuweisen, ist nicht glücklich, läßt sich jedoch, ohne eine absichtliche Verdrehung der Klagsache zuzulassen, aus der bloßen Schnelligkeit oder Vorschnelligkeit des Ausdruckes, welche bei ungeübten Schriftstellern zuweilen die Stelle der Lebhaftigkeit des Styls einnimmt, ohne alle Gehässigkeit erklären. Herr von Wintersdorf ist kein Schriftsteller, sondern ein Staatsmann; er wird uns daher erlauben, hier, wo nur von der Schreibart die Rede ist, wenn nicht seine Rechtfertigung, doch keine Entschuldigung zu versuchen. Wir haben dem angezogenen Perioden eine anhaltende Aufmerksamkeit gewidmet, weil wir sogleich eine verwirrende Dunkelheit in demselben bemerkten, welche ordnend aufzuhellen wir für unsere Pflicht hielten, indem es unmöglich, wenigstens nicht ehrlich ist, über Dinge zu urtheilen, die man nicht versteht; und weil wir uns nicht vertheidigen konnten, ohne zu wissen, was die Anklage eigentlich sagen wolle.

Da in unserem Aufsatze nur von Diplomaten und zwar von den falschen, wie von den ächten gehandelt wird, so begriffen wir nicht, wie dieß als eine Feindseligkeit gegen das monarchische Prinzip ausgelegt werden könne. Wir zerlegten also, um in den Sinn der Rede einzudringen, den Perioden in seine einzelnen Bestandtheile, unterschieden die eigentlichen Ausdrücke von den uneigentlichen oder tropischen, und lösten die Redefiguren in ihre Bedeutung auf. So wurde es uns bald klar, daß nur ein sehr kühner Gebrauch der Tropen, eine wahre Einschiebung der einen in die andere, die Dunkelheit in dieser Stelle, und wahrscheinlich in der ganzen Anklage, veranlaßt habe. Der Leser wird selbst urtheilen. Die Diplomaten bestehen aus ächten und unächten; letztere sind nur ein Theil,

vielleicht ein sehr kleiner Theil des ganzen Corps diplomatique; nur letztere könnten sich allenfalls beschweren, daß sie in unserem Aufsatze beleidigt wurden. Bediente man sich aber der Redefigur, welche die Gelehrten Synekdoche nennen, und zwar derjenigen Art, welche das Ganze statt des Theiles setzt, so würde man sodann sagen können: „die Diplomaten sind beleidigt.“ Dieser Satz wäre zwar unwahr, sobald man die Redefigur buchstäblich nehmen wollte; dieß ist jedoch nicht nothwendig, und in bildlichen Redensarten sogar nicht zuläßig. Sagt man z. B. von einem viel verehrten Manne: „Die Welt kennt und achtet ihn,“ so ist die Synekdoche nicht buchstäblich zu nehmen, indem viele zur Welt gehören, die den Mann vielleicht nicht kennen. Es ist nur das Ganze statt des Theiles genommen.

Durch eine andere Redefigur, durch die Metonymie, kann man, statt Diplomaten, irgend einen andern Begriff, mit dem sie zusammenhängen, setzen. Die Metonymie ist nämlich unter den Tropen diejenige Redefigur, wo man, bei einem vorhandenen Zusammenhang zwischen zwei Begriffen, den einen für den andern, z. B. das Werkzeug für den Künstler nimmt; so sagt man: „das macht dem Meißel des Künstlers Ehre,“ und meint eigentlich die Ehre des Künstlers. — Da die Diplomaten Werkzeuge der Fürsten sind, so könnte man vielleicht, in einer lebhaften Rede, sie statt dieser, oder umgekehrt diese statt jener setzen. Ist aber, wie hier, nur von einigen Individuen, welche ungeschickte Diplomaten sind, die Rede, und ließe sich daher allenfalls nur an einen Zusammenhang mit einzelnen Fürsten denken: so kann man sich durch eine andere Figur helfen. Bei der Antonomasie wird nämlich die Gattung statt des Individui oder dieses statt jener gesetzt. Man nennt dann gleich alle Monarchen, wo eigentlich nur an eine Verbindung mit denen

zu denken ist, welche ungeschickte Diplomaten in Dienst nehmen. Dieß wäre dann eine Art Hyperbel, und in diesem Fall gewiß eine Katachrese. Endlich macht man durch eine andere Metonymie das Concrete zum Abstracten, und so hat man, durch bloße Versetzung der Begriffe und Bilder, die Diplomaten, und zwar die ungeschickten, in das monarchische Princip verwandelt.

Auf solche Art entdeckten wir in dem von uns studierten Perioden nichts als eine Ueberladung der Tropen, die, weil immer eine auf die andere gehäuft war, sich, in diesem Chaos von Figuren, uns gleichfalls unter einem Bilde, als Masken nämlich unter den Masken der Masken darstellten. Ein solches Durcheinandermengen rethorischer Bilder kann, möglicherweise, bloß die unschuldige Verirrung eines lebhaften Kopfes, sonach ohne alle Consequenz seyn; nur ist sie in der guten Schreibart nicht zu dulden, weil erstlich alle diese Tropen frostig und unfruchtbar für das ästhetische Gefühl sind, indem sie die Begriffe nicht anschaulich, sondern vielmehr den Sinn der Rede dunkel machen; und sodann weil dieser Gebrauch am wenigsten im ernsten feierlichen Styl, wo sich's um die Ehre der Staaten, in einer Rechtssache, wo sich's um die Ruhe der Individuen handelt, zuläßig ist. Nimmt man ein Wort für das andere, so ist der unbescholtenste Mann nicht sicher, eines schweren Verbrechens angeklagt zu werden. In solchem Falle hört der Gebrauch der Tropen auf, unschuldig zu seyn, und artet aus in ein gehäßiges Mittel der Sophistik. — Wir haben in unserem Aufsatz uns einer metaphorischen Redensart bedient, als wir die Diplomaten für das Auge der Regenten erklärten. Gesetzt nun, es würde ein chinesischer Mandarin in diplomatischen Geschäften nach Korea geschickt, und gesetzt, es träfe sich, daß, unter diesem rohen Volke, der Ge-

sandte von einem ungezogenen Menschen geschlagen würde: dürfte dann ein öffentlicher Ankläger sich unserer Metapher bedienen und behaupten, der Koreer hätte dem Kaiser von China das Auge aus dem Kopfe geschlagen? — Dahin führt ein unziemlicher Gebrauch der Redefiguren.

Wir sprechen hier nur von der Schreibart, als einer schriftstellerischen Angelegenheit. Herr von Blittersdorf kann uns daher erinnern, daß er kein Schriftsteller sey, ihn also diese Dinge nichts angehen. Allerdings, ein Staatsmann kann sich über alle Pedanterieen hinaussetzen; und wir haben in dem Berichte des Herrn von Blittersdorf mehrere Stellen bemerkt, wo er es wirklich gethan hat. So, unter andern, spricht er von dem ehemaligen spanischen Minister Miguel und bemerkt: „dieser Mann sey gerichtet und abgethan.“ Nun kann man dieß wohl in häuslicher Rede von Hühnern und Gänsen sagen, nicht aber von Menschen, am wenigsten von Diplomaten; man würde sonst den Anstand, ja, nach ebengehörter Rhetorik, das monarchische Princip verletzen.

Wir läugnen nicht, daß Herr von Blittersdorf über alle erwähnten Pedanterieen erhaben, ja wir erkennen, wie es gar nicht nothwendig für einen Staatsmann sey, sich mit der schriftstellerischen Kunst bekannt gemacht zu haben. Er kann, im Falle der Noth, sich an einen geübten Stylisten wenden, der für Geld und gute Worte irgendwo zu haben seyn wird. Alles was für den Staatsmann und andere dabei wünschenswerth ist, besteht darin, daß die Wahl auf ein Subjekt falle, welches, außer dem Talent gut zu stylisiren, auch noch einige andere Eigenschaften besitze; er wird z. B. die Logik der Sophistik, die Beredsamkeit dem ungeschickten Hohn einer aufgeklärten Meinung, die öffentliche Moral dem Bestande einer einseitigen Doktrin vorziehen müßen, und die hohe Stellung

derer, für welche er schreibt, nicht durch Vorlegung einer gemeinen Gesinnung compromittiren dürfen.

Doch alles dieß sind mehr oder weniger Dinge, die nur den Schriftsteller angehen, und die gleichwohl Herr von Blittersdorf vielleicht besser weiß als wir. Er wird also Gelegenheit haben, großmüthig gegen uns zu seyn, und uns diese Abschweifung verzeihen. Jeder, der eine Kunst treibt, wird leicht geschwätzig, wo er auf sein Handwerk zu reden kommt. Wir wenden uns wieder an den Staatsmann.

Den Schein in eigener Sache zu sprechen, beseitigt man nicht, wenn man der Sache einen unpassenden Namen gibt. Der Verdacht, den man entfernen will, wird durch die Erwähnung desselben oft erst herbeigerufen. Ein sehr einfaches Mittel bot sich dar, zu beweisen, daß man nicht in eigener Sache spräche. Der Verfasser hatte die untauglichen Diplomaten von den achtungswürdigen genau unterschieden. Bei Erwähnung dieses Unterschiedes mußte es klar werden, daß unter den untauglichen nicht die Herren Gesandten zu Frankfurt gemeint seyn können. Nur wenn der Ausschuß die Huldigung gelobt hätte, die der Verfasser vollendeten Staatsmännern darbringt, hätte er in eigener Sache gesprochen. Allerdings war es dann unmöglich, seine Schilderung ungeschickter Diplomaten für eine Beleidigung der Bundestagsgesandten zu erklären. Dieß aber *nicht* zu thun, war gerade die *Ehrensache*.

Nur eine kurze Bemerkung bleibt mir noch übrig. Daß nämlich jener Aufsatz, wie er auch seyn mag, doch mit der Sicherheit der Bundesstaaten vollkommen *verträglich* sey, ist durch die That bewiesen worden. Er ist bereits zwey Jahre alt, und nirgend zeigte sich

eine Spur, daß die Sicherheit eines Staates von irgend einem Leser der „Diplomaten" bedroht werde.

Und so hätte ich denn, durch Mittel, die sich ohne Mühe darboten, dem Publikum die Sache auf eine Art vorgelegt, die es ihm möglich machen wird, ein unbefangenes Urtheil über meine Schuld oder Unschuld zu fällen. Glücklich würde ich mich schätzen, wäre es mir gelungen, einigen jüngern Diplomaten die Nothwendigkeit anschaulich zu machen, in den Kämpfen mit den Schriftstellern mit einiger Vorsicht zu Werke zu gehen, und vor Allem den Nachdruck der Logik und Gerechtigkeit nicht zu vernachläßigen.

Ich habe das Recht der Vertheidigung nicht weiter geübt, als es die Ehre forderte; gleichwohl könnte man mir zum Vorwurf machen, daß ich von diesem Rechte einen öffentlichen Gebrauch gemacht habe. Diejenigen, welche zu diesem Vorwurfe geneigt seyn sollten, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich sie an die österreichischen und preußischen Censuredikte erinnere. In der Censurordnung, welche des Kaisers Joseph II. Majestät am 11. Juni 1781 erlassen, heißt es: „Critiken, „wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun „treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis „zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser „seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also für die „Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellt, nicht „verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine „Freude seyn muß, wenn ihm selbe auf diesem Wege „zukommt." — In einer von Sr. Majestät dem jetzt regierenden König von Preußen am 20. Februar 1804 erlassenen Cabinetsordre kommt folgende Stelle vor: „Es „kann nicht Jedem zugemuthet werden, in solchen Fällen, „die eine Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten,

„womit officielle Denunciationen verbunden sind, auszu-
„setzen. Sollte nun auch eine anständige Publicität dar-
„über unterdrückt werden: so würde ja gar kein Mittel
„übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der unter-
„geordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine
„sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden.
„In dieser Rücksicht ist eine anständige Publicität der
„Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft
„gegen Nachläßigkeit und den bösen Willen der unterge-
„ordneten Offizianten, und verdient auf alle Weise be-
„fördert und geschützt zu werden.“

VII.

Graf von Bismark's Feldherr.

- - de tous les objets qui commandent à l'ame
c'est la grandeur, surtout, qui l'élève et l'enflamme.
Delille.

Der würtembergische General Graf von Bismark hat unter dem Titel: „Der Feldherr nach Vorbildern der Alten; Karlsruhe, in C. F. Müller's Hof-Buchhandlung. 1820. 8.," eine interessante kleine Schrift herausgegeben, in welcher er sich als denkender Officier beurkundet, auf dessen Bildung sowohl das Studium der alten Kriegsgeschichte, als die neuere Zeit wohlthätig gewirkt hat. Bei allem Schlachtgewühl, das seit dreyßig Jahren Europa erschütterte, ist der Geist und Zweck der Schlachten doch vielen noch ein Geheimniß geblieben. Man glaubte wohl, es handle sich nur um strategische Entwürfe und tactische Züge zur Befriedigung des Ehrgeizes der Einzelnen; oder, die Schlachten hätten, wie das Schachspiel, keine höhere Bedeutung, als die Geschicklichkeit der Spielenden zu zeigen. Daher betrachtete man die Armeen als Maschinen, deren moralisches Element man nur als eine Zugabe, im Fall der Noth, in Anschlag brachte, ohne deswegen weniger den Soldaten als blindes Werkzeug zu behandeln. Gleichwohl sahen wir, wie vor unsern Augen die Schlachten über das Schicksal der

Völker und über die Herrschaft neuer politischer Systeme entschieden, wodurch ganz Europa eine neue Gestalt erhielt. Nach hergestelltem Frieden trat nicht wieder alles in die frühere herkömmliche Ordnung zurück; der Geist der Schlachten wirkte fort, noch lange nachdem der Donner des Geschützes verhallt war. Im Frieden selbst begann fast überall der eigentliche Krieg zwischen dem Alten und Neuen. Ideen, gegen welche Heere ausgezogen, waren nicht vertilgt zugleich mit ihren ersten bewaffneten Anhängern; die Ideen wirkten ungeschwächt fort und errichteten sich Arsenale in den Köpfen und Herzen der Menschen. Daher die Klage vieler Sieger, daß man die Gottesurtheile der Feldzüge nicht mehr wolle gelten lassen; daß man von neuem in Frage stelle, worüber die Kanonen, nach ihrer Meinung, entschieden hätten. Daher die Drohung mit neuer Gewalt, wo die, wie man glaubte, besiegten Ideen kühn wieder hervortraten. So entstand die Verwirrung, welche sich jetzt in Europa in vielen Gegenden durch eine drückende Schwüle kenntlich macht, und neue Krisen und Katastrophen anzukündigen scheint. Man hatte den Geist der Schlachten vergessen; man mißkannte den Zweck aller Gewalt im Staate, die nicht für den Schutz der Behaglichkeit einzelner Personen, nicht zur Befriedigung der Leidenschaften oder abgesonderter Interessen ersonnen wurde, sondern nur durch das allgemeine Wohl der Gesellschaft bestehen kann, und nur durch dasselbe ihren Umfang und ihre Sicherheit erhält. Es fehlt noch viel, daß diese Begriffe in gehöriger Klarheit von den höhern Beamten im Civil wie im Militär aufgefaßt werden, und daß sie ihnen zum Leitstern dienen. Aber erfreulich ist es schon, daß einzelne Männer durch die Reife ihres Geistes sich über das Chaos herkömmlicher Meinungen erheben, und die Bedeutung aller politischen Bewegung der Völker erkennen. Haben

sie auch noch mit herrschenden Vorurtheilen zu kämpfen; dürfen sie sogar nicht ohne Gefahr ihre besseren Einsichten der Welt mittheilen: so ist ihr Daseyn schon Bürge, daß die Wahrheit noch nicht von der Welt verbannt ist. Ueber lang oder kurz siegt immer das Licht über die Finsterniß. Tausende unserer ausgezeichnetsten Krieger jedes Alters nähren diese Hoffnung, und sehnen sich nach Bestätigung, daß sie nicht vergebens sey.

Wenn wir nicht sehr irren, so wird die kleine Schrift des Herrn General von Bismark dieser Sehnsucht in vielen Stellen wohlthuend entgegen kommen, sie wird dem Leser auch als ein Muster der Klugheit lieb werden; denn der geistvolle Schriftsteller hat alle Aufreizung der neuen Vorurtheile und Leidenschaften dadurch sehr weise vermieden, daß er seine Ideen an Beispielen aus einer längst entflohenen Zeit entwickelt, ohne ihnen jedoch das frische Leben und die leichte Anwendbarkeit zu rauben.

„Man übergibt hier," sagt der Verfasser im Vorworte, „aus dem Heldenleben der größten Feldherrn der Alten und aus den besten Kriegs-Schriftstellern der alten Geschichte der Kriegskunst, den Geist in Form von Maximen."

„Der Umgang mit den Helden der Vorzeit gibt der Seele Schwungkraft und erstarkt den Mann auf der Laufbahn der Ehre und der Pflicht."

„Die Formen der alten Kriegsinstitutionen sind der gegenwärtigen Zeit von geringem Werth. Der Geist jenes Jünglingsalters der Menschheit aber lebt und erbt auf alle folgende Geschlechter."

„Formen gehören nur ihrer Zeit an, sie vergehen mit solcher, — der Geist aber, der Formen geschaffen, überlebt solche und gehört der Ewigkeit an."

Viele deutliche Spuren dieses rein aufgefaßten Geistes finden sich in der Schrift des Herrn von Bismark. Einige Auszüge aus derselben, einige darin aufgestellte Maximen werden dem Leser nicht unwillkommen seyn.

„Neben den Mitteln zum Kriegführen ist es vornehmlich das moralische Element und der Liberalismus gemeinsamer Gedanken, welcher einem Kriege zur Grundlage dienen muß. Die Kraft einer Nation liegt in den Elementen ihrer Bürger. Diese Elemente verlangen individuelle Sicherheit und nationale Freiheit. Wo diese gefährdet sind, erheben sich die Elemente der Bürger bis zur Höhe einer öffentlichen Stimmung, ihre Sicherheit und Freiheit zu vertheidigen. Wo demnach die Basis der öffentlichen Meinung fehlt, da ist kein günstiger Erfolg eines Kriegs zu hoffen.“

„Die bürgerliche Sicherheit und die nationale Freiheit ist das Ziel des Feldherrn; er betrachtet sich als den vorsehenden Diener der Nation, welche ihr Wichtigstes und Heiligstes ihm anvertraut hat, aber zugleich als Organ der Gottheit, welche unstreitig will, daß die Menschen, sowohl in ihren individuellen, als in ihren nationalen Verhältnissen zu allen Zeiten sicher, frei und glücklich seyn sollen.“

Von Hannibal wird S. 38. 39. eine merkwürdige Rede angeführt; er sagte unter anderem zum Antiochus: „Es ist nöthig, daß du dich laut für die Sache der Freiheit erklärst; denn nur derjenige flößt den Völkern Vertrauen ein, der ganz zuversichtlich auftritt, und zu erkennen gibt, daß er auf sich selbst und auf seine Sache vertraut, und diese für unüberwindlich hält. Ein schwankendes Benehmen wird nie Proselyten machen. Dennoch aber, o König, vertraue nicht den Bundesgenossen!“ ꝛc.

S. 42. „Coalitionen oder eine Verbindung zweier früher entgegengesetzten Parteyen, zur Bekriegung einer zum Uebergriff emporstrebenden dritten Macht — haben nur ephemere Dauer und können in keine planmäßige Berechnung gezogen werden. Ein Ergebniß einer künstlichen Politik, im Resultat erkannter gegenseitiger Noth, löst sich die Coalition auf, sobald die Noth abgewendet ist. Oft hält sie nicht einmal so lange."

S. 56. „In der Welt erneuert sich immerdar der Kampf der Reichen, (Patricier,) und der Armen, (Plebejer.) Wenn die Reichen alles an sich gerissen haben; wenn die Armen unter ihrem Drucke schmachten: so wird die Masse des Volks zum Gefühl der Kraft geführt, und macht sich in einem Aufruhr frei. So zeigt es die Geschichte in Griechenland, in Rom, in Carthago. ꝛc. Der Feldherr wird daher wohl unterscheiden, auf welcher Seite die Unzufriedenheit ist, und auf welchem Grad der Ungleichheit die Freiheit sich befindet. Das Ansehen der Aristokraten gilt gewöhnlich nur in einem engen Kreise der Gewalt. Das Volk, an seiner Spitze die Tribunen, hat gewöhnlich den unermeßlichen Boden des Rechts und der Billigkeit. Ist dies gehörig berücksichtigt, so wird dem Feldherrn die Wahl nicht schwer fallen."

„Die Kraft einer Regierung liegt in der offenen Gerechtigkeit. Nur die Regierung ist stark, welche zufriedene Bürger hat. Zufriedenen Beherrschten ist alles anzumuthen. Ist also die Regierung des feindlichen Staates constitutionel; ist die Vollziehung dem Worte der Constitution analog, und sind Fürst und Volk durch das Band der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens verbunden: so wird der Kampf hartnäckig seyn. Ist hingegen die Regierung willkührlich, durch eigenmächtige

Handlungen, Bedrückung und Verfolgung einzelner Individuen verhaßt: so ist Trennung derselben von den Interessen des Volks möglich. Der Feldherr muß die Einleitung dieser Trennung zum Gegenstande seines Nachdenkens machen, und in den Operationsentwurf aufnehmen."

Man sieht, daß Herr von Bismark hier einen ehrlichen Krieg im Auge hat, wo der Feldherr den innern Zustand des feindlichen Landes erwägt und darnach seine Entwürfe bildet. Einen Krieg gegen ein bedrücktes Volk, um es zu zwingen, ewig den Druck zu ertragen, kann kein Mann von Ehre vertheidigen, und also auch dem Anführer der Sclavenbande zur Einführung der Sclaverei im fremden Lande keine Anleitung geben wollen.

S. 61. „Jeder Feldherr ist ein historischer Mensch. Historische und zugleich große Männer, (denn nicht jeder historische Mann ist auch ein großer,) sind während ihres Lebens schwer zu beurtheilen. Ja, wahrhaft große Männer sind Jahrhunderte ein Gegenstand der Unterhaltung, ohne getreu geschildert zu werden. Die Beweglichkeit der Einbildungskraft, welche genialen Menschen gewöhnlich eigen ist, und welche sie mit einer unedlichen Leichtigkeit vorwärts führt, macht allzuoft jede Berechnung unmöglich. Die einflußreichste Herrschaft ist die moralische, — nach dieser soll jeder Feldherr streben. Er muß also zuerst suchen, hierin seinen Gegner zu übertreffen, und sich die Initiative zu sichern. Von dem Augenblick an, da er diese basirt hat, darf er sich als Sieger betrachten."

S. 64. ff. „Es gibt Vertheidigungskriege, in welche man willenlos verwickelt wird, und welche zu vermeiden nicht in der Völker Macht steht, — es wäre denn, man beugte gutwillig seinen Hals unter das Joch der Sclave-

rei. Doch der freigesinnte und freigeborne, hochherzig erzogene Bürger wird den Tod der Sclaverei vorziehen. Nur der Feige will unter jeder Bedingung Frieden! die Declamation gegen den Krieg und gegen eine stehende Kriegsmacht kommt von denen, welche den Krieg nur aus der Entfernung gesehen haben. Wer den Krieg kennt, wird nicht vor ihm erschrecken, und gewiß auch die Mittel wollen, ihn abzuwehren, vom vaterländischen Boden entfernt zu halten."

„Defensiv-Krieg führen heißt, der Ungerechtigkeit Einhalt thun, die Freiheit vertheidigen, den Zustand des Rechts, der Wahrheit, der Sittlichkeit und Schönheit, der geistigen Menschenwürde überhaupt erhalten."

„Ohne individuelle Freiheit ist kein Friede denkbar. Sicherheit und Freiheit sind, wie die Wahrheit, nur da heimisch, wo sie Unabhängigkeit haben. Wo demnach die Sicherheit der Personen und die Freiheit der Nation gefährdet wird, da findet die Wahrheit keinen Glauben mehr; der Friede ist schon unterbrochen, und Krieg wird ein tugendhaftes und einziges Mittel, den Friedenszustand wieder zu erkämpfen. Nicht zum Dulden, zum Leben ist der Mensch bestimmt. Vertheidigung ist natürliche Bedingung des Lebens, und wird, wenn es die Freiheit betrifft, preiswürdig. — Jeder Vertheidigungskrieg, der diesen Character hat, ist ein gerechter, ein heiliger Krieg."

„Ein Feldherr kann in so schweren Zeiten, als man in dem hier gedachten Vertheidigungskriege annimmt, nur mit diktatorischer Gewalt in Kriegs- wie in Regierungssachen die Leitung übernehmen. Wie im Kriege, so auch in der Staatskunst, ist man nur Herr der Ereignisse, wenn man die Initiative der Höhen hat. Die Römer ernannten

einen Dictator, wenn das Vaterland in Gefahr war. In solchen Zeitperioden kann die hemmende Wechselwirkung unserer Gewalten keinen erwünschten Ersatz haben. Der Staat selbst concentrirt sich, in jedem Kampf um Nationalunabhängigkeit, im Hauptquartier des Heeres. Alle Kräfte des Staates müssen dem Feldherrn für den Augenblick zu Gebote stehen." ꝛc. ꝛc.

Diese Maximen können die Beurtheilung und das Verstehen der jüngsten Vergangenheit erleichtern; wir zweifeln aber nicht, daß sie auch in der Zeit, die sich mit deutlichen Zeichen als nahend ankündigt, vielfache Anwendung finden werden. Darum halten wir sie für wichtig und beachtungswerth.

Es war nicht unsere Absicht, hier eine Kritik der Schrift des Herrn General von Bismark zu schreiben; auch wollten wir weder eine Uebersicht derselben in einem organischen Auszuge liefern, noch denjenigen Theil herausheben, der vorzüglich das Militär angeht. Wir zogen nur solche Stellen aus, welche darauf hindeuten, in welchem Geiste der wahre Feldherr handeln soll, und nach welchen Grundsätzen er beurtheilt werden muß.

Eine zufällige Bemerkung sey uns zum Schlusse erlaubt. Herr Graf von Bismark, ein hannöverischer Edelmann, bekennt sich zu den Grundsätzen der Freiheit. Er ist General in einem constitutionellen Staate, und ein Mann des Jahrhunderts. Dieß ist sein wahrer höherer Adel. — Wer würde den Adel angreifen, wenn er sich durch solche Männer überall auszeichnete? Das Volk bedarf edler Männer, die unerschrocken seine Rechte vertheidigen. Und eröffnen sich für den Adelichen nicht selbst erweiterndere Aussichten, wenn er sich tüchtig macht, der Sache der Menschheit zu dienen, als wenn er sich mit den Talenten begnügt, die hinreichen, einen guten Kammer-

herrn aus ihm zu machen? Der höhere Ehrgeiz strebt dahin, ein historischer Mensch zu werden, nicht blos einen historischen Namen zu führen. — Der Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts ist ein anderer, als jener, der in früheren Zeiten durch sclavische Unterwürfigkeit und Festhalten an alte Vorurtheile zu erlangen war. Wer möchte nicht lieber den neuen Ruhm verdienen, als sich durch die alte Anmaßung verhaßt machen?

VIII.

Politische Betrachtungen über Obscurantismus und Mittelmäßigkeit.

Ibant obscurâ sub nocte per umbras,
Perque domos Ditis vacuas et inania regna.
Virgil.

Wir leben im Frieden, nicht in Ruhe und Sicherheit. Vielerley Interessen, alle Leidenschaften treten dem Wunsche entgegen, einen auf die Dauer verbürgten Zustand der Dinge zu erlangen. Es ist der Krieg der Gemüther, der uns beunruhiget und schlimmer ist als jener, der durch Armeen und Schlachten entschieden werden kann. Dadurch geräth alles in unruhiges Schwanken. Ueberall offenbaren sich die vielartigsten Elemente der Gährung. Sollte es auch mit den Besorgnissen einer überall drohenden Revolution nicht rechter Ernst, sollte die angebliche Furcht vor Revolutionen nur eine Maschinerie seyn, wodurch man andere Zwecke zu errreichen sucht, — eine Theaterdekoration, die Mängel des Schauspiels den Laien zu verbergen: dennoch möchte den keckſten Nutznießer des Augenblicks die Furcht peinigen, daß ein plötzliches Gewitter das unbefestigte Gerüste über den Haufen werfen könnte.

Woher diese Unsicherheit zu einer Zeit, wo das vereinte mächtige Europa den Frieden verbürgt?

Es sind Kräfte geweckt worden, die man nun nicht zu gebrauchen weiß; vor denen man zittert, nachdem man sie selbst durch allerley Zauberformeln hervorgerufen hat. Der Geist, den man beschwören will, ging natürlich, wie Wirkung aus Ursache, aus den Anstalten und Arbeiten derer hervor, die, unwissend über sich selbst, ihn jetzt als eine Ausgeburt der Hölle ausrufen. Frühere Warnungen haben sie nicht geachtet, und wer sie später über den Zusammenhang der Saat mit der Frucht belehren wollte, den erklärten sie als Feind, verfolgten, sezten ihn in die Nothwendigkeit stumm zu seyn, und beraubten sich selbst des Mittels die wahre Lage der Dinge aus einer vielseitigen Ansicht kennen zu lernen. Die größten Schreier gegen den Geist des Zeitalters haben, als es gegen Napoleon galt, die demagogischen Künste zu Hülfe gerufen, und jenem Geiste gehuldigt. Dieß ist freilich sehr begreiflich; denn diese Menschen sind überall die Anhänger der für den Augenblick herrschenden Macht: in den Kriegen gegen Napoleon war das System der Zerstörung des Gewordenen, also ein wahres Revolutionssystem, die damalige Macht; vor dieser warfen sie sich nieder, aus eben so nichtswürdigen Absichten, als früher sie in der Kriecherey vor Napoleon verrathen hatten. Die Veränderung, die später mit ihnen vorgegangen, ist eben auch nicht räthselhaft und unerklärbar. Sie hatten geprahlt mit einem paradiesischen Zustande, den sie für Fürsten und Völker zu erzeugen durch ihre Künste geschickt wären. Als die Zeit kam, da die Rechnung geschlossen werden sollte, und als sich's auswies, daß ihre Talente nicht ausreichten: geriethen sie in Schrecken, und zitterten vor der Gefahr, sich verdrängt zu sehen von dem Schauplatz, zu dem sie sich, ohne inneren Beruf, hinzugedrängt hatten.

Woran es ihnen fehlte, wollten sie sich selbst nicht, noch weniger den Andern eingestehen. Darum mußte die Schuld ihres Falliments, das der Mangel an geistigem Vermögen herbeyführte, auf die Völker gewälzt werden; so unwahrscheinlich es auch war, daß diejenigen, die so eben Gut und Blut für Fürst und Vaterland geopfert hatten, nun die gefährlichsten, unversöhnlichsten Feinde von beyden sollten geworden seyn. Der größte Beweis daß die Völker ruhig, und durch das ehrenvollste Vertrauen freundlich gesinnt waren, liegt darin, daß jene Menschen ungestört ihr Spiel treiben konnten.

Sie sahen sich um, ob Niemand da war, der ihnen helfen könnte, den Geist zu beschwören, dessen Anblick sie nicht ertragen konnten, weil er ihren usurpirten Ruhm ihnen zu nehmen drohte. Unterdrücken und verfolgen wollten sie jeden, der durch größere Besonnenheit, Kenntnisse, Gewandheit und Tugenden sie möglicherweise hätte verdunkeln können. Hätte sich nun ein Mann gefunden, der klug genug gewesen, ihre Angst und Verlegenheit zum Vortheil *seines* Staates zu benutzen: würde man ihn haben tadeln können, wenn er diejenigen sich unterthänig gemacht, die sich ihm gleichsam von selbst in die Hände lieferten? Man würde einen solchen Mann nicht einmal als Feind der Aufklärung haben anklagen, oder behaupten können, daß er, was würdig im Zeitgeiste, zu befehden ungroßmüthig geneigt gewesen. Jedem Staatsmanne soll das Interesse des eigenen Vaterlands das höhere seyn. Ueberdem kann man wohl der eigenen Gesinnung gebieten; die äußeren Stützen und Werkzeuge muß man nehmen, wie man sie findet. Napoleon hat große Dinge mit Menschen vollbracht, die ohne ihn wieder in die todte Masse zurücksanken. Der Künstler ist nur für die Idee und Ausführung, nicht aber für die Werkzeuge, deren er

sich bedienen muß, verantwortlich. Es wird dem Feldherrn lieb seyn, wenn er Helden unter seinen Lieutenants findet; sieht er aber nur furchtsame Leute um sich, so muß er sie nehmen, wie sie sind, und, wozu sie allenfalls taugen, in Anschlag bringen. Es giebt Fälle, wo man sich der Menschen dadurch versichert, daß man sie in der Furcht bestärkt: so kann man sie beherrschen. Bisweilen sind überdem die Furchtsamen zugleich die zuverläßigsten Aufseher über die Muthigen. Um so klüger ist es, ihnen zu schmeicheln, wenn sie als Controleurs der eigenen Heimath, dem fremden Einfluß zur Stütze dienen. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Furchtsamen jederzeit die Diktatur erleichtern.

Indem wir von möglichen Voraussetzungen reden, können wir die Möglichkeit eines Systems zur Unterdrückung der Geister nicht abläugnen. Ob aber ein solches System sich auf die Länge würde erhalten können, wäre eine andere Frage. Daß der Verstand nicht aus der Welt zu verbannen sey, darf man glauben; folglich etwaige Besorgnisse ruhig beseitigen. Denn schon der Versuch, ein aufgeklärtes Zeitalter wieder dumm zu machen, würde Unzufriedenheit verbreiten, durch Widerspruch die Kräfte aufreizen, und so gerade das Gegentheil der beabsichteten Wirkung hervorbringen. Nichts fördert die Aufklärung mehr, als der Verdruß, einer geistlosen Gewalt sich hingeopfert zu sehen. Die konsequente Durchführung eines solchen Systems wäre aber sogar unmöglich. Während man den Verstand von einer Seite unterdrückte, würde man durch praktische Kenntnisse, deren Vortheil selbst der einfältigste Tyrann nicht entbehren will, von der andern Seite die Aufklärung befördern. Ferner: in einem gebildeten Jahrhundert, wo die öffentliche Meynung tausend Organe hat, dürfte man nicht ganz schweigen; man müßte vielmehr durch Gründe,

die einen Anklang in den Gemüthern finden, in einer gebildeten Sprache den Aufschwung der Geister zu unterdrücken suchen. Hierzu dürfte man sich keines dummen Menschen bedienen: man müßte ein ausgezeichnetes Talent aufsuchen, das sich verkauft, und dann, gegen besseres Wissen und Gewissen, das Verfinsterungssystem den Leuten gefällig zu machen trachtet. Was würde aber ein solcher Mann thun können? Er würde sich alle Mühe geben, die Anfeindung der Geister zu verbergen; er würde eine solche Absicht sogar, als schändlich, scheinbar von sich weisen; er würde, um nicht ausgelacht zu werden, von Achtung für Wissenschaft und Civilisation sprechen, und nur auf Umwegen den Verstand der Menschen zu verwirren suchen; er würde das Nachdenken aufrufen, um das Nachdenken als gefährlich darzustellen. Wie sehr er aber auch durch glänzende Sophismen die Menschen zu blenden suchen würde: immer müßte der Sophist sich an den Verstand der Menschen wenden. Man würde seine künstlich und absichtlich verhüllten Gedanken nicht sogleich und nicht überall verstehen; man würde also zum weiteren Forschen sich angereizt fühlen. Fangen die Menschen aber einmal an zu denken und zu forschen, so entdecken sie auch wohl das Wahre, wie sehr man sie irre zu leiten suchte. Die erkaufte Doktrin würde sich sonach als unwirksam ausweisen, und der Kaufschilling dann als weggeworfen erkannt werden. — Befragt man die Geschichte, so findet man, daß schon öfters von Sophisten die Philosophie vorbereitet wurde. Sokrates stand als Lehrer auf, weil er die Lehren der Sophisten als gefährlich, und sie zu bestreiten für nöthig erkannte.

Wenn man diese Bemerkung erwägt, so wird man eingestehen, daß die Verfinsterungssucht albern ist, weil sie Unmögliches will; man wird begreiflich finden, daß, in einer aufgeklärten Zeit, selbst in Ländern, wo die Finster-

niß am sorgfältigsten gepflegt wurde, der Geist sich regsam zeigt, und oft gediegener und reicher hervortritt, als wo das Licht keine verbotene Waare ist.

Noch eine Bewerkung sey gestattet, über die Unhaltbarkeit eines Verfinsterungssystems, von dem hier übrigens nur hypothetisch gesprochen wird. In welcher Klasse der Staatsbürger wollte man wohl die mächtigsten Stützen des Obscurantismus suchen? Doch nicht in der Mittelklasse, die gerade durch die Fortschritte der Aufklärung ihren Vortheil und die Möglichkeit reicher zu werden, befördert sieht? Oder unter dem Adel? Nun, es ist möglich und denkbar, daß der Adeliche wünsche, das Volk möchte über gewisse Dinge etwas weniger aufgeklärt seyn; weil aber doch der Edelmann in der Regel eine liberale Erziehung genossen hat, so würde der Obscurantismus ihm selbst am ersten zum Eckel werden. Bildung und Aufklärung haben so viel innern Reiz, daß nur ein geborner Pinsel, oder ein ruchloser verworfener Charakter sie im Grunde des Herzens anfeinden wird. Daher kann man überzeugt seyn, daß viele von denen, welche am meisten zum Geistesdrucke rathen, im Orden der Verfinsterer nur falsche Brüder sind, und die Meister vom Stuhl der Nacht zu unsinnigen Maßregeln zu verleiten suchen, um sie verächtlich zu machen, und dem Uebel durch sein Uebermaß abzuhelfen.

Der verständige Edelmann wird fragen: woher die Unzufriedenheit unter den Völkern entstehe, und ob sie durch Uebermaß an Licht, oder vielmehr durch Uebermaß der Abgaben leiden? Die Gelehrten und Schriftsteller leihen dem Volke wohl die Sprache; der innere Grund der Klage aber ist vorhanden und wirkt fort, auch wenn die Schriftsteller kein Wort sagen.

Die Völker leiden; dieß ist eine Wahrheit, die Niemand abläugnen kann. Und leidet etwa der Adel nicht

ebenfalls? Es giebt Länder, wo er zwey Drittheile seiner Einkünfte an den Staat zahlen muß. Läßt er sich dieß auch eine Zeit lang gefallen, weil die vorgespiegelte Furcht vor einer Revolution, die ihm Alles rauben könnte, ihn vorsichtig macht: so nährt er doch im Innern gleichfalls die Unzufriedenheit, und findet seine Lage mehr und mehr unerträglich. Er sinnt auf Mittel der Besserung; er entdeckt Mißbräuche und Verschwendung in den Finanzen. Er fängt selbst an, die Regierung zu kritisiren, und wünscht, daß sie sich vielmehr über die wahren Interessen des Staates aufzuklären suche, statt die Aufklärung als ein Staatsverbrechen zu verfolgen. Er bemerkt, daß die Klagen unter dem Volke nicht durchaus ungegründet, und daß nicht alle Diejenigen Revolutionäre sind, welche die Nothwendigkeit einer Reform nachweisen. Dann neigt sich der Edelmann zum Volke, mit dem er im Grunde einerley Interesse hat. Er wird wohl selbst der Anführer des Volkes. So ist es in Frankreich geschehen; so werden gleiche Ursachen überall gleiche Wirkung hervorbringen.

Ich weiß nicht, ob es Länder gibt, in denen die Verfinsterung als Staatsmaxime gilt; aber wenn es welche gäbe, so ließe sich vermuthen, wie das Innere derselben beschaffen seyn müßte. Willkühr, Unverstand und Anmaßung der Beamten, allgemeiner Druck, allgemeines Mißtrauen, und die nur verheimlichte, nicht unterdrückte Sehnsucht nach Verbesserung, — dieß würde man überall entdecken. Ich habe gesagt, daß ein solcher Zustand vermuthet werden müßte; denn nachweisen ließe sich's freylich nicht. Die Eingebornen würden schweigen, und dem Fremden, der wahrscheinlich überall von der Polizey beobachtet seyn würde, müßte die gründliche Beobachtung um so schwerer werden, als der Einheimische schon aus Klugheit ihm nichts eröffnen würde. Nur von denen, die

fremde Länder bereisen, und sich hier plötzlich freyer in der Brust fühlten, würde man das Nähere erfahren; sie würden auch Gelegenheit haben zu vergleichen, und dann die Heimath besser kennen lernen. So haben die französischen Truppen aus Amerika die Liebe zur Freiheit nach Hause gebracht. Etwas ähnliches könnte überall geschehen, wenn Truppen aus gedrückten und wenig civilisirten Ländern nach Gegenden geschickt würden, die dem neunzehnten Jahrhundert mehr angehören.

Wir sprachen von der Möglichkeit und Dauer eines Verfinsterungssystems. Ueberall zeigen sich Schwierigkeiten. Indessen lassen sich auch Begünstigungen denken. Eine solche Begünstigung würde es seyn, wenn einmal die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, durch irgend einen Zufall, zum Gedeihen kommen könnte. Mittelmäßige Köpfe, welche nicht zu berechnen wissen, wie sehr die Kräfte eines Staates durch Aufklärung gesteigert werden können, werden sich leicht zu Werkzeugen der Verfinsterung hergeben. Ihre ganze Klugheit beschränkt sich ja darauf, diejenigen zu entfernen und in Unthätigkeit zu setzen, welche weiter als sie selbst sehen! Sie würden sich also als getreue Diener und Gesellen eines diktatorischen Obscurantismus betragen. Daher möchte denn ihr Wesen und Weben eine Zeitlang dauern. Weil aber die mittelmäßigen Leute wohl verstehen, die Dinge an sich zu reißen, nicht aber sich ihrer zu bemächtigen: so wachsen die Dinge unter ihren Händen zu etwas Anderem an, als sie daraus machen wollen, und als sie selbst wissen. Die Zeit, die neuen Verhältnisse, der Verkehr und selbst die Stockung des Handels, die Jahrelange Dauer einer, nach ganz andern Principien wirkenden, Macht, und die Erinnerungen an dieselbe, die Vergleichung mit derselben, — alles dieses wirkt unabhängig von den Träumen des Blödsinns, und erzeugt Kräfte, die da sind, man mag sie se-

hen, oder nicht, man mag davon sprechen hören oder nicht. Die Weisheit räth, solche Kräfte zu benutzen, und zum allgemeinen Vortheil zu leiten. Aber wo wäre die Weisheit der mittelmäßigen Köpfe? Sie wissen nicht einmal, daß das allgemeine Interesse auch das ihrige ist, selbst wenn sie die Menge beherrschen könnten. Was dem Volke frommt, kommt auch dem Mächtigen zu Gute, und eine weise Regierung, die für sich selbst sorgen will, wird eben darum das Volk nicht vergessen. — Statt aber die Kräfte zu einem allgemeinen Vortheil zu leiten, suchen Schwachköpfe sie zu unterdrücken. Weil sie nur im Grunde dieß nicht können: so glauben sie, es sey schon viel für sie gewonnen, wenn sie es dahin bringen, daß nur keine Rede davon sey. Die Thörichten! Die Kräfte wirken in der Stille fort, und können in der Verborgenheit ihnen gerade am gefährlichsten werden. Denn überall würden sie eine Gährung erzeugen, von der Niemand sagen könnte, wohin sie führen möchte, wenn Niemand da ist, der sich ihrer zu bemächtigen wüßte. Daß Napoleon dieß verstanden habe, ist hier und da behauptet, und, obgleich von Andern abgeläugnet, noch nicht widerlegt worden. Wie man auch über diesen großen Mann urtheilen mag, die Gerechtigkeit scheint man ihm schuldig zu seyn, einzugestehen, daß er die Kunst besessen, die in der Zeit erwachten Kräfte zu leiten, und dadurch mächtig zu werden. — Es wäre aber vergebens, ihn als Muster aufzustellen; denn das Mechanische läßt sich wohl nachahmen, — nicht so der Geist. Einen Napoleon erzeugt die Natur, und zwar nicht alle Tage. Es wie er zu machen, wäre daher ein unnützer, und im gewissen Sinne ganz unschädlicher Rath. — Sollte nun auch bemerkt werden, daß die neuerwachten Kräfte der zweckmäßigen Leitung entbehren, daß sie daher, weil sie doch nicht unterdrückt werden können, in einer Art von

Verwirrung fortwuchern; sollten auch wohlwollende Männer sich zum Bedauern seiner zu frühen Entfernung veranlaßt sehen: so würden alle Reflektionen und Rücksehnungen doch die Sache nicht anders machen.

Zu helfen wäre überhaupt schwer; denn jene Kräfte sind zwar überall verbreitet und vielfach mit einander verbunden, sie ständen also jedem zu Gebote; allein es ist zu bedenken, daß sie nur dann gehorsam sind, wenn sie in ihrem Geiste aufgefaßt, und durch Ueberlegenheit des Geistes gewonnen werden. Eine große Persönlichkeit, die aushelfen könnte, ist nicht Sache der Willkühr; sie erhält ihr Beglaubigungsschreiben nur von der Gottheit.

Bei der angenommenen Hypothese der Mittelmäßigkeit wäre wenig frohe Aussicht. An die Stelle einer Diktatur des Geistes, würde eine Panarchie eintreten, woran jeder seichte Kopf Theil nehmen wollte. Schon deswegen könnte nichts Dauerndes, nichts Achtbares zu Stande kommen. Würde auch, aus guter Meinung oder aus Anmaßung, irgendwo versucht, eine Einheit des Willens gegen solche Panarchie und Anarchie geltend zu machen: so würden Viele leicht gegen den Einen sich verbinden, um ferner das gewohnte Spiel fortsetzen zu können.

Am schwierigsten würde es seyn, die Einheit unter Fremden herzustellen, wenn sie zu Hause selbst fehlen sollte; — ein Fall, der bey der obigen Voraussetzung, fast unvermeidlich wäre. Dann könnte die angebotene Hülfe, welche Einheit verspricht, wenig Zutrauen einflößen. Wo es an durchgreifender, geistvoller Energie fehlt, wechseln Meinungen und Systeme, wie die Menschen, die der Stern eines Tages empor gehoben hatte. Wendet ein Ausländer sich heute an den einen Begünstigten, so wird er von seinem morgenden Nachfolger verrathen, und dem Haß derer Preis gegeben, gegen welche er Schutz suchte. Solche Unsicherheit, solches gemißbrauchte Vertrauen,

würde dann die Lage derjenigen verschlimmern, die zu schwach sind, um allein zu stehen. Wohin sollten sie sich wenden, wenn überall Unzuverläßigkeit zu bemerken wäre? Wahrscheinlich würden sie sich dorthin wenden, wo noch die meiste Consequenz zu bemerken ist, — sollte es auch die Consequenz des Obscurantismus seyn. Glücklich noch, wenn sie dabey nicht mehr hingeben, als die Zuneigung; wenn sie nicht die Würde ihrer Fürsten verrathen, und, um solches ungestraft thun zu können, bitten, daß man ihnen Gewalt anthun möchte. Dann wäre eine höhere, als die persönliche Selbstständigkeit der Diener, aufgeopfert. Merkten sie es auch selbst nicht: dort wo man sie benutzen will, würde man wahrscheinlich die Lage der Dinge recht gut zu schätzen verstehen. Nichts könnte hier erwünschter seyn, als eine fortgesetzte Uneinigkeit der Einzelnen sowohl in den Kreisen, denen sie vorstehen, als eine Uneinigkeit der Kreise gegen einander. Gegenseitiges Mißtrauen wäre das Mittel, die Schmiegsamkeit gegen einen Dritten zu verbürgen. Auf solche Art kommen persönliche Besorgnisse und Interessen an die Tagesordnung, und was die Interessen des Ganzen fordern, wird vergessen, — die Erinnerung daran wird sogar verpönt. — So wäre das Treiben der mittelmäßigen Köpfe.

Unterdessen werden die Dinge, über welche man nicht im Sinne ihrer Natur zu herrschen versteht, ihrem eigenen Lauf überlassen, und sie gestalten sich auf eine unabhängige Art. Erzwingt man auch, daß sie sich, *vor ihrer Reife*, nicht verrathen dürfen: so wachsen sie doch unvermerkt fort, und treten am Ende als Riesen denen entgegen, die nicht gelernt haben, ein Ding im Keime zu verstehen, und sich auf seine Entwickelung vorzubereiten.

Es könnte sich zutragen, daß solche Entwickelung, oder vielleicht eine Explosion, hier und da geahnet würde,

daß man aber entweder zu falschen oder zu halben Maßregeln seine Zuflucht nähme, und ohne Kompaß und Karte das stürmische Meer der Zeitkämpfe auf gut Glück zu durchschiffen suchte. Gesezt z. B. man hätte irgendwo durch die repräsentative Regierung die Gefahr abzuwenden gesucht, doch ohne sich auf den Geist dieser Regierung zu verstehen, ohne ihr gewachsen zu seyn: dann würde die Neuerung schwerlich dem Uebel abhelfen. Man würde nicht wissen, was man aus der Versammlung der Volksrepräsentanten machen soll; man würde einzelne Redner, sogar einzelne Reden fürchten. Die Versammlung würde in Verlegenheit setzen; man würde sie wieder los zu werden suchen. Doch dazu könnte es an Muth und Energie fehlen. Auch wäre es nicht zu rathen; denn so etwas wurzelt sich ein, und keine feyerlich anerkannte Verfassung läßt sich ohne Gefahr oder ohne fremde Bajonette umstoßen. Die Verfassung bleibt wenigstens im Herzen der Menschen zurück. Wird sie nicht völlig umgestoßen, und ist sie dabey durch Ungeschicklichkeit derer, die sie nicht zu benutzen verstehen, sich selbst überlassen: so kann kein Mensch voraussagen, was sich, unter Zeit und Umständen, am Ende daraus entwickeln werde. — Die Einführung einer neuen Verfaßung setzt einen großen, durchaus guten Willen und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit in Benutzung der aus dem Volke hervorgehenden Intelligenz voraus. Ob solcher Wille und solche Geschicklichkeit vorhanden, läßt sich schon aus den Wahlgesetzen abnehmen. Wo Zahlen vorherrschen, wo die Korporationen getrennt und absichtlich einander entfremdet werden, wo man keinen Geist einzuhauchen versteht, wo man den Geist anfeindet: da läßt sich voraussagen, daß man wohl Geistliche, Bürger, Bauern und Beamte zusammen zu würfeln, nicht aber eine würdige Repräsentation der Nation zu Stande zu bringen wisse. Gleiche Mißgriffe würden bey der Pairs-

kammer zu erwarten seyn, wenn man sich nicht darauf verstände, sie zu einem thätigen Organ des Staatskörpers auszubilden; wenn man sich begnügte, durch sie den Aufschwung der mittlern Stände, die man doch zu Hülfe gerufen, nur hemmen zu wollen. Die Pairs würden dann selbst nichts zu thun finden, und es bald müde werden, nur ein Instrument der Minister zu seyn. Liebe zur Verfassung wäre von ihnen nicht zu erwarten. Diese ist aber nothwendig, wenn die getheilten Gewalten irgend einen Vereinigungspunkt haben sollen.

So würde man denn bald in der Verfassung nur eine rohe Anlage erblicken, wo nichts zu einer zusammenhängenden in einander greifenden Thätigkeit der einzelnen Organe gelangen könnte. Sich selbst überlassen, würde das Ganze — Niemand wüßte wohin? — streben und treiben. Man denke sich dabey noch die Möglichkeit, daß Minister, die ihr eigenes Werk, die Verfassung, nicht zu regieren wüßten, zugleich in den Angelegenheiten der Administration uneinig unter einander wären, und daß keiner von ihnen eine große Idee verfolgte: würde dann die Wirksamkeit der Stände wohl zum Heil führen können? Würden die Minister nicht, um die eigenen Mängel zu verbergen, die Verwirrung dem unruhigen Geist der Deputirten zuschreiben und dem wohlwollendsten Fürsten das Streben der Patrioten verdächtig zu machen suchen? Was in dem ungeschickten Gebrauch der Sache liegt, würde man den Personen als Schuld anrechnen. Man würde die einzelnen Menschen viel zu wichtig nehmen, und, statt durch Kenntnisse, Weisheit und darauf gestützte Energie das Wohlwollen der Kammer zu gewinnen, sich in Persönlichkeiten verlieren, wodurch die Stände von ihrer Bestimmung abgeleitet, und zum Tummelplatz der Faktionen umgeschaffen werden.

Die Folgen der Ungeschicklichkeit, welche durch Eigensinn den Mangel an Thatkraft, durch plumpe Gewalt den Mangel an Talent zu ersetzen sucht, — sind nicht erschöpfend zu berechnen; sie werden sich in den Ständen, wie in allen übrigen Verhältnissen des Lebens offenbaren. Kein dauerndes Werk wird unter den Händen der Mittelmäßigkeit zu Stande kommen. Bereitet sich irgendwo ein innerer Krieg der Gemüther, so würden die Schwachköpfe den Frieden auch nicht herbeyführen, sondern durch Verfolgung der Geister den Krieg bald vollends zum Ausbruche bringen.

Versöhnung ist, was uns vor allen Dingen Noth thut. Ist es irgendwo Ernst, durch sie die Wunden der Zeit zu heilen: so stecke man zuerst das Schwert in die Scheide, das man gegen den Zeitgeist gezogen, und wodurch man ihm nicht wehe thut, denn er ist ein Geist, wodurch man nur den Fechter, der die Luft zerhaut, verächtlich macht. Dieser Geist lehrt die Noth der Gegenwart kennen, und daß kein Traum der Vergangenheit ihr abhelfen könne; er warnt, kein leichtsinniges Spiel zu treiben mit der Armuth und den Interessen der Mehrzahl; er räth von dem lächerlichen Dünkel sich loszusagen, als könne man mit der Zeit, ohne Beystand der Talente, fertig werden. Ist es denn so schwer, solche Lehre, solche Warnung, solchen Rath anzunehmen? Will man vergessen, daß die talentvollen Männer jederzeit den Kranz der Unsterblichkeit zu verleihen und zu verbürgen hatten? Sie verachten und erniedrigen, zeigt von Roheit und hochmüthigem Unverstand; sie zu ehren, auszuzeichnen, und zu Rathe zu ziehen, gebietet die einfachste Klugheit. Den Ruhm in den Sälen können die kriechenden Höflinge wohl vorspiegeln; den wahren Ruhm, der seinen Mann überlebt, lernt man nur im Umgang mit Männern kennen,

denen Wahrheit und das Heil des Vaterlandes über Alles heilig ist. Die Talente von Staats wegen anfeinden, wäre blanker Unverstand; denn es besteht ein innerer unzerstörbarer Bund unter ihnen, der sie zu natürlichen und legitimen Bundesgenossen des Staats macht. Welcher Mann von Geist, wird sich zu den Feinden des Staates gesellen? Wenn aber die Menschen sehen, daß gerade der Vorzug, den die Natur einem Manne verliehen, der Grund seiner Verfolgung wird; dann ist es nicht seine Schuld, wenn das Volk am Ende die Verfolger als die wahren Staatsfeinde anerkennen, und diesen die Achtung versagen sollte.

Wüßten nur die Leute, die den Geist verfolgen, was der Geist sey! Er offenbart die Lage der Dinge, und erfindet die Mittel, dieser Lage gemäß, den Bedürfnissen der Gesellschaft abzuhelfen. Was thun dagegen die Geistlosen? Sie fragen nicht, wie die Sachen stehen und liegen, sondern treten mit einer von der Routine ihnen angehefteten Idee ans Werk, und glauben, sobald sie der Sonne zurufen: Stehe still, — so müßte die Sonne ein Demagoge seyn, wenn sie ihren Lauf fortsetzen wollte. — Sie verbinden die ungleichartigsten Dinge, veranlassen dadurch den Kampf derselben, und begreifen nachher nicht, warum jedes Ding seiner eigenen Natur folge, warum ihr Kitt nicht hält, warum alles aus den Fugen zu gehen droht. — Der Geist ist der einzige haltbare Kitt. Darum kann man ohne ihn nie fertig werden. Ihn verfolgen, ihn unter Aufsicht des Blödsinns stellen, würde ganz vergebliche Arbeit seyn. Don Quixote sah Windmühlen für Riesen an. Den Riesen des Zeitalters in Mausefallen fangen zu wollen, würde eine noch größere Thorheit verrathen. Der Krieg gegen den Verstand mit Waffen des Unverstandes ist ein solcher, über dessen Ausgang kein besonnener Mann in Zweifel seyn kann.

ßg Götter wären, ihnen jedoch sehr nahe kämen. Dieser scharfsinnige Mann wurde als Ketzer verbrannt.

Ein chinesischer Mandarin hat die Erfindung gemacht, die Wissenschaften durch Bambus, auf die Fußsohlen der Gelehrten gelegt, blühend zu erhalten. Ein anderer Vorschlag, den Gelehrten die Zunge auszuschneiden, wurde von der Akademie in Peking, als übertrieben, verworfen.

Die Militär-Gouverneure in Cochinchina sind angewiesen, die Nation durch das Militär plagen zu lassen, damit der Patriotismus befördert werde. Das Volk soll nämlich sagen: „Thun dies die unsrigen, was würden erst fremde Soldaten thun!“

Der birmanische Kaiser hat in einem Edikte angeordnet, daß nicht jederman das Recht haben solle, sich zur Canaille zu rechnen, sondern dieselbe in drei Classen abzutheilen sey, in Hofes-Canaille, in schreibende Canaille und in verzückte oder mystische Canaille, welcher letztern das alleinige Privilegium des Magnetisirens und der Geisterseherey zukomme.

Bekanntlich verehren die Chinesen den Li und den Tien als die ältesten und höchsten Mächte der Welt. Der Li ist das innere Licht oder die Vernunft; der Tien das äußere Licht oder der Aether, der die Wolken trägt. Eine neue Sekte aber ist in Fo-kien aufgetreten, welche nichts von dem Li wissen will, und selbst den Tien nur für einen Halbgott erklärt. Die Sekte macht reissende Fortschritte, obgleich die Polizei Tag und Nacht beschäftigt ist, den Leuten durch den Bambus zu beweisen, daß sie vernünftige Wesen sind, folglich den Li anbeten müssen.

In Tibet sind die Gebetmaschinen sehr beliebt; sie bestehen in gewundenem, mit Gebeten beschriebenen Papier, das man an Stöckchen befestigt, und aus

den Ofen setzt. Wenn die Wärme das Papier in Umschwung bringt, so ist dieß gleich wirksam als ob das Gebet gesprochen würde. In den Sälen der Großen, die nicht Zeit zur Andacht haben, sind diese Maschinen sehr beliebt. Ein wohlthätiger Mann hat auf eigene Kosten eine Fabrik solcher Maschinchen anlegen lassen, und verordnet, daß jährlich eine große Anzahl derselben unentgeltlich an die Armen vertheilt werden sollen.

In Benares hatte ein Mechanikus ein Glas erfunden, das die Dinge zeigte wie sie sind; es wurde aber sogleich von der Polizei confiszirt, weil das allgemeine Beste der Bürger erfordere, daß sie die Dinge so sehen, wie sie nicht sind. Den Anlaß zu dieser Maßregel hatte der Umstand gegeben, daß genanntes Glas die Ohren eines gewißen Höflings in ungewöhnlicher Größe sichtbar machte.

In einer Stadt in Süd-Amerika waren ehemals die Arbeiten der verschiedenen Gewerbe sehr strenge geschieden, daher kein Bürger dem andern ins Handwerck greifen durfte. Nun geschah es, daß einmal ein Priester einen Advokaten verklagte, weil dieser einen Juden bekehrt hätte; worauf der Advokat eine Gegenklage erhob, und den Priester beschuldigte, er hätte zwei streitsüchtige Edelleute versöhnt, und sonach sich ins Amt der Justiz gemischt.

Unter der Kaiserin Catharina II. wurde ein Kamtschadale als Beisitzer in die Gesetzcommission gerufen. Einmal kam ein Gesetz gegen den Diebstahl in Berathung. Der Kamtschadale fand das Gesetz gerecht und weise, meinte aber, es passe nicht für die Verhältnisse seiner Halbinsel; denn, wenn die armen Leute dort die Reichen nicht bestehlen dürften, so würden sie die Abgaben nicht zahlen können; das Interesse des Staats fordere daher, den Diebstahl zu begünstigen.

In Utopien ist die repäsentative Regierung in ihrer ganzen Stärke und Reinheit eingeführt. Ohne Zustimmung der Stände darf nichts im Lande geschehen. Selbst die Recepte der Aerzte werden den Kammern vorgelegt, die dann nach Mehrheit der Stimmen entscheiden, ob der Apotheker die Medicin verabfolgen soll oder nicht. Bisweilen geschieht es, daß die zweite Kammer ein Mittel gut und zweckmäßig findet, während die erste Kammer es geradezu für Gift erklärt. Der constitutionelle Kranke muß in solchen Fällen ohne Arznei entweder gesund werden oder sterben. — Seit Einmischung der Stände in diese Angelegenheit will man eine ungewöhnlich große Sterblichkeit bemerkt haben.

In Tunkin ist eine furchtbare Verschwörung unter einigen jungen Leuten endeckt worden, welche sich unter feyerlichem Eide anheischig gemacht hatten, sobald sie erwachsen wären, den Polichinell wieder auf das Theater zu bringen.

Ein Bramine hat die Entdeckung gemacht, daß die meisten Gebete nur Umschreibungen der Phrase wären: „Gott der Weisheit, sey so gnädig, meinen thörichten Wunsch zu erfüllen!“

Sexted und Seward, zwei Könige von Esser, wünschten von dem weissen Brod zu essen, welches der Bischof Melitus bei der Communion vertheilte. Der Bischof wollte sich dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß die Könige sich taufen ließen. Die Könige, über solche Zumuthung erzürnt, jagten den Bischof aus dem Lande, erhielten aber kein weiß Brod.

Carl der Große erbat sich von Offa, König von Mercia, den gelehrten Priester Alcuin, um mit Hülfe dieses Mannes die Ketzereien des Felix, Bischofs von Urgel in

Catalonien, bestreiten zu können. Felix behauptete, daß der Erlöser, seiner menschlichen Natur nach betrachtet, vielmehr der angenommene, als der wirkliche natürliche Sohn genannt werden müsse. In Frankreich und Deutschland befand sich damals kein Priester, der diese Ketzerey zu widerlegen verstand.

Der heilige Augustin sagt: „Wenn ihr Menschen straft, vergeßt nicht, daß ihr dem Ebenbilde Gottes Leiden auflegt.“ Er sagt auch: „Es ist keine Ordnung, wo die Besseren den Schlechtern untergeordnet werden.“

Philipp der Lange, König von Frankreich, sagte: „Jeder Mensch, und besonders jeder Franzose, ist frei geboren und soll frei leben.“

Vor etwa 50 Jahren fanden im südlichen Deutschlande folgende Schriften guten Abgang unter dem Volke:

1. Trauben der Heiligkeit aus den Dörnern der Bosheit, oder wunderbarliche Bekehrung allerhand Mörder, Räuber, Zauberer, Uebelthäter, wie auch heiliger Gerichtsdiener und Scharfrichter.
2. Grafs geistlicher Bienenstock und acht Seligkeiten.
3. Heiliges je öfter, je besser.

Diese Schriften waren mit Bewilligung der Censur gedruckt, müssen also für unschädlich, selbst nicht gegen den Menschenverstand empörend, geachtet worden seyn. O gute alte Zeit! Wie sehr ist zu bedauern, daß die Frömmelei nicht mehr, wie ehemals, wohlfeil genährt werden kann; daß überall, selbst bei Beförderung des Aberglaubens, man den Geist in Unkosten setzen muß!

Montagne, der in einem Zeitalter des Aberglaubens und der Verfolgungssucht wagte, Philosoph zu seyn, sagte gegen die Fanatiker seiner Zeit: „Mir ist es klar und deutlich, daß wir den Pflichten der Religion nicht gern andere Dienste darbringen, als solche, die unsern Leiden-

schaften schmeicheln. Kein Haß ist so bitter, als — der christliche. Kein Eifer ist so thätig, als wenn er mit unserem Haß zusammentrifft, mit unserer Grausamkeit, unserer Ehrsucht, unserem Geize, und mit Verläumdung und Rebellion. Wenn wir hingegen Güte des Herzens, Wohlwollen, Mäßigkeit üben sollen, ja da gehen wir, einige seltene Ausnahmen abgerechnet, die sich durch eine Art Wunder unter uns befinden, als ob wir weder Fuß noch Flügel hätten. Unsere Religion ist dazu gemacht, die Untugenden auszurotten, und sie bedeckt, nährt, reizt sie? Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Im Jahr Christi 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtey. Jeder legte Akten und Urkunden vor, aus denen er sein Recht zu beweisen hoffte. Statt aber die Richtigkeit derselben zu prüfen, mußte der Handel durch ein ludicium crucis ausgemacht werden. Jede streitende Partey stellte eine Person, die, während der Messe, vor dem Kreuze mit ausgebreiteten Armen stehen mußte; derjenige, dessen Stellvertreter zuerst müde wurde und seine Stellung änderte, verlor den Proceß. Der Mann des Bischoffs war schwächer als sein Gegner, daher ward erkannt, daß Gott sich für den Abt entschieden habe. Ein älterer Schriftsteller, der diese Geschichte anführt, ist der Meinung, daß die Kriege selten mehr als ein ähnliches ludicium crucis wären, und daß jeder Gewinnende die Folge der Muskelkraft seiner Kreuzsteher für eine unmittelbare Begünstigung des Himmels geltend zu machen suche, was, wie er glaubt, eigentlich eine gottlose Eitelkeit zu nennen wäre, besonders wenn der Gegenstand des blutigen Prozesses nicht die Ehre des Vaters des Lichts, sondern den niedrigen Eigennutz der Kinder der Finsterniß zum Endzweck habe.

In einer der lezten Sitzungen des kleinen Raths der Republik Pstpst soll es sehr stürmisch hergegangen seyn. Unser geheimer Correspondent, den wir dort für die unglaublichen Nachrichten engagirt haben, meldet uns gewisse Umstände, die, wenn sie sich bestätigen sollten, entweder die Erschütterung der Welt, oder auch nichts zu bedeuten haben könnten. Dem großen Publikum dürfen wir das Nähere davon noch nicht eröffnen, indem seit einiger Zeit viele Privatleute sich ins Publikum geschlichen haben, die nicht mehr zu wissen brauchen, als ihnen geziemt, und die, wenn sie unwissend sind, sich viel bescheidener betragen, als andere Unwissende, die nicht zum Privatstande gehören. Wir melden daher von der erwähnten stürmischen Sitzung des kleinen Raths von Pstpst nur soviel, daß der Herr Syndicus Brmbrm den Anlaß zu einer lebhaften Debatte gab. Die Sache verhielt sich kürzlich so. Der Syndicus hatte einen ausführlichen Vortrag: „Ueber Verbesserung der Wege in der Republik" verlesen, und zur Abstimmung gebracht. Der Rath erklärte sich einstimmig gegen alle Verbesserungsvorschläge, und berief sich dabei auf ein altes Staatsgrundgesetz der Republik, dem zu Folge die Reisenden, bei der Durchfarth durchs Gebiet des Freistaats, so oft als möglich im Schlamme stecken bleiben, oder in Hohlwegen ihr Räderwerk zerbrechen sollten, damit Vorspanner, Fuhrleute, Wagner und Gastwirthe Gelegenheit fänden, mit guter Art den Reisenden einiges Geld abzunehmen, das sodann im Lande verbliebe, und, als ein gerechter Tribut des Auslandes, die Republik bereichere . . . Diese Motive wollten dem Syndikus nicht einleuchten, daher er, im Verdruß, seine unwiderlegbaren Gründe unbeachtet zu sehen, die allerdings nicht sehr schickliche Bemerkung sich erlaubte: „Daß dem gemeinen Wesen nicht mehr zu helfen sey, wenn es anders nicht einem Zauberer gelänge, die Esel

der Republik in Löwen zu verwandeln." — Dieß kühne Wort gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung im Saale, in dem alle Beisitzer des kleinen Raths nicht anders glauben konnten, als daß sie selbst die vermeintem Esel der Republik seyn sollten. Obgleich es nun allerdings am verständigsten gewesen wäre, das Treffende der Beziehung mit Stillschweigen zu übersehen, so glaubten die Rathsherrn doch, daß der Anstand fordere, diesem Schimpf nicht ungeahndet zu lassen. Wir schweigen von geheimen Winken, Zuflüsterungen, Faustballen, zum Theil in der Tasche, und Stampfen mit den Füßen, wodurch diese Sitzung so interessant wurde; und erwähnen nur, was gegen Ende der Debatte gesprochen wurde. Jobst, der Müller, erklärte sich dahin: „Er wisse zwar, daß es unmöglich sey, Esel in Löwen zu verwandeln, indessen ziele der bloße Vorschlag offenbar auf Umsturz der eingeführten Ordnung; denn, wer würde künftig geduldig die Lasten zur Mühle tragen, wenn d[illegible] wohlgezogenen, gut abgerichteten, sehr nützlichen Thiere einer civilisirten Republik in wilde Bestien barbarischer Wildniß verwandelt werden möchten? Daher trage er darauf an, alle diejenigen, welche künftig solche Verwandlung versuchen würden, als gefährliche Neuerer und Umwälzer der Republik in die sogenannte Stadt-Festung d. i. in den unterirdischen Rathskeller 14 Tage lang einzusperren, oder in höchstens 2 Stunden nach allen Richtungen aus dem Lande zu jagen." — Schlupff, der Handschuhmacher, der als ein witziger Kopf bekannt ist, erklärte sich ebenfalls gegen den Syndicus, und meinte: „Statt die vernunftlosen Müllerknechte, — wie er jene nützlichen Thiere nennen wolle, um die Ohren eines weisen Raths nicht durch einen kitzlichen, frivolen Ausdruck zu beleidigen, — statt diese Müllerknechte, sagte er, in Könige der Wüste zu verwandeln, was ein unnützer, ja impertinenter Vorschlag

sey, thue es in dieser verkehrten Zeit vielmehr Noth, gewisse Vögel, nämlich die Adler, (welche immer, der Sonne entgegen, in den Lüften schwebten), in Maulwürfe zu verwandeln, indem lichtscheue Thiere weniger gefährlich, ja offenbar nützlicher als die Adler wären. Die Maulwürfe wären blind, allerdings, aber sehr geschickt, das Land aufzulockern, falls es der Republik einmal einfallen sollte, ihre Wüsten in Ackerfelder zu verwandeln."— Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und wurde besonders durch Quicks, den Gänsehirten, unterstützt, welcher darauf aufmerksam machte: „Daß ein Adler, der neulich über die Republik hinweggeflogen, alle Gänse und anders Federvieh in Angst und Schrecken gesetzt hätte, und dieß sey gerade kurz vor Martini geschehen, wo alle verehrlichen Mitglieder eines hochweisen Raths das Recht hätten, sich auf einen guten Gänsebraten, gefaßt zu machen; ja, wo die allgemeine Bürgerfreiheit Jedem gestatte, sich eine Stoppelgans, so wolfeil als möglich, zu kaufen. Daher trete er dem Vorschlag des Herrn Schlupff bei, doch mit dem Amendement, daß der weise Rath, vor Bekanntmachung des Gesetzes, das die Adler in Maulwürfe zu verwandeln gebiete, eine Preisfrage ausetze: wie solche Verwandlung am schnellsten, leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen wäre?" — Der Bürgermeister, ein besonnener ruhiger Mann, entgegnete: „Er erlaube sich nur die Bemerkung, daß die Adler sehr selten in der Republik gesehen würden; auch sonst an Maulwürfen kein Mangel wäre. Daher es vielleicht nicht außer der Zeit seyn dürfte, wenn der weise Rath den Beschluß nähme, Alles beym Alten zu lassen." — Jobst, der Müller, bezeugte dem Bürgermeister seine hohe Achtung für solche Worte der Weisheit; „doch, sagte er, müße er daran erinnern, wie der Vorschlag des Syndikus deutlich verrathe, daß unruhige Köpfe das alte feste Gebäude der Republik in seinen Grundfesten

IX.

Merkwürdigkeiten

aus fernen Ländern und Zeiten.

Mein Thorheitsmaaß ist voll;
Wir wollen uns mit Zanken nicht ermüden.
Wieland's Musarion.

In Tombuktu dürfen nur die Blinden sich Bibliotheken anschaffen. Eine andere Sonderbarkeit ist, daß in dem dortigen Taubstummen-Institut die schönste Orgel angetroffen wird.

Ein reisender Franzose erzählt: „Als ich in Indien war, gestand mir ein ehrlicher Bramine, er sey jedesmal in Verlegenheit, wenn die Leute ihn fragten, ob Brama von Wischnu erzeugt worden, oder ob beide ewig wären. „Gott ist mein Zeuge, sagte der Bramine, daß ich nichts „davon weiß, obgleich ich es alle Tage lehren muß."

Der Prophet Daniel berichtet (C. IX. v. 12.) daß zu seiner Zeit die Gouverneure auf eine Art regierten, daß ein groß Uebel über das Volk gekommen sey.

Im Jeremias finden wir die Nachricht, der Ewige, der Gott Israels, habe gesagt: „Ich bedaure das Uebel, das ich euch zugefügt habe."

In dem Innern von Borneo halten die Räuber und Mörder gute Disciplin.

Der Sultan von Mindanao hat das Naturrecht in seinen Landen für immer abgeschafft.

In China ist es verboten, öffentlich von Politik zu sprechen, indem die Politik keine öffentliche Sache, sondern das Geheimniß der Mandarine sey.

Eine alte englische Zeitung gibt Nachricht von einem afrikanischen Staate, in welchem der erste Minister den Titel führt „Ober-Ohrenkitzler Sr. Majestät.“ Bei der jährlichen Reichsversammlung legt dieser afrikanische hohe Staatsbeamte, der zugleich Präsident der Stände ist, einen Bericht über den glücklichen Zustand des Reichs ab, nachdem er vorher alle Unzufriedenen hat spießen lassen. — In seltenen Fällen sollen die Stände gewagt haben, in Ueberlegung zu nehmen, auf welchem constitutionellen Wege den Ohren Sr. Majestät, ohne Einmischung des Oberohrenkitzlers, beizukommen wäre. Diese Kühnheit ist aber als eine Verletzung der Reichsgrundgesetze angesehen, und dadurch unschädlich gemacht worden, daß man einige Ballen Baumwolle bereit hält, um die königlichen Gehörwerkzeuge gegen das Andringen unangenehmer Töne zu schützen. — Die Unter-Ohrenkitzler in diesem Lande bilden eine eigene Kaste, in welche es schwer ist, aufgenommen zu werden. Sie haben bei Hofe, besonders bei den Damen, vielen Einfluß und examiniren zugleich alle Canditaten, die sich zu Staatsämtern melden. Als äußere Auszeichnung tragen sie einen kleinen goldenen Ohrlöffel, der an dem linken Nasenflügel durch zwei silberne Schnürchen befestigt ist.

Auf einer ägyptischen Universität schrieb ein Professor philosophische Betrachtungen über die Zwiebeln, worin er Gaus Vernunftgründen bewies, daß die Zwiebeln nicht völ.

lig Götter wären, ihnen jedoch sehr nahe kämen. Dieser scharfsinnige Mann wurde als Ketzer verbrannt.

Ein chinesischer Mandarin hat die Erfindung gemacht, die Wissenschaften durch Bambus, auf die Fußsohlen der Gelehrten gelegt, blühend zu erhalten. Ein anderer Vorschlag, den Gelehrten die Zunge auszuschneiden, wurde von der Akademie in Peking, als übertrieben, verworfen.

Die Militär-Gouverneure in Cochinchina sind angewiesen, die Nation durch das Militär plagen zu lassen, damit der Patriotismus befördert werde. Das Volk soll nämlich sagen: „Thun dies die unsrigen, was würden erst fremde Soldaten thun!“

Der birmanische Kaiser hat in einem Edikte angeordnet, daß nicht jederman das Recht haben solle, sich zur Canaille zu rechnen, sondern dieselbe in drei Classen abzutheilen sey, in Hofes-Canaille, in schreibende Canaille und in verzückte oder mystische Canaille, welcher letztern das alleinige Privilegium des Magnetisirens und der Geisterseherey zukomme.

Bekanntlich verehren die Chinesen den Li und den Tien als die ältesten und höchsten Mächte der Welt. Der Li ist das innere Licht oder die Vernunft; der Tien das äußere Licht oder der Aether, der die Wolken trägt. Eine neue Sekte aber ist in Fo-kien aufgetreten, welche nichts von dem Li wissen will, und selbst den Tien nur für einen Halbgott erklärt. Die Sekte macht reissende Fortschritte, obgleich die Polizei Tag und Nacht beschäftigt ist, den Leuten durch den Bambus zu beweisen, daß sie vernünftge Wesen sind, folglich den Li anbeten müssen.

In Tibet sind die Gebetmaschinen sehr beliebt; sie bestehen in gewundenem, mit Gebeten beschriebenen Papier, das man an Stöckchen befestigt, und aus

den Ofen setzt. Wenn die Wärme das Papier in Umschwung bringt, so ist dieß gleich wirksam als ob das Gebet gesprochen würde. In den Sälen der Großen, die nicht Zeit zur Andacht haben, sind diese Maschinen sehr beliebt. Ein wohlthätiger Mann hat auf eigene Kosten eine Fabrik solcher Maschinchen anlegen lassen, und verordnet, daß jährlich eine große Anzahl derselben unentgeltlich an die Armen vertheilt werden sollen.

In Benares hatte ein Mechanikus ein Glas erfunden, das die Dinge zeigte wie sie sind; es wurde aber sogleich von der Polizei confiszirt, weil das allgemeine Beste der Bürger erfordere, daß sie die Dinge so sehen, wie sie nicht sind. Den Anlaß zu dieser Maßregel hatte der Umstand gegeben, daß genanntes Glas die Ohren eines gewißen Höflings in ungewöhnlicher Größe sichtbar machte.

In einer Stadt in Süd-Amerika waren ehemals die Arbeiten der verschiedenen Gewerbe sehr strenge geschieden, daher kein Bürger dem andern ins Handwerck greifen durfte. Nun geschah es, daß einmal ein Priester einen Advokaten verklagte, weil dieser einen Juden bekehrt hätte; worauf der Advokat eine Gegenklage erhob, und den Priester beschuldigte, er hätte zwei streitsüchtige Edelleute versöhnt, und sonach sich ins Amt der Justiz gemischt.

Unter der Kaiserin Catharina II. wurde ein Kamtschadale als Beisitzer in die Gesetzcommission gerufen. Einmal kam ein Gesetz gegen den Diebstahl in Berathung. Der Kamtschadale fand das Gesetz gerecht und weise, meinte aber, es passe nicht für die Verhältnisse seiner Halbinsel; denn, wenn die armen Leute dort die Reichen nicht bestehlen dürften, so würden sie die Abgaben nicht zahlen können; das Interesse des Staats fordere daher, den Diebstahl zu begünstigen.

In Utopien ist die repäsentative Regierung in ihrer ganzen Stärke und Reinheit eingeführt. Ohne Zustimmung der Stände darf nichts im Lande geschehen. Selbst die Recepte der Aerzte werden den Kammern vorgelegt, die dann nach Mehrheit der Stimmen entscheiden, ob der Apotheker die Medicin verabfolgen soll oder nicht. Bisweilen geschieht es, daß die zweite Kammer ein Mittel gut und zweckmäßig findet, während die erste Kammer es geradezu für Gift erklärt. Der constitutionelle Kranke muß in solchen Fällen ohne Arznei entweder gesund werden oder sterben. — Seit Einmischung der Stände in diese Angelegenheit will man eine ungewöhnlich große Sterblichkeit bemerkt haben.

In Tunkin ist eine furchtbare Verschwörung unter einigen jungen Leuten endeckt worden, welche sich unter feyerlichem Eide anheischig gemacht hatten, sobald sie erwachsen wären, den Polichinell wieder auf das Theater zu bringen.

Ein Bramine hat die Entdeckung gemacht, daß die meisten Gebete nur Umschreibungen der Phrase wären: „Gott der Weisheit, sey so gnädig, meinen thörichten Wunsch zu erfüllen!“

Sexted und Seward, zwei Könige von Esser, wünschten von dem weissen Brod zu essen, welches der Bischof Melitus bei der Communion vertheilte. Der Bischof wollte sich dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß die Könige sich taufen ließen. Die Könige, über solche Zumuthung erzürnt, jagten den Bischof aus dem Lande, erhielten aber kein weiß Brod.

Carl der Große erbat sich von Offa, König von Mercia, den gelehrten Priester Alcuin, um mit Hülfe dieses Mannes die Ketzereien des Felix, Bischofs von Urgel in

Catalonien, bestreiten zu können. Felix behauptete, daß der Erlöser, seiner menschlichen Natur nach betrachtet, vielmehr der angenommene, als der wirkliche natürliche Sohn genannt werden müsse. In Frankreich und Deutschland befand sich damals kein Priester, der diese Ketzerey zu widerlegen verstand.

Der heilige Augustin sagt: „Wenn ihr Menschen straft, vergeßt nicht, daß ihr dem Ebenbilde Gottes Leiden auflegt.“ Er sagt auch: „Es ist keine Ordnung, wo die Besseren den Schlechtern untergeordnet werden.“

Philipp der Lange, König von Frankreich, sagte: „Jeder Mensch, und besonders jeder Franzose, ist frei geboren und soll frei leben.“

Vor etwa 50 Jahren fanden im südlichen Deutschlande folgende Schriften guten Abgang unter dem Volke:

1. Trauben der Heiligkeit aus den Dörnern der Bosheit, oder wunderbarliche Bekehrung allerhand Mörder, Räuber, Zauberer, Uebelthäter, wie auch heiliger Gerichtsdiener und Scharfrichter.
2. Grafs geistlicher Bienenstock und acht Seligkeiten.
3. Heiliges je öfter, je besser.

Diese Schriften waren mit Bewilligung der Censur gedruckt, müssen also für unschädlich, selbst nicht gegen den Menschenverstand empörend, geachtet worden seyn. O gute alte Zeit! Wie sehr ist zu bedauern, daß die Frömmelei nicht mehr, wie ehemals, wohlfeil genährt werden kann; daß überall, selbst bei Beförderung des Aberglaubens, man den Geist in Unkosten setzen muß!

Montagne, der in einem Zeitalter des Aberglaubens und der Verfolgungssucht wagte, Philosoph zu seyn, sagte gegen die Fanatiker seiner Zeit: „Mir ist es klar und deutlich, daß wir den Pflichten der Religion nicht gern andere Dienste darbringen, als solche, die unsern Leiden-

schaften schmeicheln. Kein Haß ist so bitter, als — der christliche. Kein Eifer ist so thätig, als wenn er mit unserem Haß zusammentrifft, mit unserer Grausamkeit, unserer Ehrsucht, unserem Geize, und mit Verläumdung und Rebellion. Wenn wir hingegen Güte des Herzens, Wohlwollen, Mäßigkeit üben sollen, ja da gehen wir, einige seltene Ausnahmen abgerechnet, die sich durch eine Art Wunder unter uns befinden, als ob wir weder Fuß noch Flügel hätten. Unsere Religion ist dazu gemacht, die Untugenden auszurotten, und sie bedeckt, nährt, reizt sie? Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Im Jahr Christi 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtey. Jeder legte Akten und Urkunden vor, aus denen er sein Recht zu beweisen hoffte. Statt aber die Richtigkeit derselben zu prüfen, mußte der Handel durch ein Iudicium crucis ausgemacht werden. Jede streitende Partey stellte eine Person, die, während der Messe, vor dem Kreuze mit ausgebreiteten Armen stehen mußte; derjenige, dessen Stellvertreter zuerst müde wurde und seine Stellung änderte, verlor den Proceß. Der Mann des Bischoffs war schwächer als sein Gegner, daher ward erkannt, daß Gott sich für den Abt entschieden habe. Ein älterer Schriftsteller, der diese Geschichte anführt, ist der Meinung, daß die Kriege selten mehr als ein ähnliches Iudicium crucis wären, und daß jeder Gewinnende die Folge der Muskelkraft seiner Kreuzsteher für eine unmittelbare Begünstigung des Himmels geltend zu machen suche, was, wie er glaubt, eigentlich eine gottlose Eitelkeit zu nennen wäre, besonders wenn der Gegenstand des blutigen Prozesses nicht die Ehre des Vaters des Lichts, sondern den niedrigen Eigennutz der Kinder der Finsterniß zum Endzweck habe.

In einer der lezten Sitzungen des kleinen Raths der Republik Pstpst soll es sehr stürmisch hergegangen seyn. Unser geheimer Correspondent, den wir dort für die unglaublichen Nachrichten engagirt haben, meldet uns gewisse Umstände, die, wenn sie sich bestätigen sollten, entweder die Erschütterung der Welt, oder auch nichts zu bedeuten haben könnten. Dem großen Publikum dürfen wir das Nähere davon noch nicht eröffnen, indem seit einiger Zeit viele Privatleute sich ins Publikum geschlichen haben, die nicht mehr zu wissen brauchen, als ihnen geziemt, und die, wenn sie unwissend sind, sich viel bescheidener betragen, als andere Unwissende, die nicht zum Privatstande gehören. Wir melden daher von der erwähnten stürmischen Sitzung des kleinen Raths von Pstpst nur soviel, daß der Herr Syndicus Brmbrm den Anlaß zu einer lebhaften Debatte gab. Die Sache verhielt sich kürzlich so. Der Syndicus hatte einen ausführlichen Vortrag: „Ueber Verbesserung der Wege in der Republik" verlesen, und zur Abstimmung gebracht. Der Rath erklärte sich einstimmig gegen alle Verbesserungsvorschläge, und berief sich dabei auf ein altes Staatsgrundgesetz der Republik, dem zu Folge die Reisenden, bei der Durchfarth durchs Gebiet des Freistaats, so oft als möglich im Schlamme stecken bleiben, oder in Hohlwegen ihr Räderwerk zerbrechen sollten, damit Vorspanner, Fuhrleute, Wagner und Gastwirthe Gelegenheit fänden, mit guter Art den Reisenden einiges Geld abzunehmen, das sodann im Lande verbliebe, und, als ein gerechter Tribut des Auslandes, die Republik bereichere . . . Diese Motive wollten dem Syndikus nicht einleuchten, daher er, im Verdruß, seine unwiderlegbaren Gründe unbeachtet zu sehen, die allerdings nicht sehr schickliche Bemerkung sich erlaubte: „Daß dem gemeinen Wesen nicht mehr zu helfen sey, wenn es anders nicht einem Zauberer gelänge, die Esel

der Republik in Löwen zu verwandeln." — Dieß kühne Wort gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung im Saale, in dem alle Beisitzer des kleinen Raths nicht anders glauben konnten, als daß sie selbst die vermeinten Esel der Republik seyn sollten. Obgleich es nun allerdings am verständigsten gewesen wäre, das Treffende der Beziehung mit Stillschweigen zu übersehen, so glaubten die Rathsherrn doch, daß der Anstand fordere, diesen Schimpf nicht ungeahndet zu lassen. Wir schweigen von geheimen Winken, Zuflüsterungen, Faustballen, zum Theil in der Tasche, und Stampfen mit den Füßen, wodurch diese Sitzung so interessant wurde; und erwähnen nur, was gegen Ende der Debatte gesprochen wurde. Jobst, der Müller, erklärte sich dahin: „Er wisse zwar, daß es unmöglich sey, Esel in Löwen zu verwandeln, indessen ziele der bloße Vorschlag offenbar auf Umsturz der eingeführten Ordnung; denn, wer würde künftig geduldig die Lasten zur Mühle tragen, wenn d.. wohlgezogenen, gut abgerichteten, sehr nützlichen Thiere einer civilisirten Republik in wilde Bestien barbarischer Wildniß verwandelt werden möchten? Daher trage er darauf an, alle diejenigen, welche künftig solche Verwandlung versuchen würden, als gefährliche Neuerer und Umwälzer der Republik in die sogenannte Stadt-Festung d. i. in den unterirdischen Rathskeller 14 Tage lang einzusperren, oder in höchstens 2 Stunden nach allen Richtungen aus dem Lande zu jagen." — Schlupff, der Handschuhmacher, der als ein witziger Kopf bekannt ist, erklärte sich ebenfalls gegen den Syndicus, und meinte: „Statt die vernunftlosen Müllerknechte, — wie er jene nützlichen Thiere nennen wolle, um die Ohren eines weisen Raths nicht durch einen kitzlichen, frivolen Ausdruck zu beleidigen, — statt diese Müllerknechte, sagte er, in Könige der Wüste zu verwandeln, was ein unnützer, ja impertinenter Vorschlag

sey, thue es in dieser verkehrten Zeit vielmehr Noth, gewisse Vögel, nämlich die Adler, (welche immer, der Sonne entgegen, in den Lüften schwebten), in Maulwürfe zu verwandeln, indem lichtscheue Thiere weniger gefährlich, ja offenbar nützlicher als die Adler wären. Die Maulwürfe wären blind, allerdings, aber sehr geschickt, das Land aufzulockern, falls es der Republik einmal einfallen sollte, ihre Wüsten in Ackerfelder zu verwandeln.“— Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und wurde besonders durch Quicks, den Gänsehirten, unterstützt, welcher darauf aufmerksam machte: „Daß ein Adler, der neulich über die Republik hinweggeflogen, alle Gänse und anders Federvieh in Angst und Schrecken gesetzt hätte, und dieß sey gerade kurz vor Martini geschehen, wo alle verehrlichen Mitglieder eines hochweisen Raths das Recht hätten, sich auf einen guten Gänsebraten, gefaßt zu machen; ja, wo die allgemeine Bürgerfreiheit Jedem gestatte, sich eine Stoppelgans, so wolfeil als möglich, zu kaufen. Daher trete er dem Vorschlag des Herrn Schlupff bei, doch mit dem Amendement, daß der weise Rath, vor Bekanntmachung des Gesetzes, das die Adler in Maulwürfe zu verwandeln gebiete, eine Preisfrage ausseze: wie solche Verwandlung am schnellsten, leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen wäre?“ — Der Bürgermeister, ein besonnener ruhiger Mann, entgegnete: „Er erlaube sich nur die Bemerkung, daß die Adler sehr selten in der Republik gesehen würden; auch sonst an Maulwürfen kein Mangel wäre. Daher es vielleicht nicht außer der Zeit seyn dürfte, wenn der weise Rath den Beschluß nähme, Alles beym Alten zu lassen.“ — Jobst, der Müller, bezeugte dem Bürgermeister seine hohe Achtung für solche Worte der Weisheit; „doch, sagte er, müße er daran erinnern, wie der Vorschlag des Syndikus deutlich verrathe, daß unruhige Köpfe das alte feste Gebäude der Republik in seinen Grundfesten

zu erschüttern gedächten; daß ihnen das Alte ein Gräuel sey, und sie es nicht dabei lassen würden, wenn sie irgend es anders machen könnten. Um diesen unruhigen Köpfen, die man als irreligiöse Weltstürmer ansehen müße, die Lust zu vertreiben, scheine der Schlupff-Quicksische Gesetzesvorschlag das gerade dienlichste Mittel." — Schlinschlien, der Glashändler, erhob sich mit vieler Würde, und glaubte bemerken zu müssen: „Es sey ihm vorhin etwas eingefallen; er habe es aber wieder vergessen." — Hierauf wurde die Preisfrage durch Acclamation beschlossen. — Der Syndikus, der den gegen ihn erregten Sturm beschwören wollte, bat um das Wort, was die rechte Seite ihm anfangs verweigern wollte, doch endlich zugestand, als Lebrecht, der Schwager des Syndikus, sämmtliche Herrn zu sich auf einen Rehschlägel einlud. Der Syndikus durfte also sprechen, und wirklich hielt er eine so bündige, als schön gefaßte Rede, wovon wir das Wesentliche ausheben: „Die von einem hochweisen Rath beigebrachten Gründe, sagte er, hätten ihn von der Untauglichkeit seiner, den Staatsgrundgesetzen zuwiderlauffenden Verbesserungsvorschläge, vollkommen überzeugt. Da er einzig das Beste der Republik im Auge gehabt, so sey es ihm durchaus gleichgültig, durch welche Mittel das allgemeine Interesse befördert werde. Er nehme daher keinen Anstand, darauf anzutragen, die Wege nicht nur nicht auszubessern, sondern vielmehr, durch alle in der Macht der Republik gegebenen Mittel, wo möglich noch mehr zu verderben, und so zu sagen gänzlich unfahrbar zu machen." — Diese edle Bereitwilligkeit des Syndikus, seinen Irrthum anzuerkennen und respektive zu verbessern, verbreitete allgemeine Freude in der Versammlung. Alle verehrlichen Mitglieder des kleinen Raths erhoben sich von ihren Sitzen, eilten zu dem Syndikus, drückten ihn ans Herz, umarmten sich unter einander, und verließen hier-

auf zufrieden den Saal. — So ist denn der Friede der Republik diesmal nicht gestört worden; doch gibt unser geheimer Correspondent zu verstehen, daß die Esel des Syndikus einen zu tiefen Eindruck auf die Gemüther gemacht hätten, um in ihnen nicht Funken der Zwietracht zu sehen, die, bei der ersten Gelegenheit, in helle Flammen ausbrechen dürften. Wir halten diese Besorgniß für voreilig, aus Gründen, die wir bei einer andern Gelegenheit, — vielleicht in der Beantwortung der erwähnten Preisfrage, wobei wir zu concurriren gedenken, — ausführlicher erörtern werden.

X.

Probe einer deutschen Bearbeitung des Candide.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.

Horat.

Candide hatte in Paraguai so eben einen Jesuiten getödtet. Um unerkannt den Nachstellungen zu entgehen, hüllte er sich in die Kleider des Gemordeten und floh, von seinem Bedienten Cacambo begleitet, in die Wälder. Gegen Abend setzten sich beide auf den Rasen einer Wiese, von den Anstrengungen des Tages auszuruhen. Cacambo aß ein Stück Schinken, das er aus Vorsicht mitgenommen hatte. Candide dagegen behauptete, keinen Appetit zu haben; er vertrieb sich die Zeit mit Philosophiren über sein sonderbares Schicksal, das ihn, wider Willen, zum Mörder eines Priesters gemacht hätte, der zugleich Jesuit und deutscher Baron, also in doppelter Rücksicht für ehrwürdig und unverletzlich zu halten wäre. — In diesem Augenblick hörten sie in ihrer Nähe ein Weibergeschrei. Ehe sie noch unterscheiden konnten, ob es ein Ausruf der

Freude oder des Schmerzes sey, erhoben sie sich mit jener Besorgniß und Unruhe, die in unbekanntem Lande bei jedem plötzlichen Geräusch sogleich sich zu regen pflegen. Sie sahen zwei nackte Weiber über die Wiese laufen, von zwei Affen verfolgt, die ihnen in die Hinterbacken bißen. Candide's mitleidiges Herz wird gerührt. Als guter Schütze ergreift er seine Doppelflinte, und mit der Schnelligkeit des Gedankens tödtet er die beiden Affen. „Gott sey gelobt, mein lieber Cacambo, sagt er, ich habe diese unglücklichen Weiber von einer großen Gefahr befreit. Beging ich die Sünde, einst in Spanien einen Inquisitor, und so eben in Paraguai einen Jesuiten zu tödten: so habe ich mein Unrecht wieder gut gemacht, indem ich zwei wohlgewachsene Mädchen errettete. Sie scheinen, obgleich nackend, Damen von Stande, die uns in diesem wilden Lande von großem Nutzen seyn können.“

Diese schöne Rede ward durch Staunen unterbrochen, als er sahe, wie die beiden Mädchen zärtlich die Affen umarmten, wie sie in Thränen über ihren Leichnam zerflossen, und die Luft mit Tönen der Verzweiflung erfüllten. — „Soviel Güte des Herzens hatte ich nicht erwartet;“ sagte Candide. — „Schöne Geschichte! fiel Cacambo ein. Ihr habt die Liebhaber dieser zärtlichen Damen getödtet.“ — „Die Liebhaber? Cacambo! Du spottest. Unmöglich. — „Lieber Herr, erwiederte Cacambo; ihr kennt die Sitten des Landes nicht. Habe ich doch, der als Mestize nur ein Viertel Spanier bin, in Madrid manch vornehmes Abenteuer bestanden; warum sollten die wilden Damen in Paraguai, die nichts von einer guten Erziehung wissen, sich nicht mit Affen, die wenigstens ein Viertel Menschen sind, begnügen lernen! Ländlich, sittlich! Mich befremdet diese Geschichte nicht; wohl aber

fürchte ich, die Damen werden uns einen böſen Streich ſpielen.“ — Candide fand dieſe Bemerkungen gegründet, und folgte ſeinem Diener, der den Rath gab, ſich in den Wald zu verſtecken. — Hier verzehrte er mit Cacambo den Reſt des Schinkens, und leerte eine Flaſche Wein, die der Meſtize von der Tafel des gemordeten Jeſuiten mitgenommen hatte.

Candide, nachdem er ſatt war, fieng wieder an zu philoſophiren. Er ſetzte die Abſcheulichkeiten der Inquiſition, und die Betrügereien der Jeſuiten auf das Klarſte auseinander. Er verglich ſie mit den Affen, welche die Unſchuld verfolgen. Er ſprach mit ächt poetiſcher Begeiſterung und großem Nachdruck gegen die Duldung dieſer moraliſchen Ungeheuer. Cacambo war ſchon früher davon überzeugt, und leider war ſonſt niemand zugegen, dem Candide über Gaukeleien der Pfaffen hätte die Augen öffnen können. Alſo war ſeine Predigt in den Wind geredet, woher es kommen mag, daß die Welt noch bis auf den heutigen Tag ſich von Gauklern betrügen läßt. Hätte Europa die Rede des Candide in den Wäldern von Paraguai mit anhören können, ſo würde der Welttheil vielleicht wiſſen, was von Neuem gelehrt zu werden Noth zu thun ſcheint. — Als Candide merkte, daß er ohne Nutzen ſpräche, indem Cacambo eingeſchlafen war, ſo folgte er dieſem guten Beiſpiel, und warf ſich aufs Moos.

Der Gott der Träume ſchloß ihn bald in ſeine Arme, und ließ ihn ein angenehmeres Schauſpiel als die Affenliebe ſehen. Candide träumte nämlich, daß er unter den Wilden als ein höheres Weſen aufgenommen, daß er, als der Bildner eines rohen Volkes, der Wohlthäter deſſelben würde, daß er ſie ſchützte gegen Aberglauben und Tyranney, daß er der Vernunft Altäre errichtete, und durch ein unumſtößliches Grundgeſetz alle Jeſuiten und alle Anhän-

ger des Feudalsystems auf ewig von den Grenzen des aufgeklärten, gesitteten und glücklichen Landes entfernte. Die repräsentative Regierung einzuführen, schien ihm nicht rathsam, weil die sogenannte Volksrepräsentation doch eben nur mithilft, den alten Unsinn am Leben zu erhalten; wie er vor Kurzem in ✿✿✿ bemerkt haben wollte, wo einige Abgeordnete ein Geschrei um Herstellung des alten Kirchenguts erhoben, und sich dadurch vor den Augen des neunzehnten Jahrhunderts lächerlich gemacht hätten. — Auch die Preßfreiheit führte er nicht sogleich ein, sondern ließ dieselbe nur in der Ferne hoffen, wenn das Volk einmal stark und aufgeklärt genug seyn würde, allen Verführungen des sogenannten frommen Betruges und der willkührlichen Herrschsucht zu widerstehen. Er setzte also Censoren ein, die alles aus den Manuscripten streichen mußten, was im Sinn der Möncherei und des Feudaldrucks geschrieben war. Zu Censoren bestellte er nicht etwa feile Knechte, die von der Würde der Wissenschaften keinen Begriff haben; sondern er übertrug die Aufsicht über die Literatur einem Senate anerkannter, classischer Schriftsteller, deren Ruhm und Ehre dafür bürgte, daß sie die Geistesbildung des Volkes befördern, keinesweges dem Obscurantismus als feige und feile Sclaven dienen würden.

So angenehm träumte Candide in den Wäldern von Paraguai, unwissend, welch' Schicksal ihm beim Erwachen bevorstände. Denn ach! als er und sein Diener sich am andern Morgen erheben wollten, fühlten sie sich an Händen und Füßen gebunden. Die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung war, daß die Oreillonen, wilde Bewohner dieses Landes, von den beiden nackten Damen aufgehetzt, unsere Wanderer in der Nacht ausgekundschaftet, und nach den Landesgesetzen geknebelt hatten.

Als Candide die Augen aufschlug, sah er sich umringt von etwa fünfzig nackten Oreillonen, die, mit Pfei-

schaften schmeicheln. Kein Haß ist so bitter, als — der christliche. Kein Eifer ist so thätig, als wenn er mit unserem Haß zusammentrifft, mit unserer Grausamkeit, unserer Ehrsucht, unserem Geize, und mit Verläumdung und Rebellion. Wenn wir hingegen Güte des Herzens, Wohlwollen, Mäßigkeit üben sollen, ja da gehen wir, einige seltene Ausnahmen abgerechnet, die sich durch eine Art Wunder unter uns befinden, als ob wir weder Fuß noch Flügel hätten. Unsere Religion ist dazu gemacht, die Untugenden auszurotten, und sie bedeckt, nährt, reizt sie? Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!"

Im Jahr Christi 775 entstand ein Streit zwischen dem Bischofe von Paris und dem Abte von St. Denis über das Eigenthum einer kleinen Abtey. Jeder legte Akten und Urkunden vor, aus denen er sein Recht zu beweisen hoffte. Statt aber die Richtigkeit derselben zu prüfen, mußte der Handel durch ein Iudicium crucis ausgemacht werden. Jede streitende Partey stellte eine Person, die, während der Messe, vor dem Kreuze mit ausgebreiteten Armen stehen mußte; derjenige, dessen Stellvertreter zuerst müde wurde und seine Stellung änderte, verlor den Proceß. Der Mann des Bischoffs war schwächer als sein Gegner, daher ward erkannt, daß Gott sich für den Abt entschieden habe. Ein älterer Schriftsteller, der diese Geschichte anführt, ist der Meinung, daß die Kriege selten mehr als ein ähnliches Iudicium crucis wären, und daß jeder Gewinnende die Folge der Muskelkraft seiner Kreuzsteher für eine unmittelbare Begünstigung des Himmels geltend zu machen suche, was, wie er glaubt, eigentlich eine gottlose Eitelkeit zu nennen wäre, besonders wenn der Gegenstand des blutigen Prozesses nicht die Ehre des Vaters des Lichts, sondern den niedrigen Eigennutz der Kinder der Finsterniß zum Endzweck habe.

In einer der lezten Sitzungen des kleinen Raths der Republik Pstpst soll es sehr stürmisch hergegangen seyn. Unser geheimer Correspondent, den wir dort für die unglaublichen Nachrichten engagirt haben, meldet uns gewisse Umstände, die, wenn sie sich bestätigen sollten, entweder die Erschütterung der Welt, oder auch nichts zu bedeuten haben könnten. Dem großen Publikum dürfen wir das Nähere davon noch nicht eröffnen, indem seit einiger Zeit viele Privatleute sich ins Publikum geschlichen haben, die nicht mehr zu wissen brauchen, als ihnen geziemt, und die, wenn sie unwissend sind, sich viel bescheidener betragen, als andere Unwissende, die nicht zum Privatstande gehören. Wir melden daher von der erwähnten stürmischen Sitzung des kleinen Raths von Pstpst nur soviel, daß der Herr Syndicus Brmbrm den Anlaß zu einer lebhaften Debatte gab. Die Sache verhielt sich kürzlich so. Der Syndicus hatte einen ausführlichen Vortrag: „Ueber Verbesserung der Wege in der Republik" verlesen, und zur Abstimmung gebracht. Der Rath erklärte sich einstimmig gegen alle Verbesserungsvorschläge, und berief sich dabei auf ein altes Staatsgrundgesetz der Republik, dem zu Folge die Reisenden, bei der Durchfarth durchs Gebiet des Freistaats, so oft als möglich im Schlamme stecken bleiben, oder in Hohlwegen ihr Räderwerk zerbrechen sollten, damit Vorspanner, Fuhrleute, Wagner und Gastwirthe Gelegenheit fänden, mit guter Art den Reisenden einiges Geld abzunehmen, das sodann im Lande verbliebe, und, als ein gerechter Tribut des Auslandes, die Republik bereichere . . . Diese Motive wollten dem Syndikus nicht einleuchten, daher er, im Verdruß, seine unwiderlegbaren Gründe unbeachtet zu sehen, die allerdings nicht sehr schickliche Bemerkung sich erlaubte: „Daß dem gemeinen Wesen nicht mehr zu helfen sey, wenn es anders nicht einem Zauberer gelänge, die Esel

der Republik in Löwen zu verwandeln." — Dieß kühne Wort gab das Signal zu einer allgemeinen Bewegung im Saale, in dem alle Beisitzer des kleinen Raths nicht anders glauben konnten, als daß sie selbst die vermeintew Esel der Republik seyn sollten. Obgleich es nun allerdings am verständigsten gewesen wäre, das Treffende der Beziehung mit Stillschweigen zu übersehen, so glaubten die Rathsherrn doch, daß der Anstand fordere, diesen Schimpf nicht ungeahndet zu lassen. Wir schweigen von geheimen Winken, Zuflüsterungen, Faustballen, zum Theil in der Tasche, und Stampfen mit den Füßen, wodurch diese Sitzung so interessant wurde; und erwähnen nur, was gegen Ende der Debatte gesprochen wurde. Jobst, der Müller, erklärte sich dahin: „Er wisse zwar, daß es unmöglich sey, Esel in Löwen zu verwandeln, indessen ziele der bloße Vorschlag offenbar auf Umsturz der eingeführten Ordnung; denn, wer würde künftig geduldig die Lasten zur Mühle tragen, wenn d.. wohlgezogenen, gut abgerichteten, sehr nützlichen Thiere einer civilisirten Republik in wilde Bestien barbarischer Wildniß verwandelt werden möchten? Daher trage er darauf an, alle diejenigen, welche künftig solche Verwandlung versuchen würden, als gefährliche Neuerer und Umwälzer der Republik in die sogenannte Stadt-Festung d. i. in den unterirdischen Rathskeller 14 Tage lang einzusperren, oder in höchstens 2 Stunden nach allen Richtungen aus dem Lande zu jagen." — Schlupff, der Handschuhmacher, der als ein witziger Kopf bekannt ist, erklärte sich ebenfalls gegen den Syndicus, und meinte: „Statt die vernunftlosen Müllerknechte, — wie er jene nützlichen Thiere nennen wolle, um die Ohren eines weisen Raths nicht durch einen kitzlichen, frivolen Ausdruck zu beleidigen, — statt diese Müllerknechte, sagte er, in Könige der Wüste zu verwandeln, was ein unnützer, ja impertinenter Vorschlag

sey, thue es in dieser verkehrten Zeit vielmehr Noth, gewisse Vögel, nämlich die Adler, (welche immer, der Sonne entgegen, in den Lüften schwebten), in Maulwürfe zu verwandeln, indem lichtscheue Thiere weniger gefährlich, ja offenbar nützlicher als die Adler wären. Die Maulwürfe wären blind, allerdings, aber sehr geschickt, das Land aufzulockern, falls es der Republik einmal einfallen sollte, ihre Wüsten in Ackerfelder zu verwandeln.“— Dieser Vorschlag fand großen Beifall, und wurde besonders durch Quicks, den Gänsehirten, unterstützt, welcher darauf aufmerksam machte: „Daß ein Adler, der neulich über die Republik hinweggeflogen, alle Gänse und anders Federvieh in Angst und Schrecken gesetzt hätte, und dieß sey gerade kurz vor Martini geschehen, wo alle verehrlichen Mitglieder eines hochweisen Raths das Recht hätten, sich auf einen guten Gänsebraten, gefaßt zu machen; ja, wo die allgemeine Bürgerfreiheit Jedem gestatte, sich eine Stoppelgans, so wolfeil als möglich, zu kaufen. Daher trete er dem Vorschlag des Herrn Schlupff bei, doch mit dem Amendement, daß der weise Rath, vor Bekanntmachung des Gesetzes, das die Adler in Maulwürfe zu verwandeln gebiete, eine Preisfrage ausgesetzt: wie solche Verwandlung am schnellsten, leichtesten und sichersten zu bewerkstelligen wäre?“ — Der Bürgermeister, ein besonnener ruhiger Mann, entgegnete: „Er erlaube sich nur die Bemerkung, daß die Adler sehr selten in der Republik gesehen würden; auch sonst an Maulwürfen kein Mangel wäre. Daher es vielleicht nicht außer der Zeit seyn dürfte, wenn der weise Rath den Beschluß nähme, Alles beym Alten zu lassen.“ — Jobst, der Müller, bezeugte dem Bürgermeister seine hohe Achtung für solche Worte der Weisheit; „doch, sagte er, müße er daran erinnern, wie der Vorschlag des Syndikus deutlich verrathe, daß unruhige Köpfe das alte feste Gebäude der Republik in seinen Grundfesten

zu erschüttern gedächten; daß ihnen das Alte ein Gräuel sey, und sie es nicht dabei lassen würden, wenn sie irgend es anders machen könnten. Um diesen unruhigen Köpfen, die man als irreligiöse Weltstürmer ansehen müße, die Lust zu vertreiben, scheine der Schlupff-Quicksische Gesetzesvorschlag das gerade dienlichste Mittel." — Schlinschlien, der Glashändler, erhob sich mit vieler Würde, und glaubte bemerken zu müssen: „Es sey ihm vorhin etwas eingefallen; er habe es aber wieder vergessen." — Hierauf wurde die Preisfrage durch Acclamation beschlossen. — Der Syndikus, der den gegen ihn erregten Sturm beschwören wollte, bat um das Wort, was die rechte Seite ihm anfangs verweigern wollte, doch endlich zugestand, als Lebrecht, der Schwager des Syndikus, sämmtliche Herrn zu sich auf einen Rehschlägel einlud. Der Syndikus durfte also sprechen, und wirklich hielt er eine so bündige, als schön gefaßte Rede, wovon wir das Wesentliche ausheben: „Die von einem hochweisen Rath beigebrachten Gründe, sagte er, hätten ihn von der Untauglichkeit seiner, den Staatsgrundgesetzen zuwiderlauffenden Verbesserungsvorschläge, vollkommen überzeugt. Da er einzig das Beste der Republik im Auge gehabt, so sey es ihm durchaus gleichgültig, durch welche Mittel das allgemeine Interesse befördert werde. Er nehme daher keinen Anstand, darauf anzutragen, die Wege nicht nur nicht auszubessern, sondern vielmehr, durch alle in der Macht der Republik gegebenen Mittel, wo möglich noch mehr zu verderben, und so zu sagen gänzlich unfahrbar zu machen." — Diese edle Bereitwilligkeit des Syndikus, seinen Irrthum anzuerkennen und respektive zu verbessern, verbreitete allgemeine Freude in der Versammlung. Alle verehrlichen Mitglieder des kleinen Raths erhoben sich von ihren Sitzen, eilten zu dem Syndikus, drückten ihn ans Herz, umarmten sich unter einander, und verließen hier-

auf zufrieden den Saal. — So ist denn der Friede der Republik diesmal nicht gestört worden; doch gibt unser geheimer Correspondent zu verstehen, daß die Esel des Syndikus einen zu tiefen Eindruck auf die Gemüther gemacht hätten, um in ihnen nicht Funken der Zwietracht zu sehen, die, bei der ersten Gelegenheit, in helle Flammen ausbrechen dürften. Wir halten diese Besorgniß für voreilig, aus Gründen, die wir bei einer andern Gelegenheit, — vielleicht in der Beantwortung der erwähnten Preisfrage, wobei wir zu concurriren gedenken, — ausführlicher erörtern werden.

X.

Probe einer deutschen Bearbeitung des Candide.

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.

Horat.

Candide hatte in Paraguai so eben einen Jesuiten getödtet. Um unerkannt den Nachstellungen zu entgehen, hüllte er sich in die Kleider des Gemordeten und floh, von seinem Bedienten Cacambo begleitet, in die Wälder. Gegen Abend setzten sich beide auf den Rasen einer Wiese, von den Anstrengungen des Tages auszuruhen. Cacambo aß ein Stück Schinken, das er aus Vorsicht mitgenommen hatte. Candide dagegen behauptete, keinen Appetit zu haben; er vertrieb sich die Zeit mit Philosophiren über sein sonderbares Schicksal, das ihn, wider Willen, zum Mörder eines Priesters gemacht hätte, der zugleich Jesuit und deutscher Baron, also in doppelter Rücksicht für ehrwürdig und unverletzlich zu halten wäre. — In diesem Augenblick hörten sie in ihrer Nähe ein Weibergeschrei. Ehe sie noch unterscheiden konnten, ob es ein Ausruf der

Freude oder des Schmerzes sey, erhoben sie sich mit jener Besorgniß und Unruhe, die in unbekanntem Lande bei jedem plötzlichen Geräusch sogleich sich zu regen pflegen. Sie sahen zwei nackte Weiber über die Wiese laufen, von zwei Affen verfolgt, die ihnen in die Hinterbacken bißen. Candide's mitleidiges Herz wird gerührt. Als guter Schütze ergreift er seine Doppelflinte, und mit der Schnelligkeit des Gedankens tödtet er die beiden Affen. „Gott sey gelobt, mein lieber Cacambo, sagt er, ich habe diese unglücklichen Weiber von einer großen Gefahr befreit. Beging ich die Sünde, einst in Spanien einen Inquisitor, und so eben in Paraguai einen Jesuiten zu tödten: so habe ich mein Unrecht wieder gut gemacht, indem ich zwei wohlgewachsene Mädchen errettete. Sie scheinen, obgleich nackend, Damen von Stande, die uns in diesem wilden Lande von großem Nutzen seyn können.“

Diese schöne Rede ward durch Staunen unterbrochen, als er sahe, wie die beiden Mädchen zärtlich die Affen umarmten, wie sie in Thränen über ihren Leichnam zerflossen, und die Luft mit Tönen der Verzweiflung erfüllten. — „Soviel Güte des Herzens hatte ich nicht erwartet;“ sagte Candide. — „Schöne Geschichte! fiel Cacambo ein. Ihr habt die Liebhaber dieser zärtlichen Damen getödtet.“ — „Die Liebhaber? Cacambo! Du spottest. Unmöglich.“ — „Lieber Herr, erwiederte Cacambo; ihr kennt die Sitten des Landes nicht. Habe ich doch, der als Mestize nur ein Viertel Spanier bin, in Madrid manch vornehmes Abenteuer bestanden; warum sollten die wilden Damen in Paraguai, die nichts von einer guten Erziehung wissen, sich nicht mit Affen, die wenigstens ein Viertel Menschen sind, begnügen lernen! Ländlich, sittlich! Mich befremdet diese Geschichte nicht; wohl aber

fürchte ich, die Damen werden uns einen bösen Streich spielen.“ — Candide fand diese Bemerkungen gegründet, und folgte seinem Diener, der den Rath gab, sich in den Wald zu verstecken. — Hier verzehrte er mit Cacambo den Rest des Schinkens, und leerte eine Flasche Wein, die der Mestize von der Tafel des gemordeten Jesuiten mitgenommen hatte.

Candide, nachdem er satt war, fieng wieder an zu philosophiren. Er setzte die Abscheulichkeiten der Inquisition, und die Betrügereien der Jesuiten auf das Klarste auseinander. Er verglich sie mit den Affen, welche die Unschuld verfolgen. Er sprach mit ächt poetischer Begeisterung und großem Nachdruck gegen die Duldung dieser moralischen Ungeheuer. Cacambo war schon früher davon überzeugt, und leider war sonst niemand zugegen, dem Candide über Gaukeleien der Pfaffen hätte die Augen öffnen können. Also war seine Predigt in den Wind geredet, woher es kommen mag, daß die Welt noch bis auf den heutigen Tag sich von Gauklern betrügen läßt. Hätte Europa die Rede des Candide in den Wäldern von Paraguai mit anhören können, so würde der Welttheil vielleicht wissen, was von Neuem gelehrt zu werden Noth zu thun scheint. — Als Candide merkte, daß er ohne Nutzen spräche, indem Cacambo eingeschlafen war, so folgte er diesem guten Beispiel, und warf sich aufs Moos.

Der Gott der Träume schloß ihn bald in seine Arme, und ließ ihn ein angenehmeres Schauspiel als die Affenliebe sehen. Candide träumte nämlich, daß er unter den Wilden als ein höheres Wesen aufgenommen, daß er, als der Bildner eines rohen Volkes, der Wohlthäter desselben würde, daß er sie schützte gegen Aberglauben und Tyranney, daß er der Vernunft Altäre errichtete, und durch ein unumstößliches Grundgesetz alle Jesuiten und alle Anhän-

ger des Feudalsystems auf ewig von den Grenzen des aufgeklärten, gesitteten und glücklichen Landes entfernte. Die repräsentative Regierung einzuführen, schien ihm nicht rathsam, weil die sogenannte Volksrepräsentation doch eben nur mithilft, den alten Unsinn am Leben zu erhalten; wie er vor Kurzem in * * * bemerkt haben wollte, wo einige Abgeordnete ein Geschrei um Herstellung des alten Kirchenguts erhoben, und sich dadurch vor den Augen des neunzehnten Jahrhunderts lächerlich gemacht hätten. — Auch die Preßfreiheit führte er nicht sogleich ein, sondern ließ dieselbe nur in der Ferne hoffen, wenn das Volk einmal stark und aufgeklärt genug seyn würde, allen Verführungen des sogenannten frommen Betruges und der willkührlichen Herrschsucht zu widerstehen. Er setzte also Censoren ein, die alles aus den Manuscripten streichen mußten, was im Sinn der Möncherei und des Feudaldrucks geschrieben war. Zu Censoren bestellte er nicht etwa feile Knechte, die von der Würde der Wissenschaften keinen Begriff haben; sondern er übertrug die Aufsicht über die Literatur einem Senate anerkannter, classischer Schriftsteller, deren Ruhm und Ehre dafür bürgte, daß sie die Geistesbildung des Volkes befördern, keinesweges dem Obscurantismus als feige und feile Sclaven dienen würden.

So angenehm träumte Candide in den Wäldern von Paraguai, unwissend, welch' Schicksal ihm beim Erwachen bevorstünde. Denn ach! als er und sein Diener sich am andern Morgen erheben wollten, fühlten sie sich an Händen und Füßen gebunden. Die Ursache dieser unerwarteten Erscheinung war, daß die Oreillonen, wilde Bewohner dieses Landes, von den beiden nackten Damen aufgehetzt, unsere Wanderer in der Nacht ausgekundschaftet, und nach den Landesgesetzen geknebelt hatten.

Als Candide die Augen aufschlug, sah er sich umringt von etwa fünfzig nackten Oreillonen, die, mit Pfei-

ten, Aexten und Keulen bewaffnet, Feuer unter einem großen Kessel schürrten, und einen großen Spieß in Bereitschaft setzten. Alle schrien: „Er ist ein Jesuit! er ist ein Jesuit! Wir werden uns rächen! Wir werden eine gute Mahlzeit machen! Wir werden den Jesuiten fressen! Wir werden den Jesuiten fressen!“ — Weil nämlich Candide, nach dem Morde des Jesuiten, dessen Kleider angezogen hatte, so glaubten die Wilden, er sei ein Mitglied dieses Ordens, den sie für ihren Todfeind hielten, indem die Jesuiten nach Paraguai gekommen wären, die Oreillonen im legitimen Besitz des Landes und in dem herkömmlichen System ihres bestehenden Rechts der Wildheit zu stören. — In dieser traurigen Situation, die gewiß so unangenehm ist, als jene der Griechen, wenn sie von den Türken zum Spießen geführt werden, und dabei in gewissen mildernden Beschreibungen, selbst als gute Christen, keinen Trost finden, in dieser Situation, sage ich, fühlten sich Candide und Cacambo nichts weniger als behaglich, und eben so wenig waren sie geneigt, Hülfe von den Europäern zu erwarten, die wohl am Ende, doch spät, den Menschenfressern in Amerika das Handwerk legen werden. Candide sah vielmehr seinen nahen Tod vor Augen.

„Ich habe es euch gesagt,“ bemerkte Cacambo, „daß die beiden von den Affen befreiten Mädchen uns einen schlechten Streich spielen würden.“ — Candide, den Blick auf den Kessel und auf den Spieß gewendet, rief aus: „Man wird uns ohne Zweifel kochen oder braten! Ach Doctor Panglos, der du diese Welt für die beste aller möglichen Welten hieltest, was würdest du sagen, wenn du sähest, wie hier die unverdorbenen Kinder der Natur mit uns umgehen! Alles was ist, ist gut, meintest du. Es mag seyn; indessen scheint es doch hart, von den Oreillonen am Spieß gebraten zu werden!“

Cacambo verlor nicht den Kopf. „Verzweifelt an nichts," sagte er zu dem trostlosen Candide; „ich verstehe etwas von dem Kauderwelsch dieser Nation; ich will mit ihnen reden." —

„Unterlaß nicht," sagte Candide, „ihnen vorzustellen, wie abscheulich und unmenschlich es sei, seinen Nebenmenschen zu kochen oder zu braten; und wie wenig die Moral solche Gräuelthaten gestatte." — „Da würden sie „mir antworten," erwiederte Cacambo, „daß die Spanier „in diesen Ländern im Namen der Moral gesengt und „gebrennt, und alle Teufeleien ausgeübt haben. — Laßt mich nur machen!" —

Er wendete sich zu den Oreillonen und sprach wie folgt: „Meine Herren," sagte Cacambo, „Sie denken heute einen Jesuiten zu speisen. Ihr Vorsatz ist gerecht und legitim: Sie haben unstreitig von Ihren Voreltern das Recht ererbt, auf solche Art ihre Feinde zu behandeln. Auch in Europa erkennt man es für edel, wenn man den Sitten seiner Ahnen treu bleibt. Die naseweisen Bursche, welche dort Neuerungen einzuführen suchen, werden zwar nicht gefressen, aber doch auf eine Art behandelt, die ungefähr eben so empfindlich ist, als langsam am Feuer gebraten zu werden. Indem Sie, meine Herren, also den ehrwürdigen Gebräuchen Ihrer Väter treu bleiben, und Ihre Feinde mit Appetit verzehren wollen, geben Sie zu erkennen, daß Ihnen die Grundsätze der Civilisation nicht fremd sind. Aus diesem Gesichtspunkt läßt sich gegen Ihren Entschluß nichts einwenden. Das Naturrecht gibt jedem Sieger die Gewalt, mit dem Besiegten zu machen, was ihm beliebt; auch aus der Geschichte können Sie glänzende Beispiele anführen, daß die Sieger, in Absicht auf Behandlung der Besiegten, nicht etwa das menschliche Gefühl, oder die Lehren

der Vernunft und Billigkeit, sondern einzig ihr Beliebem und ihre angeerbten Gewohnheiten zu Rathe gezogen haben. So auch Sie, meine Herren. — Sie sehen, daß ich Ihre Rechte und die Weisheit Ihres Entschlusses mit gebührender Ehrfurcht, dem vollen Werthe nach, anerkenne. Aber, meine hochmögenden Herren, erlauben Sie mir eine freimüthige Frage. Nicht wahr, Sie haben beschloßen, einen Jesuiten zu speisen? Wohl! Dieser Herr jedoch, für den Sie den Bratspieß bereit halten, ist kein Jesuit. — (Bewegung des Erstaunens in der Versammlung.) — Ich sage die Wahrheit, die bei einem so erleuchteten Senat des oreillonischen Volks, in der Chambre des pairs desselben, jederzeit Eingang und Schutz finden wird. Dieser hier vor Ihnen liegende, geknebelte Gentleman ist nicht nur kein Jesuit, sondern einer der wüthendsten Feinde dieses abscheulichen Ordens. Er hat erst gestern einen General oder Obersten der Jesuiten mit eigener Hand erlegt und in die Hölle geschickt. Diese Heldenthat hat er mitten im Schloße des Generals, umgeben von seinen Garden, verübt. Sie können sich denken, daß dieß ein gefährliches Unternehmen war. Hätte die Wache seiner habhaft werden können, so wäre der Mörder eines Jesuiten unfehlbar als Ketzer verbrannt worden, welches in der That noch empfindlicher ist, als, nach schnellem Tode, wie Ihre guten alten Sitten hoffentlich vorschreiben, gespeist zu werden. — Um der Gefahr des Feuers zu entgehen, galt es List. Auf meinen Rath zog dieser Herr die Kleider des getödteten Jesuiten an, und kam glücklich durch die Wachen. — Und so scheint er Ihnen ein Jesuit, ist es aber nicht. Ein so weises Volk, wie das Ihrige, meine hoch- und starkgebornen Herren, weiß, daß das Kleid nicht den Mann macht. Darum gehen Sie lieber ohne Kleider, wodurch die Erhabenheit Ihres Charackters um so sichtbarer wird,

während sich in Europa gar leicht mancher Esel in eine Löwenhaut versteckt. (Gelächter auf der linken Seite der Versammlung). Ist nun der Herr, für den ich spreche, kein Jesuit, so ist er auch nicht Ihr Feind; ist er vollends ein Feind der Jesuiten, hat er dies dadurch bewiesen, daß er ein vornehmes Mitglied dieser verfluchten Race (wie Sie in Ihrer energischen Sprache diese geistlichen Amphibien zu nennen pflegen) getödtet hat, dann ist dieser Jesuiten-Mörder Ihr Freund und Alliirter, den Sie nicht tödten können, ohne das bei Ihnen geltende Völkerrecht zu verletzen, indem Ihr uraltes Völkerrecht ausdrücklich bestimmt, daß man nur seine Feinde speisen dürfe. Dieß ist, meine Herren, was ich Ihrer Weisheit anheim zu stellen für zweckdienlich erachte. Sie können sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen, wenn Sie einen geheimen Agenten nach der Stadt der Jesuiten schicken wollen, wo er unfehlbar erfahren wird, daß gestern ein Jesuit von einem jungen Westphalen getödtet wurde. Dieser Westphale aber ist kein anderer, als der geknebelte Herr, für den ich vor Ihnen zu sprechen die Ehre hatte."

Die Oreillonen fanden diese Rede verständig. Da sie dem ehrlichen Cacambo einen Beweis Ihrer Achtung geben wollten, so luden sie ihn zum nächsten Menschenfressen ein. Sie schickten sogleich zwei Staatsboten zu den Jesuiten sich von der Wahrheit obiger Aussagen zu überzeugen. Diese Gesandten legten große diplomatische Geschicklichkeit an den Tag. Sie erkundigten sich bei einem Scherenschleifer, der keine Ursache hatte, an den Intriken des Jesuitenhofes Theil zu nehmen, nach den Neuigkeiten der Stadt, und erfuhren von diesem unverdächtigen Zeugen die vollständige Bestätigung von dem Morde des Jesuiten durch einen jungen deutschen Landstreicher. — Die Diplomaten kehrten zu den Spieß- und

Bratanstalten ihrer Committenten zurück, und erstatteten Bericht von dem Resultat ihrer Sendung. — Die Oreillonen waren Menschenfreunde genug, sich über die Rettung eines Alliirten zu freuen. Sie entfesselten also ihre Gefangenen, erwiesen ihnen alle möglichen Artigkeiten, boten ihnen Mädchen an, stillten ihren Appetit durch Erfrischungen, und begleiteten sie bis zur Grenze ihres Staates, während sie ein bekanntes National-Lied sangen, welches mit dem Refrain schloß: „Er ist kein Jesuit! Gott sey gelobt, er ist kein Jesuit.“

Candide konnte nicht aufhören, das Gelingen seiner Befreiung zu preisen. „Welch ein Volk! rief er aus. Welche Menschen! welche Sitten! Hätte ich nicht das Glück gehabt, einen Jesuiten zu durchbohren, sie hätten mich ohne Barmherzigkeit gefressen. Indessen muß ich doch gestehen, daß die unverdorbene Natur gut ist; denn, alles wohl erwogen, haben diese lieben Leute, statt mich zu speisen, mich am Ende höflicher behandelt, als vormals die civilisirten Inquisitoren in Spanien, aus deren blutdurstigen Händen ich nur durch ein Wunder gerettet werden konnte.“

XI.

Der blaue Vogel und die gelbe Maus,

ein tagalisches Mährchen *).

Die Weisen, welche Gerechtigkeit lehren, werden wie ewige Sterne leuchten.

Prophet Daniel XII. 3.

Vetinga-Tuli-Pra, der Enkel der Sonne, herrschte im Reiche Sanuli-Setan, in welchem gefunden werden die Stufen des Himmels. Die Thaten des großen Fürsten waren ein Schrecken der Thoren und Bösen; aber die Weisen und Guten sangen sein Lob, denn er beschützte auf Erden die Gerechtigkeit, welche mit ihm herabgekommen war aus den Höhen des reinen Aethers. Ihr Sitz war seines Thrones Stütze, und ihre Freundlichkeit hauchte wie Morgenthau über die Blumenbeete großer Seelen. — Es säuselten die Winde, sich erhebend aus den rauschenden Wogen des Meeres Salila, — und sie schwellten die Segel der Schiffe, welche der Steuermann lenkte nach dem Aufgang, wo der Tag die Kinder der Finsterniß hüllte in den Schleier des Lichts. Und die Söhne des Tages landeten im Hafen des Thales Doritis, und stiegen ans Ufer, das die Rosenhaine der liebli-

*) Die Tagalen sind Bewohner der Philippinen.

chen Schutzgöttin Almalla umgeben. Heil dir Vetinga-Tuli-Pra! jubelten die frohen Schiffer, als sie die schwankende Fluth verließen, und den Fuß setzten auf die feste Erde, welche Blumen trägt und Früchte zur Erquickung leidender, kummervoller Menschen. — Der große Sultan ging voran gegen das Thal Doritis, wo ihm die Mutter ein Schloß erbaut hatte — auszuruhen von den Sorgen der Herrschaft. Jährlich, wenn die Gärten ihr neues Blumenkleid anlegen, schiffte er an dieß Gestade, und bewohnte das Schloß, wo ein Tempel der Sonne sich zum Himmel erhob, mit einem Altar, an dessen Stufen der Sultan den guten Gedanken aufhorchte zur Beglückung seines Volkes. Diese Gedanken wurden seine Vezire, — hocherhaben über die Träume der gebeugten Menge. Als einst am Tage Alvasi der Fürst gebetet hatte, und neue Wohlthaten für die Menschen seine Seele füllten, da ging er unter dem Schatten der Bäume vor seinem Kaisersitze einsam, doch nicht allein, denn die Wünsche für das Glück seines Volkes begleiteten ihn. Und er sah aus der Ferne herab vom Gebirge Thagura einen Wanderer nahen, den er erkannte, denn es war Asdin der Weise, den die Männer der tiefen Wissenschaft als ihren Lehrer und Meister verehren. Der Kaiser hatte schon als Jüngling geschöpft aus dem Born der Weisheit Asdin's: er war sein Schüler. — Der Herrscher des Reiches Sanuli-Setan sprach zu sich selbst: „Ist dieß nicht Asdin der Weise, „der mir nahet? Wahrlich dieser Mann ist mächtiger als „ich, denn mit allen meinen Kriegern und Flotten kann „ich nicht erobern die kleinste Provinz seines unendlichen „Gebietes der Geisterwelt, wo er heimisch ist und austheilt die Kronen des Ruhmes und des Verdienstes. „Weisheit, du bist ein Reich aus zarter Luft gewebt, du „schwebst über die Erde, und der tollkühne Sterbliche, „welcher dich zu unterjochen meint, greift in den Wind,

„dessen Sausen ihm verräth, daß der Geist nicht zu fes-
„seln ist.“ — Als der Kaiser so in der Seele die Macht der Weisheit erwogen hatte, war Asdin nahe gekommen, und begrüßte ehrerbietig den Beherrscher von Sanuli-Setan. Vetinga aber nannte ihn seinen Freund, und sprach: „Den Dank des Armen verschmähe nicht du Reicher: ich danke dir, daß du zu mir kommst; denn ehrenvoll ist es und des Dankes werth, wenn der weise Asdin in seinem großen Herzen das Vertrauen bewahrt, Vetinga bleibe sein und der Weisheit Freund auch auf dem Throne.“ Asdin erwiederte: „Du nennst dich einen Armen und mich einen Reichen. Weil denn auf den goldenen Lippen eines Kaisers stets die Wahrheit wohnen soll, und weil der Reiche dem Armen Geschenke zu geben hat: so will ich die Pflicht der guten Sitte erfüllen. Auch hat dein Scharfsinn die Ursache meines Besuches erkannt: ich bringe dir zwei Gaben, die selbst der reichste Kaiser der Welt als kostbare Kleinode schätzen wird. Dieser blaue Vogel, der mir auf der Schulter sitzt, hat nicht auf der Erde sein Nest; er stammt aus der Sonne und empfing die Gabe, jene Geister zu unterscheiden, welche wechselnd ihre Richtung durch das Menschenleben nehmen. — Und diese gelbe Maus, die ich an der Kette führe, ist geboren auf der Nachtseite des Mondes; sie ist der Liebling der Söhne der Finsterniß und erfährt ihre geheimsten Gedanken. Gefesselt durch einen Geist der Sonne, muß die gelbe Maus dem dienstbar seyn, welcher im Besitz des blauen Vogels ist. Weil du, Vetinga, ein Freund der Weisheit bist und die Gerechtigkeit beschützest, weil du nicht über Sklaven herrschen willst, sondern wünschest, daß jeder deiner Unterthanen sey ein Fürst, der Gesinnung nach; darum bringe ich dir den blauen Vogel und die gelbe Maus. So lange du auf ihre Zeichen hörest, wird dein Volk glücklich seyn, und deine Regierung

preisen, als ein Muster für alle Zeiten." — Der Kaiser aber sprach: Lehre mich, weiser Asdin, welches sind die Zeichen dieser Wunderthiere, und wie ich aufhören könne, was ich nicht verstehe; denn noch ist mir dunkel, was du sagst von der wechselnden Richtung der Geister. — Asdin antwortete: Du kennst die irdischen Winde? sie sind Kräfte der sichtbaren Welt, erhaben über Willkühr der Sterblichen. Deine mächtigsten Flotten vermögen nichts gegen die Gewalt der Winde. Wie nun heute brauset der Luftstrom aus Mitternacht, morgen vom Aufgang her, und so wechselnd jeden Tag, wie nun die Winde sich ablösen in dem Reiche, das deine Sinne umfaßen: also herrschen, wechselnd in der Richtung, höhere Geister in dem unsichtbaren Reiche; und der Mensch vermag so wenig, und weniger gegen sie, als er sich dem Sturm aus Abend entgegenstellen und ihm gebieten kann, nach Morgen zurückzukehren. Und wie du forschest, von welcher Seite der Wind weht, ehe du deine Flotten aussendest: so wird es auch von erhabenem Nutzen seyn, zu wissen, nach welcher Richtung mächtig die Geisterwelt andrängt. Ich will dich eine Zauberformel lehren, auf welche der blaue Vogel horchen und dir anzeigen wird, welcher Geist durch die unsichtbaren Regionen wehet. Darnach entschließe dich, ehe du die Flotten deiner Gedanken aussendest, zu erobern Tugend und Ruhm und Glück deines Volkes. Wenn nun aber der blaue Vogel dir anzeigt, daß ein guter Geist durch die unsichtbaren Regionen weht, ein Geist der Wahrheit, der Sitte und Tugend, der nicht an Tyranney und Sklavensinn, sondern an Gerechtigkeit und Weisheit seine Freude hat: dann mußt du auch kennen, die Widersacher des guten Geistes. Merke wohl auf! dann wird die gelbe Maus an allen Thüren der Bösen stille stehen, sobald du in der Nacht sie an der Kette durch die Straßen führest. Doch hüte dich die Kette aus den Händen

zu lassen; denn so wie die gelbe Maus sich frei fühlet, läuft sie in die Häuser ihrer Freunde und Verwandten und bringt ihnen Zaubermittel, das Leben der Menschen zu vergiften mit Heuchelei und Grausamkeit. — Und noch vieles erzählte Asdin dem Kaiser, das Niemand wissen darf als ein gerechter und weiser Fürst.

Vetinga aber war gerecht und weise. Darum erhob er sein Volk aus dem Dunkel der Knechtschaft zur Klarheit tugendhafter, wohlerzogener, denkender und freyer Menschen.

Es lebte aber an seinem Hofe Sinsinpoda, der schwarze Prinz, in welchem eine Seele der Finsterniß wohnte, erzeugt aus Neid, Lüge, Heuchelei und niedriger Herrschsucht. Dieser haßte den großen Sultan und mißgönnte ihm sein Glück, so wie das Glück des Volkes selbst ihm ein Gräuel war. Als nun einst die finstere Schicksalsgöttin Pawasi dem Beherrscher von Sanuli-Setan mit Krankheit heimsuchte, und er die Sorge der Herrschaft seinen Veziren überlassen mußte: da empörte sich der schwarze Prinz und mit Hülfe der Kinder der Finsterniß setzte er sich auf den Thron Vetinga's. Er hatte immer geglaubt, Vetinga's Glück sey ein Werk der Zauberei; denn er wußte, daß der blaue Vogel und die gelbe Maus ihm gedient hatten. Darum setzte er sich in Besitz der Wunderthiere, indem er ihren Wächter morden ließ. Aber Sinsinpoda kannte die Zauberformel nicht, auf welche der blaue Vogel horchte; auch ließ er die gelbe Maus von der Kette los, um dadurch ihre Gunst zu gewinnen. Darum geschah es, daß die Wunderthiere ihm Verderben brachten und das Reich in Verwirrung stürzten. Pest und Empörung wütheten in den Ländern der Menschen; die Weisen flohen in einsame Felsenthäler, und die Thoren, die dem schwarzen Prinzen treu blieben, wußten sich nicht

zu helfen. Die Bösen aber wütheten in ungebundener Gewalt gegen ihn und gegen sich selbst. — Soviel Elend und Jammer hatte die Welt noch nie gesehen! — Da erbarmte sich endlich Asdin der Leiden der Menschen; er hüllte sich in den unsichtbaren Mantel, kam zu dem noch kranken Vetinga und brachte ihm die Frucht Selimetta, welche der Kaiser verzehrte. Sogleich kam der blaue Vogel durch die Luft in sein Gemach geflogen, und hielt die gefesselte gelbe Maus in dem goldenen Schnabel. Der Kaiser erwachte wie aus schweren Träumen und fühlte bald sich neu gestärkt zum kräftigen Leben. „Asdin, sprach er, versammele die Weisen wieder zu einem hohen Rathe; denn ich sehe aus den Schwingungen des blauen Vogels, daß die Zeit des schwarzen Prinzen vorbei ist.“ — Und alsbald wehten liebliche Lüfte und schwellten von Neuem die Segel der Schiffe, welche nach Doritis segelten. Und Vetinga-Tuli-Pra merkte, daß er geträumt hatte auf der Ueberfahrt über des Meeres Salila rauschenden Wogen.

XII.

Die Kunst politischer Lügen; nach Swift.

Whatshocks one part will edify the rest.
Pope.

Dem berühmten englischen Geistlichen, Dr. Jonathan Swift, verdankt die Welt viele Entdeckungen sowohl im Gebiete der Länder- und Völkerkunde, als in den politischen Wissenschaften, die er theils mit Erfindungen, theils durch neue Zusammenstellungen oder Systeme bereichert hat. Ohne diesen unermüdeten Forscher wäre das interessante Volk der sechs Zoll langen Liliputer den Gelehrten noch so unbekannt als das Innere von Afrika. Er gab den Europäern vollständige Auskunft über Sitten, Gebräuche, Staatsverfassung und Religion der Liliputer; schilderte den Hof, die Minister, das Militär, die Ordens-Institutionen und die Akademieen dieser civilisirten, zwey fingerlange Nation. Er war es auch, der zuerst die bisher geläugnete Existenz der Riesen außer Zweifel setzte, indem er die Reise nach Brobdingnag herausgab, worin sich die ausführlichste Beschreibung von Menschen findet, deren Mittelschlag die Höhe unserer Kirchthürme erreicht, daher eine Dame dieses Landes einen brittischen Unterthan von gewöhnlicher europäischer Länge in ihrem Busentuch verstecken konnte. Ferner bereicherte er die Ethno-

graphie mit Nachrichten von einer fliegenden Insel, deren Bewohner sich durch eine eigene schiefe Stellung des Kopfes auszeichnen, so daß die Augen nicht wie bei uns horizontal, sondern übereinander stehen, folglich das eine nach der Erde, das andere aber nach dem Himmel gerichtet ist. — Eben so merkwürdig und berühmt sind seine Entdeckungen im Gebiet der politischen Wissenschaften. Die Oeconomie politique hat er durch den Vorschlag bereichert, während einer Hungersnoth in Irland die Kinder armer Leute als Spannferkel zu essen. Seine „Kunst poetisch zu kriechen" wird noch heutiges Tages von Gelehrten und Journalisten geschätzt; er gilt als Autorität in diesem Fache. — Eine der nützlichsten Arbeiten dieses großen Mannes war jedoch und ist bis auf den heutigen Tag sein unsterbliches Werk, worin er ein vollständiges System der „Kunst politischer Lügen" aufstellt. Der unbedingt praktischen Brauchbarkeit dieses Werkes wegen, wäre zu wünschen, daß es als Handbuch sich in dem Arbeitszimmer jedes Politikers finden möchte; denn wirklich ist das Vergessen seiner Vorschriften allein Schuld, daß im Gebiete der Lügen gegenwärtig eine wahre Anarchie bemerkt wird. Jeder lügt in den Tag hinein, ohne sich weder um die Regeln der Kunst, noch um die guten Muster, noch um die natürlichen Vorsteher der Corporation der Lügen-Künstler zu bekümmern. Wir haben daher geglaubt, keine undankbare Arbeit zu übernehmen, indem wir einen gedrängten Auszug, wie solcher hier folget, aus dem trefflichen Swift'schen Werke bekannt machen.

Der Verfasser eröffnet seine Vorrede mit einigen sinnreichen Bemerkungen über den Ursprung der Künste und Wissenschaften. Jede Kunst, sagt er, bestand anfangs aus gewissen zerstreuten theoretischen Sätzen und praktischen Griffen, die von Hand zu Hand sich unter den Mei-

stern mittheilten und nur den Eingeweihten offenbart wurden. Dieß dauerte so lange, bis irgend ein großes Genie auftrat, welches das Zerstreute und Unzusammenhängende verband und in ein geordnetes System brachte. Die eben so nützliche als edle Kunst politischer Lüge befinde sich gegenwärtig in diesem Zustande. In dem letzten Jahrhundert wäre sie mit großen Entdeckungen bereichert worden, die man nicht, wie alten Kram, verworren durch einander liegen lassen dürfe; es sey endlich Zeit, dieser Kunst einen Platz in der Encyclopädie einzuräumen und namentlich in einer solchen, die bei der Erziehung eines geschickten Politikers als Leitfaden zu dienen bestimmt sey. Die Gelehrten hätten bisher diese Arbeit vernachläßiget, wahrscheinlich weil sie die Praxis der Theorie vorgezogen, und lieber selbst gelogen, als sich mit Untersuchung der Lüge abgegeben hätten. Der Verfasser schmeichelt sich, seinen Ruf für alle künftigen Jahrhunderte begründet zu haben, indem er zuerst ein so rühmliches, als nothwendiges Werk unternommen, wodurch die Kunst nun recht vollständig und für das gemeine Beste brauchbar geworden ist. Obgleich jedoch der Verfasser mit großem Aufwand von Zeit und Mühe sich dieser Untersuchung unterzogen, so fühle er doch, daß sein System leider noch manches zu wünschen übrig lasse. Er hofft indessen, man werde die etwa eingeschlichenen Fehler in einem ersten Versuche gefälligst entschuldigen, und ladet alle talentvollen Männer dieses Faches ein, ihm ihre Ideen mitzutheilen, falls sie neue Entdeckungen gemacht haben sollten. Er verspricht in dem Werke mit Lob und Ehre von ihnen zu reden, und dankbar ihres Beistands zu erwähnen.

Der erste Band dieses unübertrefflichen Werkes enthält eilf Capitel.

In dem ersten Capitel philosophirt der Verfasser über die Natur der Seele, und über die Eigenschaften,

wodurch sie für die Lüge empfänglich und zu derselben geschickt wird. Er nimmt an, daß die Seele aus einem Spiegel bestehe, der ein Plano-Cylinder sey, d. i. eine convexe Seite habe. Gott, der allmächtige, habe die ebene, der Teufel die andere rundgeschliffene Seite gemacht. Jene stelle die Gegenstände in ihrer natürlichen Beschaffenheit dar, so wie sie wirkich sind; während die cylindrische Seite, nach catoptrischen Regeln, die wahren Gegenstände falsch und die falschen als wahr sichtbar mache. Da der Cylinder einen größeren Umfang habe, als die Fläche, so nehme er auch eine größere Anzahl von sichtbaren Strahlen auf; daher man viel mehr Falsches als Wahres sehen könne. Auf dieser cylindrischen Seite müße die ganze Knnst und der Erfolg der politischen Lügen gesucht werden.

Sodann handelt der Verfasser von den Eigenschaften der Seele, z. B. von ihrer Neigung für das Boshafte und für das Wunderbare. Die Neignug zur Bosheit entspringt, nach ihm, aus der Eigenliebe, oder aus dem heimlichen Vergnügen, das wir empfinden, wenn uns Menschen vorkommen, die bösartiger, feiger, verächtlicher und unglücklicher sind als wir selbst. Die Liebe zum Wunderbaren erklärt er aus der Trägheit oder aus der Unfähigkeit der Seele, von alltäglichen oder gemeinen Dingen bewegt zu werden, und ein Vergnügen daran zu finden.

Das zweite Capitel untersucht die Natur der politischen Lüge, und gibt von ihr folgende Erklärung: Die politische Lüge ist die Kunst, das Volk zu übetzeugen, d. i. ihm einige heilsame Unwahrheiten glauben zu machen. Er nennt dieß eine Kunst, um sie von derjenigen Handlung zu unterscheiden, welche sich begnügt, die Wahrheit zu sagen, als wozu, wie es ihm scheint, gar keine Kunst nöthig sey. Diesen

Unterschied macht er jedoch nur in Absicht auf die Erfindung, dagegen er eingesteht, daß bei der Ausübung allerdings mehr Kunst dazu gehöre, das Volk von einer heilsamen Wahrheit zu überzeugen, als ihm Lügen aufzubürden. Sodann beweist er, daß es heilsame Lügen gibt, und führt zu dem Behuf Beispiele sowohl aus der ersten, als aus der zweiten englischen Revolution an. Er zeigt auf das bündigste, daß England unmöglich den Krieg so lange hätte fortsetzen können, ohne Hülfe und Unterstützung einer sehr großen Anzahl heilsamer Lügen. — In einer etwas weitläufigen Anmerkung handelt er von den schädlichen Wahrheiten. Eine solche sey es, wenn man z. B. dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lasse, als wodurch der Patriotismus geschwächt werde. Von der feindlichen Armee müsse man immer mit Herabsetzung sprechen: man versichert, die Mannschaft sey feig oder unbesonnen, die Gewehre seyen plump, das Pulver naß, der Zwiback ranzig und verdorben. In Beziehung auf den Feldherrn fordert die Politik, daß man ihn als ein Ungeheuer darstelle, an dem kein ehrliches Haar sey. Der Verfasser verräth sich hier gar zu sehr als Engländer. Mehr als Philosoph zeigt er sich, wenn er die Regeln angibt, wie man den Werth einer politischen heilsamen Lüge nach Thalern, Groschen, und Pfenningen berechnen könne. Daher verwirft er keine Lüge, außer die umsonst ist. Seine Bemerkungen über diesen Punkt verdienen eine Stelle in der Oekonomie politique. Er beweist auf das Klarste, daß zerrüttete Finanzen sich durch politische Lügen, die viel Geld werth sind, helfen können, wenn der Umsaz derselben im Großen getrieben wird.

Hierauf sucht der Verfasser dem Einwurfe der Moralisten zu begegnen, als müßten die heilsamen Lügen der Sittlichkeit schaden. — Durch das Wort heilsam,

wolle er nicht, was an und für sich und seinem Wesen nach gut sey, angedeutet wissen; sondern nur, was dem Künstler, d. i. demjenigen, der aus politischen Lügen ein Gewerbe mache, zu gute komme, und diesem daher als Rechtfertigung seines Verfahrens erscheine. Dieses Heilsame theilt er in drei Theile, in das Nützliche, das Angenehme und Rühmliche. Es gibt politische Lügen gemischter Natur, welche in gewisser Beziehung alle drei Eigenschaften in sich vereinigen. Für sich einzeln betrachtet, hat jede ihre besondere Sphäre: die nützlichen Lügen finden gewöhnlich auf der Börse Absatz; wer an Staatspapieren einige Procente verdienen will, muß einen Tag vorher die ganze Stadt anlügen, er darf selbst die Couriere nicht sparen.

Die angenehmen und rühmlichen Lügen sind mehr für die Parlamentssizungen und für den Hof. Dieser Lügen bedient man sich, je nach dem Interesse der Parteyen, zur Rechtfertigung befolgter Politik, oder zur Anklage der Feinde, oder um sich an Auswärtigen oder Einheimischen zu rächen. Das Angenehme dabei wird unmittelbar empfunden, für das Rühmliche sorgen die Partey-Tageblätter.

Solchergestalt beleuchtet er die einzelnen Bestimmungen seiner Difinition, und handelt sodann im dritten Capitel von der Zulassung und Legitimität der politischen Lügen, die er als durchaus erlaubt und rechtmäßig nachweist. In einer tiefsinnigen Untersuchung steigt er bis zu der Quelle der Rechte des Menschen hinab, und erforscht, in wie fern wir ein Recht haben, Wahrheit zu verlangen. Er gesteht ein, das Volk sey allerdings berechtigt zu erwarten, daß sein Nachbar ihm in Privatsachen die Wahrheit sage; daß im Hauswesen die Familienglieder sich nicht anlügen, daß der Hausvater nicht von Frau,

von Kindern und Dienstboten betrogen werde. Alles dieses leide keinen Zweifel. Daß aber dem Volke irgend eine Art von Recht auf politische Wahrheit zu komme, läugnet er schlechthin, indem die politische Lüge uralten, historischen Ursprungs sey, so alt nämlich als die Ungleichheit der Stände. Daher auch jeder Stand sich durch eigene herkömmliche Lügen unterscheide: — eine adeliche Lüge zeichne sich vor der bürgerlichen durch größere Feinheit und Unerschrockenheit aus, während die bürgerliche plump und ungeschliffen sey, und sich leicht durch Erröthen verrathe. Das Volk hat, nach dem Verfasser, so wenig Anspruch auf Wahrheit in Angelegenheiten der Regierung, als es große Landgüter oder freiherrliche Paläste verlangen kann.

Mit vielem Scharfsinn unterscheidet und bestimmt der Verfasser, welchen Antheil die Bürger nach ihren Fähigkeiten, ihrem Stande, ihren Würden und ihrem Gewerbe an gewissen Wahrheiten haben sollen. Einige Minister hätten sogar behaupten wollen, daß dem Könige nicht absolut das Recht zugestehe, von ihnen die Wahrheit zu erfahren, was der Verfasser jedoch bestreitet, und aus der Regierung der Elisabeth nachweist, daß kein Minister sich unterstehen durfte, die Königinn anzulügen. Der König stehe an der Spitze aller Hierarchie, und das Recht auf Wahrheit verhalte sich wie die Entfernungen von der Basis: je weiter nach unten, je geringer das Recht. Die Kinder haben gar kein Recht darauf; daher sie denn auch, in der Regel, nur in Dingen, die nicht wahr sind, unterrichtet werden. — Man muß gestehen, daß der Verfasser in dieser letztern Beziehung einige, wenigstens scheinbare Schwierigkeiten antrifft, in Betreff der Erklärung gewisser Stellen in der Schrift, und der dagegen vorgebrachten Einwendungen. Als ein Geistlicher behandelt er je-

doch diese Angelegenheit mit vieler Zartheit, und interessirt sich aufs wärmste auch für große Kinder oder kindische Gemüther, die man ungern durch aufrichtige Darstellung der Dinge, wie sie sind, in ihrer Behaglichkeit stört und kränkt.

Das vierte Capitel ist einzig der Untersuchung der Frage gewidmet, ob die Regierung allein das Recht habe politische Lügen unter ihrem Stempel in Cours zu setzen? Der Verfasser, ein eifriger Vertheidiger der englischen Freiheit, ist für die Verneinung der Frage, und beantwortet mit vielem Geist und vieler Feinheit die Einwürfe derjenigen, welche für die Bejahung stimmen. Da die englische Regierung, sagt er, das demokratische Prinzip als einem Zusatz in sich aufgenommen habe, so wohne das Recht, politische Lügen zu erfinden und zu verbreiten, zum Theil im Volke, das daher auch in den letzteren Jahren, durch seine hartnäckige Anhänglichkeit an dieses kostbare Privilegium sich ausgezeichnet, und bewiesen habe, es werde sich dasselbe nie rauben lassen. Es geschieht sehr oft, fährt er fort, daß dem Volke, um einen verhaßten Minister oder ein lästiges Ministerium zu stürzen, kein anderes Mittel übrig bleibt, als die Ausübung dieses unstreitbaren Rechts. Der Ueberfluß politischer Lügen sey ein sicheres Zeichen der englischen Freiheit. Da die Minister sich derselben bisweilen, zur Befestigung ihres Ansehens, bedienen, so sey es billig, dem Volke dieselben Waffen zuzugestehen, damit es sich vertheidigen und das Gleichgewicht erhalten könne. — Der Verfasser ist jedoch so billig einzusehen, daß in absoluten Monarchieen die veränderten Verhältnisse auch ein anderes Recht begründen, und hier die politischen Lügen nur ein Privilegium des aristokratischen Princips seyn dürfen; das Volk müße sich mit den von den Mini-

stern octrogirten Lügen begnügen, es dürfe nie an ihnen zweifeln, sondern hätte darauf zu sehen, daß sie in ihrer Reinheit auf Kinder und Kindes-Kinder forterben. Wo aber die repräsentative Verfassung eingeführt sey, da könne man der Kammer der Gemeinden das Recht der politischen Lügen nicht nehmen. Daher sich auch geschickte Volksfreunde auf diese Kunst bereits gelegt und sie, besonders bei Anklagen der Finanz-Minister, mit Glück ausgeübt hätten. Dort, wo man solche Lügen-Künstler etwa auslacht oder verspottet, sey man offenbar für die Freiheit noch nicht reif.

Im fünften Capitel theilt unser Autor die politischen Lügen in verschiedene Klassen und Ordnungen ein. Zugleich gibt er Vorschriften, wie sie zu erfinden, wie zu verbreiten und zu vervielfältigen wären. — Den Anfang machen die Gerüchte, die heimlichen Zuflüsterungen, Neuigkeiten und Schmähschriften, wodurch der Ruf derjenigen geschmählert wird, welche im Amte stehen und die Autorität in Händen haben. In seltenen Fällen könnten auch Männer im Amte sich dieser Waffen bedienen. Er widerlegt die gemeine Meinung, als ob es nur eine Art dieser Lügen gäbe, und als ob alle zu den Verläumdungen gehören müßten; er zeigt vielmehr, daß wirklich drei Arten vorhanden wären, die verläumdende Lüge nämlich, die zusetzende und die übertragende. Die zusetzende Lüge leihe einer vornehmen Person einen größeren Ruhm, als ihr zukomme. Wenn man sich derselben bediene, so bewahre man stets eine geheime Absicht im Hintergrunde, suche aber zugleich, (was das eigene dieser Art ist), der Person, der man etwas zulegt, den Erfinder kenntlich zu machen, um ihr Gelegenheit zur Dankbarkeit zu geben. — Durch die verläumdende oder anschwärzende Lüge wolle man dagegen einem vornehmen Cavalier etwas von

seinem wohlverdienten Ruhme rauben, aus Besorgniß, daß er zu mächtig werden, und sein Ansehen zum Nachtheil des Publikums mißbrauchen könnte. Hier müße sich der Erfinder sorgfältig verbergen.

Die übertragende Lüge besteht darin, daß man das Verdienst einer guten Handlung einem Manne abnimmt, und es einem Andern zulegt. Diese Lüge theilt sich in zwei Unterarten: durch die eine will man den also bereicherten loben, durch die andern tadeln, und dieß bewirkt man, wenn das übertragene Verdienst weit unter der Würde des Mannes ist, dem man es zulegt. Ist z. B. einer Familie eine Banknote von einem Pfund Sterling zugeschickt worden, so sagt man, irgend ein Prinz habe diese Großmuth ausgeübt. — Man kann auch durch übertragende Lügen die Schuld einer That auf einen andern wälzen. In Fällen des öffentlichen Unglücks, z. B. werde ein geübter Künstler sich dadurch um vornehme Herren sehr verdient machen. Er kann sie nämlich rein waschen, indem er einem fernen, oder noch besser, todten Feinde Alles Böse aufbürdet. Ist ein solcher Feind nicht gleich zu finden, so erdichtet man ihn; man spricht z. B. von geheimen Verschwörungen, die so weit um sich greifen, daß sie allein alle Sorgen verschlingen, und keine Zeit übrig lassen, sich um das allgemeine Beste zu bekümmern.

Der Verfasser gibt mehrere Beispiele von allen drei Arten von Lügen, handelt aber am ausführlichsten von den übertragenden. Welche Wirkung, sagt er, kann man sich nicht von ihnen versprechen, wenn man den Muth, die guten Sitten und die Weisheit eines Menschen auf einen andern, oder die Tugenden mehrerer, auf einen Einzigen aufhäuft! Dadurch läßt sich eine unbedeutende Person in einen Helden verwandeln. Man raubt einem Manne,

der einen Sieg erfochten, den Ruhm, und legt ihn einem andern bei, der von der Schlacht weit weg war. Man kann das Heil der Republik, die Wiederherstellung der Ordnung, Leuten zuschreiben, die nichts dafür gethan haben. Am feinsten wird die Lüge, und zeigt von wahrem Genie, wenn man eine Person als Wiederhersteller der Ordnung preist, wo eigentlich gar keine Ordnung zu finden ist: hier überträgt man den Ruhm aus dem Reiche der Möglichkeit in das der Wirklichkeit, — zur großen Bequemlichkeit der gerühmten Person. Diese Art von übertragender Lüge ist nahe mit der zusetzenden verwandt, und oft schwer von ihr zu unterscheiden.

Der Autor ermahnt alle ausgezeichneten Praktiker, sich in der großen Kunst übertragender Lügen zu üben. Sie wird ihnen ein treffliches Mittel seyn, sich Einfluß zu erwerben; alle Welt wird sie suchen, jeder von ihnen Gerühmte wird dabei interessirt seyn, sie in Ansehen zu erhalten, indem ihre Lügen die einzigen Stützen des eigenen Ruhmes sind. Einen Künstler dieser Art wird man nie sinken lassen. — In Fällen, wo wirklich eine gute oder große That verübt worden, wird ihre Aufgabe nicht schwer zu lösen seyn; denn die Thatsache selbst ist außer Zweifel, es bedarf also weiter nichts, als daß man einen Urheber vorschiebt. Das Volk, dem die Ursachen der Dinge gewöhnlich ein Geheimniß sind, ist leichtgläubig, und wenn man ihm sagt, dieser oder jener habe so großes gethan, so erhebt es ihn gern bis zu den Wolken, weil ihm dies ein angenehmes Schauspiel ist, besonders wenn zugleich Schinken und Wein ausgetheilt werden, und der Polichinel nicht fehlt. — Ist aber nichts geschehen, so bedarf es schöpferischer Kunst, um durch übertragende Lügen einen Chapeau zu Ehren zu bringen. Ein gewißer Grad von Unverschämtheit kann hier jedoch den Mangel an Ge-

nie ersetzen. Man erklärt die erste beste nichtsbedeutende Begebenheit für ein großes glückliches Ereigniß, und erzählt dann, wem die Welt es zu danken habe. Zugleich spart man die verläumdenden Lügen nicht, um Diejenigen außer Credit zu setzen, welche etwa die Sache ins wahre Licht stellen könnten. Alles wird hier darauf ankommen, den Bestand der Lüge als mit Religion und Moral unauflöslich verbunden darzustellen, wodurch alle Ungläubigen als gottlose und unsittliche Leute im Voraus widerlegt sind.

Sodann giebt der Verfasser Anleitung zu den zusetzenden Lügen. Er räth hier zur Vorsicht. Legt man einem Mann einen Ruhm bei, der ihm nicht zukommt, so ist es nöthig, die Lüge so einzurichten, daß sie dem bekannten Charakter der Person nicht widerspreche. Ein politischer Lügner, der in der Kunst nur einigermaßen geübt ist, würde z. B. von einer Gesellschaft von Protestanten oder Liberalen nicht sagen, daß der König von Frankreich ihr beigewohnt habe, oder daß er, nach dem Muster der Königin Elisabeth, seinen Unterthanen das Uebermaß der Taxen erlassen habe; er wird auch nicht erzählen, daß der Kaiser seinen Truppen einen zweimonatlichen Sold vorgeschoßen habe; noch daß die Holländer, in dem spanischen Erbfolgekriege in die Kasse der Alliirten mehr als ihren Antheil gezahlt hätten. Er wird nicht von ein und derselben Person behaupten, daß sie eine Freude an Soldaten hätte, und zugleich für die öffentliche Freiheit sehr besorgt sey. — Alle diese und mehrere Beispiele führt der Verfasser aus seiner Zeit an. Wir hätten gewünscht, sie durch neuere ersetzen zu können; aber wir müssen bemerken, daß in unserer Zeit die politischen Lügen ganz aus der Mode gekommen sind, — was übrigens der geneigte Leser uns nicht etwa für eine neue Lüge

auslegen, sondern vielmehr bedenken wird, daß im Jahrhundert des Swift man allenfalls spaßen durfte, während heutzutage die Leute, die keinen Spaß verstehen, gar zu ansehnlich sind. — Wir berichten also nur treu und ehrlich, was unser Autor lehrt. Man solle, meint er, einem bekannten Atheisten nicht nachsagen, daß er eine Stütze der Kirche wäre, — es sey denn, der Mann wäre etwa ein Jesuit. Von einem ausschweifenden Manne solle man nicht erzählen, daß er damit umgehe, die Sitten zu verbessern; man könnte sonst, statt ihm zu dienen, ihn vielmehr compromittiren, indem die Behauptung für Ironie ausgelegt werden möchte. Einem unwissenden, frivolen Herrn solle man nicht Liebe zu den Wissenschaften nachsagen, und dergleichen. Sey es aber schlechthin nothwendig, einer Person unverdiente Ehre beizulegen, so hätte man sich nur zu hüten, gar zu sehr über die Schnur zu hauen, d. h. man dürfe ihm die gute Eigenschaft nicht in ihrem höchsten Grade andichten. Handelt sich's z. B. von einem Geizigen, den man als großmüthig schildern soll, so erzähle man nicht, daß er auf einmal 30,000 Pfund Sterling weggeschenkt habe. Jedermann weiß, daß er dessen nicht fähig ist; man spreche von 20 oder 30 Schillingen, — dies ist hinreichend. Oder ist die Rede von einem Manne, der in dem Ruf der Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter steht, so sage man nicht, daß er einem Armen den Dienst belohnt habe, welchen ihm dieser vor dreißig Jahren geleistet habe. Die Sache wäre nicht wahrscheinlich. Wohl aber kann man die Nachricht verbreiten, daß er sich erkenntlich gegen einen Mann gezeigt habe, der ihm drei oder viermal nützlich gewesen, und im Stande ist, ihm ferner wesentliche Gefälligkeiten zu erweisen. Auf solche Art wird die Lüge Glauben finden. — Redet ihr von einem Menschen, sagt der Verfasser, dessen Muth verdächtig ist, so macht nicht gleich

einen Kriegsgott aus ihm, der mit der Schnelligkeit des Blitzes in den Feind eindringt und ganze Schwadronen vor sich herjagt; sondern erzählt von ihm, er hätte am Tage der Schlacht, in einer Entfernung, wo die feindlichen Kanonen ihn wohl hätten erreichen können, ganz ruhig, auf dem Pferde sitzend, ein Schnittchen Schinken gegessen und ein Glas Madera dazu getrunken; oder bemerkt von ihm, er sey ein Hitzkopf und unverträglich, im Streit werfe er seinem Gegner, mir nichts dir nichts, eine Flasche an den Kopf. — Will der Feige selbst, ohne Gefahr, sich in den Ruf des Muthes bringen, so suche er auf dem Schlachtfelde einen bereits getödteten feindlichen Offizier, lade ihn auf den Rücken, trage ihn ins freundliche Lager, und erzähle dann: „Dieser Colonel focht wie ein Löwe mit mir; ich mußte alle Besonnenheit und Geschicklichkeit gegen ihn aufbieten; doch endlich huldigte er seinem Meister, und sterbend rief er mir die unvergeßlichen Worte zu: Ihr habt den Teufel im Leibe!" — Da die Todten selten oder nie sprechen, so ist man vor Widerlegung gesichert. Der berühmte Falstaph kann in dieser Art Lügen als unsterbliches Muster dienen. In neueren Zeiten hat ein Recensent der Jana'er Literaturzeitung in die Kunst zu pfuschen versucht, indem er übernahm, den bekannten Hudson Lowe als einen Trefflichen zu schildern, und zum Beweise anführte, er, der Recensent, hätte von deutschen Offizieren viel Gutes von diesem Irländer gehört. Da jene deutschen Offiziere alle in dem lezten Feldzuge geblieben sind, so wäre in so fern die Lüge ganz kunstmäßig; weil aber der Recensent zugleich versichert, es sey Napoleon, der sich pöbelhaft gegen Sir Hudson betragen, so thut er selbst seiner Glaubwürdigkeit den größten Schaden; denn darüber können Lebende sprechen.

Alle hier angeführten Regeln gelten nicht minder bei den Verläumdungslügen. Man soll auch die ehren-

rührige Nachrede dem Charakter der Person anpassen. So wird man einem Helden Feigheit nicht Schuld geben, oder gemäßigte Männer nicht für blutdürstende erklären; wohl aber kann man von Leuten, die sich ihrer Haut wehren, und, um nicht selbst gespießt zu werden, andere todt schlagen, ohne Gefahr behaupten, daß sie mit beispielloser Unmenschlichkeit wehrlose Feinde unter den schauderhaftesten Martern getödtet hätten. Besonderes Glück wird diese poetische Schilderung in Zeiten machen, wo Grausamkeiten gegen wehrlose Feinde, ihrer Seltenheit wegen, allgemeinen Abscheu erregen; daher der Gebrauch solcher Gemälde mehr für civilisirte, als barbarische Völker berechnet seyn muß. — Von einem aufrichtigen Minister, dessen Herzensreinheit bekannt ist, könne nicht wohl erzählt werden, er habe sich in eine Intrike zum Verderben seines Vaterlandes eingelassen; mit einiger Wahrscheinlichkeit aber ließe sich kecklich behaupten, er stehe in Verbindung mit einer gewißen schönen Dame. — Männern, die sich auf das stärkste für Ordnung und Recht ausgesprochen haben, werde man nicht wohl nachsagen dürfen, daß ihnen die Ordnung ein Gräuel sey; wohl aber könne man zu verstehen geben, sie hätten sich durch Correspondenz mit geheimen Verschwörern stark compromittirt; denn obgleich eins wie das andere falsch ist, so spricht doch die Offenkundigkeit gegen die erste Behauptung, während die letztere, die sich auf Heimlichkeiten stützt, nicht widerlegt werden kann; daher die Lüge um so besser ist.

Der Verfasser wendet sich an alle edlen Praktiker seiner großen Kunst, und ladet sie ein, auf seine Vorschriften zu achten, sie genau zu befolgen. Nur weil man in der letzten Zeit häufig davon abgewichen sey, hätten die besten und nützlichsten Lügen wenig Glauben gefunden, und wären wohl gar verspottet worden, was ein guter Künstler ärger als die Pest fürchten solle.

Das sechste Capitel ist dem Wunderbaren gewidmet. Der Verfasser versteht darunter Alles, was die gewöhnlichen Grade der Wahrscheinlichkeit übersteigt. In Beziehung auf das Volk theilt sich das Wunderbare in schreckende und in ermuthigende Wunder. Beide Arten rühmt der Verfasser, als ungemein nützlich; doch müße man sie nur bei schicklicher Gelegenheit gebrauchen. Die Lügen der schreckenden Art haben ihre besondern Regeln, deren erste darin besteht, dem Volke nicht gar zu oft die furchtbaren Dinge vorzuhalten, es wird sonst damit vertraut, und fürchtet sie am Ende nicht mehr. Er erzählt, es sey zu seiner Zeit schlechterdings nothwendig gewesen, das englische Volk wenigstens einmal im Jahre mit dem Könige von Frankreich und dem Prätendenten zu schrecken. Sodann aber hätte man diesen Bären für die folgenden 12 Monate wieder an die Kette legen müssen. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf Befolgung dieser nothwendigen Regel gewendet, der Leichtsinn im Gebrauch des Schreckens bei der unbedeutendsten Gelegenheit, habe in der neuesten Zeit es dahin gebracht, daß das Volk zuletzt die Ankunft jener beide Feinde nicht mehr gefürchtet hätte. Es gibt günstige und ungünstige Zeiten für Verbreitung des Schreckens. So raube der Tod eines Tyrannen den Künstlern die schöne Gelegenheit, die Völker mit der Gefahr, unter Tyranney zu gerathen, in Angst zu setzen; dann müße man sich durch eine Erfindung zu helfen suchen, und etwa eine allgemeine Verschwörung in die Scene bringen. Doch sey es rathsamer mit solchen Erfindungen zu wechseln, in dem die Monotonie der Glaubwürdigkeit schade.

Für die ermuthigenden wundervollen Lügen gibt der Verfasser folgende Regeln: Sie dürfen, sagt er, die Wahrscheinlichkeit nicht allzusehr übersteigen,

und auch mit ihnen muß ein angenehmer Wechsel vorgenommen, nicht hartnäckig bei ein und derselben beharrt werden. Große Versprechungen oder Verkündigungen gewißer Ereigniße gehören hieher, und die Regel für sie ist, den Zeitpunkt der Erfüllung nicht allzunahe anzusetzen, sondern ihn, wo möglich unbestimmt zu lassen. Denn, zeigte sich in Kurzem, daß das Versprechen oder die Verkündigung nicht eintreffe, so setze der Künstler sich der Schande und Verwirrung aus, da ihm jedermann die Unwahrheit nachweisen könne.

Nach diesen Vorschriften untersucht der Verfasser eine zu seiner Zeit sehr beliebte, und wirklich vortrefflich erfundene Lüge, welche den Erfindern die Eroberung von Frankreich als nahe bevorstehend ankündigte; sie erhielt sich zwanzig Jahre lang im vollen Glanze, zum Ruhm der Nation, fiel aber endlich, weil die Erfinder auf ihren Loorbeeren ausruhen wollten, und zu träge waren, als sie anfing zu veralten, sie durch neue Dichtungen zu ersezen.

Die Zeitungsschreiber sündigen vielfältig gegen diese Regeln! So hätten sie im spanischen Erbfolgekriege häufig die Niederlage der Franzosen verkündet, und sich dadurch lächerlich gemacht. Ein französischer Künstler habe das Ding besser verstanden, und nach einem Siege der Engländer gesagt: „Ihr könnt das Land erobern, aber damit ist noch nicht aller Tage Abend!“ — was unläugbar gewesen wäre und der Phantasie einen weiten Spielraum eröffnet habe. Von einem andern Zeitungsschreiber wird erzählt, er habe sich in der Verheißung gefallen, die Türken würden mit Hülfe des Schwedenkönigs nächstens einen großen Sieg erfechten. Dieses „Nächstens“ ließe sich nach den Regeln der Pseudologie noch allenfalls vertheidigen, indem der Begriff unbestimmt und relativ sey.

Aber der Zeitungsschreiber habe zugleich die Weisheit der hohen türkischen Staatsbeamten gerühmt, und dadurch gegen die erste Regel der zusetzenden Lügen gesündigt, indem die Weisheit dem Charakter der türkischen Baschа's und Aga's nicht angemessen sey.

Der Verfasser spricht auch von erdichteten eigentlichen Wundern, die zu dieser Art von Lügen gehören. Er rechnet dahin große Wallfische, welche Bote mit allen darin befindlichen Menschen verschlucken; Cometen, die sich der Erde so sehr nahen, daß sie mit ihrem Schweife mehrere Vorstädte einer feindlichen Hauptstadt plötzlich in Asche verwandeln; Erdbeben in Amerika, wodurch alle Freunde der Freiheit mit Hab und Gut verschüttet werden. Diese Wunder zählt er zu den natürlichen; er will aber auch die übernatürlichen nicht übersehen wissen, nämlich solche, welche nach den Naturgesetzen schlechterdings unmöglich wären, gleichwohl durch Wirkung einer außerhalb der Natur wohnenden Macht, als wirklich geglaubt werden könnten. Der Verfasser verwirft diese Wunder-Lügen keinesweges und zeigt aus dem Beispiel der Johanna d' Arc, daß sie sehr nüzlich werden können. Doch räth er, nur einen höchst vorsichtigen Gebrauch davon zu machen, die Wahrscheinlichkeit dabei nie aus den Augen zu setzen und auf Zeit und Ort einige Rücksicht zu nehmen. So solle man den Wallfischen nur eine billige Größe geben, den Cometen höchstens erlauben, einige wenig bekannte Inseln der Südsee zu zerstören, und die Erdbeben nicht mit der Politik in Beziehung bringen. Denselben Rath ertheilt er den Künstlern, welche mit übernatürlichen Wundern beschäftigt sind. Er hätte, sagt er, unlängst von einem solchen Wunderthäter gelesen, daß er alle Krankheiten durch Auflegen der Hände und durch inbrünstiges Gebet heilen könne. Dabei wäre erzählt worden, daß eine kleine buck-

lige Frau zu dem Manne aufs Zimmer gegangen, und nachdem er eine halbe Stunde gebetet, wäre sie als schlanke Dame wieder herausgekommen. Oder es hätte sich ein andermal ein Grenadier, dem beide Augen ausgeschossen, an den Wunderthäter gewendet; dieser habe ihm zwey Glasaugen eingesetzt, drei Tage und drei Nächte inbrünstig in griechischer oder hebräischer Sprache zum Himmel gefleht, und am vierten Tage sey der Grenadier vollkommen sehend auf die Hauptwache gekommen, und hätte bei der Compagnie seine Stelle als Flügelmann wieder angetreten. Diese Lügen erklärt der Verfasser, wie billig, für ungeschickt erfunden, und gibt Anleitung für diejenigen Künstler, welche sich mit dieser Gattung zu befassen geneigt sind. Wenn man, sagt er, dergleichen Wunder in Umlauf bringen will, so ist zuförderst nöthig, einen großen politischen Zweck dabei im Auge zu haben. Die Jesuiten z. B., die sich irgendwo einnisten möchten, würden nicht übel thun, einen in Wunderthaten geübten Mann vorauszuschicken. Sodann sollten sie einige gesunde Leute überreden, sich krank zu stellen, und diese, wohl abgerichtet, auf andern Wegen ihm zusenden. Die Leute müssen dann thun, als ob sie von dem Wündermann nichts wissen; sie lassen sich von andern seine Thaten erzählen. Nur mit Mühe entschließen sie sich, nach langer Ueberredung sich an den Bethäler zu wenden; sie stellen sich ungläubig, erzählen wie viel Aerzte sie schon vergeblich gebraucht hätten, und wollen nur noch einen, wiewohl wenig versprechenden Versuch wagen. So kommen die Lahmen, Blinden und Contracten zu dem Wunderdoctor; er betet 15, 20 bis 60 Minuten, und siehe da! der Lahme kann tanzen, der Blinde sehen, und der Contracte fechten; welches freilich nicht schwer ist, da die Krankheit nur vorgegeben war, was aber das gemeine Volk nicht weiß, und selbst die Vornehmen nicht glauben. — Für Zeitungs-

schreiber, welche von den verübten Wundern berichten wollen, ertheilt der Verfasser eigene Vorschriften. Die obigen Geschichten von der buckligen Frau und dem Grenadier verwirft er, als aller Wahrscheinlichkeit beraubt. Handelt sich's darum, einem Stummen die Sprache wieder zu geben, so erzähle man, daß dieses Wunder sich bei dem Bedienten eines durchreisenden türkischen Gesandten zugetragen habe. Niemand werde dem ottomanischen hohen Staatsbeamten nachfahren, und wäre es auch, die Unbekanntschaft mit der Sprache würde das Nachforschen erschweren. Ueberhaupt sey es eine allgemeine Regel, alles Unglaubliche nur von Türken und andern Barbaren zu erzählen, mit denen Europa in keinem öffentlichen Verkehr stehe. — Soll oder will man ein Wunder von einer Frau erzählen, so lasse man die lang unfruchtbare Gattin eines ehrlichen Mannes sich an den betenden Arzt wenden, und man berichte, daß dieser sich nur wenige Stunden der Nacht mit der Frau im Gebet berathen habe; gleichwohl habe der ehrliche Bürgersmann nach neun Monaten ein gesundes Knäblein taufen lassen. Mutter und Kind befinden sich wohl. Dies könne jedermann glauben, und würde dem Wunderthäter vielen Zulauf verschaffen.

Das siebente Capitel ist gänzlich und allein der Untersuchung gewidmet, ob die Wighs oder die Tory's, die Liberalen oder die Ultra, geschickter in der Kunst politischer Lügen, oder in der Pseudologie wären. Swift gesteht, daß bald die Lügen der einen, bald die der andern Partey in größerem Ansehen ständen und mehr Glauben fänden; erkennt aber mit lobenswürdiger Unparteylichkeit an, daß beide große Genies aufzuweisen hätten. Wenn die eine oder die andere Faktion in ihren Lügen nicht glücklich wäre, so hätte sie es nur dem Umstande

zuzuschreiben, daß sie gar zuviel schlechte Waare in kurzer Zeit absetzen wolle. Es ist nicht das schicklichste Mittel, sagt er, das Volk gläubig zu machen, wenn man ihm eine zu große Portion auf einmal zu verschlucken gibt. Zuviel Würmer an der Angel schrecken die Fische ab. — Hat eine Partey den Credit verloren, so schlägt er vor, ein System zu befolgen, das uns ein wenig chimärisch zu seyn, und mit der in allen übrigen Theilen des Werks offenbarten practischen Besonnenheit des Verfassers nicht übereinzustimmen scheint. Er räth nämlich, daß eine Partey, welche ihre Glaubwürdigkeit wieder herstellen will, mit ihren Mitgliedern übereinkomme, während drei Monate in allem, was sie sage und drucken lasse, sich streng an die Wahrheit zu halten, und sich durch keine noch so glänzende und siegreiche Lüge des Gegners zu Unwahrheiten verführen zu lassen. Der Vortheil, meint er, müsse groß und unberechenbar seyn, denn nach drei Monaten des Zwanges, habe man volle Freiheit, sechs Monate lang die schönsten und reinsten Lügen, in denen kein wahres Wort sey, in Umlauf zu bringen. Der Verfasser, der mit Schwung und Wärme von den Vortheilen dieser Methode spricht, gesteht jedoch zu gleicher Zeit ein, daß es fast unmöglich sey, Leute zu finden, welche, mit dem Talent der Lüge begabt, im Stande wären, es so lange ungeübt ruhen zu lassen. — Gegen Ende des Capitels ereifert er sich gegen den Unverstand und die Unvorsichtigkeit der Parteyen, welche Leute unter sich als Staatsmänner dulden und beim Umsatz der Lügen anstellen, die zu den niedrigsten Menschen gehören, von der Politik nicht mehr als die Krebse verstehen, und in Erfindung und Einkleidung, selbst der kleinsten Lüge, als ungeschickte Bursche sich verrathen, indem sie durch Plumpheit und Kriecherei die einem Lügner von Ton so nöthige Feinheit und den gebildeten Anstand zu ersetzen suchen. Zu diesen Leuten

zählt er den größten Theil der Zeitungsschreiber und Journalisten, deren ganzes Verdienst im guten Willen zu lügen bestehe, die aber von den Regeln der höhern Pseudologie durchaus keine Ahnung hätten, und daher dem Amte, zu dem sie berufen sind, nicht gewachsen wären. In England, sagt er, wird diesem Uebel einigermaßen dadadurch abgeholfen, daß von beiden Seiten oft gleich platte Lügen vorgebracht würden, die sich dann einander das Gleichgewicht halten. Sollte aber einmal eine Partey, nach oben angebrachtem Vorschlag, eine Zeitlang auf Seite der Wahrheit übertreten, oder sollte in andern Ländern das Lügen in ein Monopol ausarten, so würde man sehen, daß die edle Kunst zum gemeinsten Handwercke herabsinke und alles Genie von den Künstlern weiche. Der Verfasser nimmt hierbei Anlaß von den Vorzügen seines Vaterlandes zu sprechen, wo die Verfassung die politischen Lügen als Gemeingut aller Parteyen beschütze. Er erlaubt sich dabei einige Anspielungen, die wir, wie billig, unterdrücken.

Nachdem der Verfasser, in Schilderung der Pfuscher der Kunst, seiner Galle Luft gemacht, versäumt er nicht, seine Huldigung einigen außerordentlichen Genies zu bringen, welche in den letzten Zeiten auf den Schauplatz getreten wären, und sowohl in Aufstellung neuer Lügentheorien, als in der Praxis durch die glänzendsten Talente sich ausgezeichnet hätten. Er zeigt sie den jungen Leuten von Stande als Muster, und ermahnt sie, die Arbeiten dieser Männer zu studieren und blindlings ihrem Beispiele zu folgen, was ihnen mehr Ehre bringen würde, als wenn sie sich mit der Fuchsjagd, dem Wettrennen oder dem Kutschen mit vier Pferden von Bock ausschließend beschäftigen. Er räth jungen hoffnungsvollen Künstlern, sich gänzlich dem Dienste des Vaterlands, und demselben alle ihre Talente zu widmen.

Das achte Capitel enthält den Vorschlag zur Stiftung einer Akademie der lügenden Wissenschaften, in welcher alle kleinen Gesellschaften der Lügner in eine große Körperschaft vereint würden, der die Oberaufsicht und Censur über alle im Lande verbreiteten Lügen zustehe. Der Verfasser stellt über die Organisation dieser Akademie sehr sinnreiche Bemerkungen auf, und will sie auf durchaus liberalen Gründsätzen gegründet wissen. So verlangt er, daß die Häupter aller Parteyen in dieselbe berufen, und so auch Männer aus allen Ständen und Gewerben darin aufgenommen werden. Nur darauf hätte man zu sehen, daß jeder Candidat, außer den Proben des Talents der Erfindung, auch Beweise abgelegt habe, daß er wisse, wie Convenienz, Glaubwürdigkeit und Wahrscheinlichkeit bei Einkleidung und Verbreitung der Lügen möglichst zu schonen wären. Die Akademie erhalte einen Präsidenten und einen beständigen Secretaire, welcher letztere ein guter Stylist seyn müsse. Keine Lüge soll in Umlauf gesetzt werden, außer sie sey von den Akademikern gut geheißen; denn diese wären im Stande am besten zu beurtheilen, welche Lüge den vorhandenen Verhältnissen zusage, welche Art und welche Gattung gerade bei dieser oder jener Gelegenheit am nützlichsten sey, und in welchem Zustande der Gläubigkeit sich in einer gegebenen Zeit das Volk befinden möchte.

Außer den ordentlichen Mitgliedern sollen correspondirende ernannt, und bei der Wahl derselben auf vielversprechende Genies Rücksicht genommen werden, welche man in ziemlicher Anzahl in der Stadt und besonders in den politischen Kaffeehäusern finden wird, als z. B. Reisende, Neuigkeitskrämer, schöne Geister, Fuchsjäger, Pferdehändler, alte Seemänner, und Invaliden jeder Art.

Keine Gesellschaft ähnlicher Art soll im Lande, ohne Bewilligung der Akademie, errichtet werden.

Wenn die Akademie ihre Sitzungen hält, so beschäftigt sie sich mit Prüfung der vorgeschlagenen Lügen. Zu diesem Behufe wird der Präsident dafür sorgen, daß im Vorzimmer stets eine Anzahl solcher Leute sich finde, welche einen großen Reichthum von Leichtgläubigkeit besitzen, geduldig anhören, was man ihnen sagt, und alles für baare Münze nehmen. Diese Art Leute, die man auch wohl Fliegenschlucker nennt, sollen in dem englischen Clima nicht selten seyn; der Verfasser behauptet, daß sie in den Städten wimmeln und wie Pilze aus der Erde schießen. Hat die Akademie eine vorgetragene Lüge ihrer Censur unterworfen, und findet sie dieselbe zuläßig, so begibt sich eines der Mitglieder in das Vorzimmer und erzählt sie den anwesenden Fliegenschluckern. Beissen sie an, bemerckt man nicht das leiseste Zeichen eines Zweifels, so ist alles gewonnen und zugleich für die Verbreitung gesorgt, denn Niemand wird mit mehr Anmuth und Sicherheit die Lügen in Umlauf bringen, als wer selbst an sie glaubt.

Die Gesellschaft müsse sich's zum Gesetz machen, täglich eine Lüge, bisweilen auch zwei zu erfinden. Bei der Wahl der Gattungen habe sie auf Jahrs-Zeit und Wetter zu sehen; denn z. B. die Schrecklügen thun im November und Dezember gute Wirkung und oft Wunder, während sie im Mai und Juni gar nichts machen, außer wenn der Wind stark aus Osten bläst. — In jeder Sitzung darf von nichts als von Lügen gesprochen werden, bei nahmhafter Geldstrafe, welche das dagegen fehlende Mitglied zu entrichten hat.

Bemerkt man, daß ein Mitglied, während der Sitzung erröthet, so muß er für unwürdig erklärt und ausgeschlossen werden. Zu dem Behuf muß die Akademie einen derben Schweizer in Dienst haben, um nöthigen Falls das unwürdige Mitglied zu packen.

Die Akademie müße ferner eine Anzahl Spione bey Hofe und in andern öffentlichen Orten unterhalten, damit sie mit dem nöthigen Stoffe oder der Unterlage zu den Fabrikaten sich reichlich versehen könne. Denn keine Lüge werde ohne allen Zusatz von Wahrheit bestehen. Es sey also nöthig zu wissen, was bei Hofe und in großen Häusern vorfalle und gesprochen werde, um daran die Erfindung anzuknüpfen. Eben so würde eine ausgebreitete Correspondenz mit allen Theilen der Welt nicht zu entbehren seyn. Bisweilen sey es nöthig, die Lüge von weitem her zu verschreiben, um ihr die volle Wirkung zu geben; oder man wünsche auch, daß zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten ein und dieselbe Erfindung verbreitet werde, was nie verfehlen würde, die Lüge in großen Credit zu setzen.

Außer den Lügen, welche öffentlich abgesetzt werden, gibt es andere, die nur unter der Hand, und wispernd von Ohr zu Ohr umlaufen. Auch diese dürfen nicht ihrem eigenen Schicksal überlaßen werden. Ein eigenes Comitè direkteur aus den geschicktesten Akademikern gebildet, ist ihnen vorzusetzen. Ihr Hauptgeschäft wird darin bestehen, dem guten Rufe ehrlicher Leute irgend etwas anzuhängen, durch wohlersonnene, aber nur im Vertrauen mitgetheilte Anekdoten, und vorzüglich große Männer, durch Nachrichten aus ihrer Garderobe möglichst in die Gemeinheit herabzuziehen.

Der Verfasser erlaubt sich hier eine Abschweifung und verbreitet sich in ein großes Lob der damals in England herrschenden Partey der Wighs. Er rühmt ihre Geschicklichkeit, ihre tiefe Kenntniß in allen Lügenkünsten, und besonders reißt ihn ihre Gewandtheit, im Gebrauch der sogenannten Probelügen, zur Bewunderung hin. Eine Probelüge ist dasselbe, was die Probeschüße bei der Ar-

tillerie sind, wenn man ein neues Gewehr prüfen will. Diese Lüge wird auf gut Glück losgelassen, um die Leichtgläubigkeit der Zuhörer auf die Probe zu setzen. Eine solche Probelüge sey oft absichtlich stark geladen; denn, platzt sie nicht, d. h. merkt das Volk nichts, so ist dieß eine Bürgschaft, daß man ihm viel bieten könne. Es werden mehrere Beispiele angezeigt, welche außerordentliche Wirkung die Probelügen bei den Parlamentswahlen gehabt. Der Verfasser rühmt besonders die Feinheit in Erfindung und das Apropos in Verbreitung derselben. Es sey den Gegnern fast unmöglich gewesen, der Partey hinter die Schliche zu kommen. Dadurch hätte gerade diese ihre Ueberlegenheit behauptet; denn plump in den Tag hineinzulügen, so daß das Manöver der ganzen Welt offenbar werde, sey freilich keine Kunst, sondern verrathe eine niedrige Gesinnung und große Ungeschicklichkeit. Dieß sey der Grund, warum alle großen Männer die handgreiflichen Lügen nicht als eine eigene Gattung zugelassen, sondern als falschen Ton in der Harmonie der Composition behandelt hätten.

Gegen Ende des Capitels warnt der Verfasser die Parteyhäupter, doch ja nicht selbst an ihre eigenen Lügen zu glauben. Diese Schwäche werde bei einigen, übrigens talentvollen Männern bemerkt; ja man habe sogar erlebt, daß die weise Partey einer aufgeklärten Nation ihre Angelegenheiten und ihre Politik nach Lügen der eigenen Erfindung geordnet habe. Der Verfasser schreibt dieses einem übertriebenen Eifer, einer zu großen Lebhaftigkeit in Ausübung der Kunst zu. Man erhitze sich im Gespräch, in den Conferenzen, in den Debatten; man stelle als wahr und wirklich dar, was man wünsche, daß erst geschehen möge, oder man lüge sich selbst an, in der Verzweifelung den Gegner täuschen zu können. Fast alle Parteyen hät-

ten sich in dieses Labyrinth irgend einmal verirrt, aber jederzeit auch die unglücklichen Folgen davon empfunden. So hätten die Anhänger der Stuarts lange Zeit sich nur selbst betrogen; in neuern Zeiten aber schienen die Whigs ihnen in dem Selbstbetrügen den Rang ablaufen zu wollen. Die Neigung, an eigene Lügen zu glauben, sey ursprünglich aus der Lügentheorie der Damen in die Politik übertragen worden; dort wäre sie natürlich und eine Waffe der Schwäche, hier aber unschicklich und gemein. Eine allgemeine Regel verbietet, die Grenzen verwandter Kunst in einanderlaufen zu lassen.

Endlich fügt der Verfasser diesem Capitel einen Lügen-Kalender bei, in welchem angegeben ist, welche Lügen für jede Jahrszeit die schicklichsten sind.

Das neunte Capitel handelt von der Schnelligkeit und Dauer der Lügen. Die Geschwindigkeit, womit sich oft gewiße Lügen verbreiten, grenzt, nach dem Verfasser, an das Unglaubliche. Er führt mehrere Beispiele an, wo sie große Landesstrecken in kürzerer Zeit durchliefen, als die besten Postpferde zu thun im Stande wären. Man möchte glauben, daß sie durch Telegraphen, wie sie im griechischen Reiche *) eingeführt waren, befördert werden. Besonders schnellen Umlauf haben die schreckenden Lügen: sie machen mehr als zehn englische Meilen in einer Stunde; doch geben ihnen die ermuthigenden Lügen nichts nach, übertreffen sie wohl gar in einigen Ländern. Dagegen die Zuflüsterungen, die man sich ins Ohr sagt, sich nur auf einen kleinen Umkreis beschränken, wenn nicht etwa eine geheime Correspondenz ihr zu Hülfe kommt.

*) Die Telegraphen sind keine neue Erfindung, sondern waren im Byzantinischen Reiche bekannt, wie Gibbon nachweist.

welche letztere aber bisher fast ausschließend nur zum Behuf der synchronistischen Lügen, d. i. solcher, die zugleich an mehreren entfernten Orten verbreitet werden, in Anwendung gebracht sey.

Was die Dauer der Lügen betreffe, so wäre sie sehr verschieden und gäbe es von allen Arten. Sie dauerten Stunden, Tage, Jahre, ja ganze Jahrhunderte. Einige politische Lügen hätten kein längeres Leben als die Insekten, die unter dem Namen der Tagthierchen bekannt sind. Die großen Künstler wissen genau zu berechnen, wie lange eine Lüge sich erhalten kann, um darnach das Gelingen ihrer Absichten abzumessen. Es sey oft zum Verwundern, mit welcher Sicherheit geübte Artisten dieß anzugeben wüßten; sie könnten die Stunde, die Minute voraussagen, wenn einer Lüge die Seele ausfahre, d. h. wenn Niemand mehr daran glaube. Einige Doktrinen und politische Systeme sähen solchergestalt ihrem nahen Tode entgegen; andere stützten sich auf hundertjährige Lügen, zu denen täglich neue hinzukommen, so daß sie fast für immer gesichert zu seyn schienen, was der Kraft und Geschicklichkeit des menschlichen Geistes allerdings zur Ehre gereiche.

In dem neunten Capitel werden die charakteristischen Zeichen angegeben, aus denen man den Ursprung einer Lüge entdecken könne, und zwar wann und wo sie erfunden worden. Der Verfasser läßt sich hier in ein großes Detail ein, um den Leser in den Stand zu setzen, eine englische Lüge, sogleich von einer französischen oder deutschen zu unterscheiden. Er behauptet die englischen zeichneten sich durch eine gewisse Solidität, in Absicht auf wirklichen Nutzen aus; den französischen wäre eine angenehme Form nicht abzusprechen; die deutschen röchen etwas nach Mystik und wären meistens plump gearbeitet, daher

sie in England und Frankreich wenig Beifall fänden. — Von den in London fabrizirten Lügen will der Verfasser, wie er fast prahlend sich rühmt, sogleich unterscheiden, ob sie in der Gegend der Börse, in der Nähe des Parlaments, des Hofes, oder in dem Hotel des marokanischen Gesandten geschmiedet wären; — andere Diplomaten hätten sich bis jetzt nicht mit dieser Arbeit befaßt. Es gehöre viel Scharfsinn und geübte Urtheilskraft dazu, die ministeriellen von den Oppositions-Lügen zu unterscheiden; im Gewicht wären sie oft gleich, nur im Gepräge bemerke ein feiner Takt eine leise abweichende Schattirung. Doch hätten alle wahrhaft großen Genies ihren eigenen Stempel, den blos nachahmende Talente nicht leicht zu copiren verstünden. Der Verfasser versichert, sein Gefühl sey hierein so geübt und sicher, daß wenn er indiscret seyn wollte, kein vornehmer Artist die Stirne haben würde, sich als Autor der Lüge zu verleugnen. Er liebe aber die Ruhe zu sehr, um von seiner Kenntniß einen gefährlichen Gebrauch zu machen.

Oft sey es möglich, eine Lüge gleich im ersten Augenblick zu erkennen. Wenn z. B. ein vornehmer Herr einem Geringen schmeichelt und ihm große Versprechungen macht, wenn er diesem die Hand auf die Schulter legt, ihn umarmt, ans Herz drückt, oder sich tief verbeugt wo er ihm begegnet, so seyen dieß eben soviel Zeichen, daß der Vornehme mit Ausübung der Kunst beschäftigt sey. Nur Gimpel ließen sich dadurch täuschen. Folgten gar oft wiederholte Schwüre nach, so sey die Pseudologie in voller Wirksamkeit.

Das eifte Capitel widmet der Verfasser ausschließend der Prüfung und Beantwortung einer einzigen Frage, nämlich: ob eine Lüge besser durch eine Wahrheit, oder durch eine andere Lüge widerlegt werde. Er versteigt sich hier fast bis zur Metaphysik,

und sucht aus der cylindrischen Form der einen Seite der Seele zu beweisen, daß alle Menschen eine große Neigung zum Lügen hätten, und daß mit den Fortschritten der Civilisation, diese Neigung sich immer stärker ausbilde, ja daß vielleicht ein großer Theil dessen, was man Civilisation nennt, gar nicht ohne fortgesetzte Lüge bestehen könne. Um nicht als ein Nackender mit Leuten zu fechten, die sich durch den Panzer der Lüge gleichsam fest gemacht hätten, könne man, wolle man anders bei Ehren und Ansehen bleiben, der Lügen kaum entbehren. Daher sey er der Meinung, daß eine Lüge am besten durch eine andere Lüge widerlegt werde. Wenn z. B. jemand erzählte, daß der König von Spanien, Philipp V. sich erboten habe, die protestantische Religion anzunehmen, falls die Engländer die Partey des Erzherzogs (nachherigen Kaiser Carl VI.) verlassen, und mit den Bourbons eine Allianz schließen wollten: so würde es wenig nützen, dieser Lüge die Wahrheit entgegenzusetzen; wohl aber würde man den Lügner verwirren, wenn man behauptet, es sey nicht von der protestantischen, sondern von der griechischen Religion die Rede, und Philipp V. hätte sich erboten, das griechische Kaiserthum wiederherzustellen. Den ersten Lügner setze die Keckheit dieser neuen Lüge in Erstaunen, und das Volk merke bald, daß die eine Nachricht so falsch als die andere ist. Oder, es werde erzählt, daß der König von Frankreich Ludwig XIV. mit England einen Vertrag geschlossen habe, die Sclaverey in England wieder einzuführen; dann sey es am besten zu erwiedern: man wäre genau von der Sache unterrichtet, der Tractat wäre wirklich dem Abschluße nahe gewesen, ehe aber der englische Gesandte in Paris unterzeichnete, habe er Depeschen aus Constantinopel erhalten, denen zu Folge die ganze europäische Politik sich verändere, und folglich der Vertrag mit Frankreich nicht mehr zweckmäßig wäre. Ein einziger Artikel,

die Auswechselung der Gefangenen betreffend, sey beibehalten worden. — Der Verfasser gibt zum Schluß Anweisung zu doppelten und dreifachen Gegenlügen, welche aber, der Moral wegen, nur in sehr seltnen Fällen zulässig wären.

Von dem andern Theile dieses wichtigen Werks, welcher von der höhern Pseudologie handelt, soll ein andermal Nachricht gegeben werden.

Inhalt.

Vorrede.

Seite.

I. Miscellen über Welt und Zeit . . . . 1.
II. Vertraute Briefe . . . . . 79.
III. Ueber die spanische Contre-Revolution . 100.
IV. Die politische Reform und die neuen Interessen 123.
V. Ueber aristokratisches und demokratisches Prinzip. (Als Commentar einer Aeusserung des Freiherrn v. Gagern.) . . . . . 183.
VI. Vertheidigung gegen eine Anklage von Seiten des Herrn von Blittersdorf, betreffend einen in den politischen Annalen abgedruckten Aufsatz, die Diplomaten betittelt . . 198.
VII. Graf von Bismark's Feldherr . . . . 230.
VIII. Ueber Obscurantismus und Mittelmäßigkeit 239.
IX. Merkwürdigkeiten aus fernen Ländern und Zeiten 254.
X. Probe einer deutschen Bearbeitung des Candide 266.
XI. Der blaue Vogel und die gelbe Maus . 275.
XII. Die Kunst politischer Lügen, nach Swift 281.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite. 9.	Zeile 13.	v. u.	statt gebiert l. gebührt.
— 23.	— 6.	v. u.	— gefülls l. Gefühls.
— 25.	— 11.	v. u.	— Schutzwähren l. Schutzwehren.
— 38.	— 7.	v. o.	— des l. das.
— 41.	— 10.	v. o.	— dem verworrenen l. das verworrene.
— —	— 15.	v. o.	— einem l. einen.
— —	— 2.	v. u.	— hielt l. hält.
— 44.	— 9.	v. o.	— insoliren l. isoliren.
— 47.	— 5.	v. u.	— schleidern l. schleudern.
— 51.	— 9.	v. u.	— vorschreien l. verschreien.
— 59.	— 3.	v. u.	— verächtlig l. verächtlich.
— 66.	— 14.	v. o.	— schillt l. schilt.
— 67.	— 4.	v. u.	ist, nach zankten, sich zu setzen.
— 71.	— 13.	v. u.	statt den Ursachen l. der Ursache.
— 74.	— 2.	v. o.	— müsige l. müßige.
— 75.	— 12.	v. u.	— Thiere l. Thieren.
— 77.	— 1.	v. o.	— Hobbas l. Hobbes.
— 79.	— 12.	v. u.	— waum l. warum.
— 81.	— 15.	v. o.	statt wird l. werde.
— 94.	— 8.	v. u.	— letzte l. letztere,
— 98.	— 12.	v. u.	— keine l. keinn.
— 105.	— 14.	v. u.	— Mißvertrauen l. Mißtrauen.
— 106.	— 3.	v. u.	st. Wiedereinführung l. Wiedereinführung
— 107.	— 15.	v. u.	— Gewerbsfleiß l. Gewerbfleiß.
— 109.	— 9.	v. u.	— o daß l. „daß.
— 117.	— 8.	v. o.	statt Verleiern l. Vorleiern.
— —	— 10.	v. o.	— gesteiert l. gesteuert.
— 121.	— 11.	v. o.	— ist das Komma nach Männer wegzustreichen.
— 122.	— 8.	v. u.	— monarschische l. monarchische.
— 123.	— 3.	v. u.	— des l. der.
— 131.	— 18.	v. o.	— wann l. wenn.
	6.	v. u.	— mußte l. mußten.
— 134.	— 11.	v. u.	— durfte l. dürfte.
	9.	o. u.	— ihm abgeholfen l. befriedigt.

Seite.

— 143. — 10. v. u. — von Beſtz l. des Beſitzes.
— 145. — 14. v. o. — Repräſentanten l. Repräſentant.
4. v. u. — ſoll l. ſo ſoll.
— 148. — 8. v. o. — Kaſſen-Intereſſen l. Kaſten-Intereſſen
— 148. — 8. v. o. — ligitimen l. legitimen.
9. v. u. — wiſſentlichen l. wiſſenſchaftlichen.
— 152. — 2. v. u. — und auf den folgenden Seiten iſt jeder Zeit Maccabäus zu ſetzen.
— 154. — 3. v. o. — nach bindet ein?
17. v. o. iſt nach Federn das Komma wegzuſtreichen.
— 160. — 16. v. u. l. nach gehorchen, hatten.
— 166. — 12. v. o. ſtatt Levius l. Livius.
16. v. o. — wurde l. werde.
— 167. — 4. v. o. — reich l. reichs.
— 168. — 10. v. u. — iſt dieß, einmal auszuſtreichen.
— 170. — 10. v. o. — wird l. wir.
— 171. — 12. v. o. — ohnmächtiger l. unmächtiger.
— 185. — 11. v. o. — federaliſtiſche l. föderaliſtiſche.
— 187. — 1. v. o. — ausſpieſenden l. ausſpießenden.
— 188. — 14. v. o. — Nachläſigkeit l. Nachläßigkeit.
— 189. — 15. v. u. — beabſichten l. beabſichtigen.
4. v. u. — beabſichtet l. beabſichtiget.
— 190. — 7. v. o. — einen l. einem.
9. v. o. — die l. der.
— 201. — 6. v. o. — unſtreitbarer l. unbeſtreitbarer.
— 207. — 16. v. u. — das l. daß.
— 217. — 2. v. u. nach wollen ein?
— 223. — 4. v. u. ſtatt einen in l. einen Redefigur in.
— 225. — 10. v. o. — ſtatt eine auf die ander l. einer auf den andern.
— 234. — 6. v. o. — im l. ein.
— 255. — 1. v. u. — Saus l. aus.
— 256. — 1. v. u. — aus l. auf.
— 270. — 11. v. o. — den l. des.

Anhang.

Bericht von einigen vorzüglich interessanten Werken, welche in jeder guten Bibliothek, Lesegesellschaft und Leihbibliothek anzutreffen, anfangs dieses Jahrs die Presse verlassen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um beigesezte Preise zu haben sind:

Historische, politische und militärische

Denkwürdigkeiten

über die

Revolution

des

Königreichs Neapel

in den Jahren 1820 und 1821

und über

die Ursachen, welche solche herbeigeführt haben;

mit

größtentheils noch ungedruckten Belegen

und

einer Karte.

Von dem

General Carrascosa;

vormaligem neapolitanischem Kriegsminister

Aus dem französischen gr. 8. broschirt

(Preis 3 fl. oder 1 Thlr. 18 sächs).

In diesem Werk wird endlich der Schleyer gelüftet, der bisher sowohl über der schnellen Entstehung als auch der eben so schnellen Dämpfung der

lag. Schon haben mehrere öffentliche Blätter über dieses wichtige Werk mit großem Lobe gesprochen und demselben mit Recht eine ausgezeichnete Stelle in unserer Zeit und Staatengeschichte angewiesen, wie es sich von einem solchen Verfasser, der in der wichtigsten Periode das Portefeuille des Kriegsministeriums hatte, nicht anders erwarten läßt. Von der größten Wichtigkeit ist es: für jeden Staatsmann, denn freimüthig und wahr hat der Verfasser die großen Mißgriffe der Regierung aufgedeckt, wodurch solche selbst die Revolution herbeigeführt, aber eben so wahr und kräftig beleuchtet derselbe auch die Irrthümer und Schwächen in welche die kurze konstitutionelle Regierung hierauf verfiel; für jeden gebildeten Offizier, denn der Verfasser theilt seine, als Obergeneral angeordneten Vertheidigungsanstalten mit, ebenso ist der ganze Kriegsschauplatz auf einer dem Werke beigegebenen Karte enthalten; — das Werk zerfällt in drei Theile der erste enthält summarisch die fünfjährige Periode zwischen dem Monat Mai 1815. Epoche der Restauration, bis zum 5ten Juli 1820. dem Tag der Veränderung der Constitution; der zweite ist eine ausführliche Erzählung der zweiten Periode bis zum 7ten Februar 1821 wo man in Neapel die Gewißheit eines auswärtigen Angriffs erlangte, gewidmet; in dem dritten Theil endlich erhält das Publikum eine ausführliche Beschreibung der dritten Periode bis zum März 1821 Zeitpunkt der Rückkehr von Neapel.

Denkwürdigkeiten
des
Obersten Voutier
über
den gegenwärtigen Krieg der Griechen
aus dem Französischen übersezt
mit einem Vorwort
von
Dr. Schott.

Mit den Bildnissen von Colocotroni, Maurokordato, Ypsilanti, Kapitain Georg und einem griechischen Soldaten, gr. 8. broschirt 2 fl. 42 kr. oder Thlr. 12 ggr.

Die Anstrengungen der Griechen, sich dem schimpflichen Joche der Barbarei zu entwinden, und der Schau-

platz ihrer Siege über die Zwingherrn und Unterdrücker, die Feinde der Christenheit und aller Civilisation, hat seit drei Jahren die Augen der Welt zu sehr auf sich gezogen, als daß ein ungeschminckter und wahrhafter Bericht dessen, was sich von dem ersten Ausbruche des Krieges an, bis auf die neueste Zeit daselbst ereignete, aus dem Munde eines Augenzeugen und Mitkämpfers nicht eine willkommene Gabe für diejenigen seyn sollte, welche auch nur einigen Antheil an den Schicksalen der Söhne Sparta's und Athens genommen haben.

Herr Boutier nemlich, einer der ersten, die dem bedrängten Volke aus fremden Landen zu Hülfe geeilt, und dessen Verdienste um dasselbe von der griechischen Regierung mit gerechter Anerkennung gewürdigt worden sind, hat seine Erfahrungen in Memoiren niedergelegt, welche erst mit dem Schluß des Jahrs 1823. in Paris die Preße verlassen haben.

Was er berichtet, ist in keinen öffentlichen Blättern, ist noch in keinem Werke verzeichnet; was er gesehen hat, erzählt er mit gewissenhafter Treue und er verhehlt selbst die Schwächen und Fehler derjenigen nicht, denen er das Wort redet.

Selbst denen, die nach angenehmer Unterhaltung trachten wird Herr Boutier genügen. Er trägt die Thatsachen vor, in der Reihe, wie sie sich begeben haben, und man erfährt neben dem Berichte über die gelieferten Schlachten, die Beweggründe des Aufstands, erhält eine vollständige Uebersicht der Revolution im Allgemeinen, und eine Charakteristik der Männer, die zu dem großen Werke mitgewirkt haben, nicht weniger werden die nach der Natur gezeichneten und also wohlgetroffenen

Bildnisse der Hauptpersonen

mitgetheilt. Auch sind anziehende örtliche Beschreibungen und Darstellungen von Sitten und Gebräuchen mit lebendiger Wahrheit eingemischt und aus dem Leben gegriffene Anekdoten würzen hier und da das Ganze.

Geschichte
des
Feldzugs gegen Rußland
im Jahr 1812.
von M.
Frei aus dem Französischen und mit Anmerkungen versehen.
von
F. v. Kausler,
Hauptmann im Königl. Würtemb. General-Quartiermeisterstab.
Mit einem Plan der Schlacht an der Moskwa und mehren Charten.

2. Bände gr. 8. broschirt Preiß 5 fl. 24 kr. od. 3 Thlr. sächs.

Statt jeder Empfehlung dieses Werckes ist es hinreichend einen Auszug der Beurtheilung zu geben welche in Nro I. des Bulletin général et universel des nouvelles scientifiques einem der ersten französischen kritischen Journale enthalten ist das in der militärischen Abtheilung einen Mathieu-Dumas Roche-Aymon, Marion, Ferusac, Poumet und Koch zu Mitarbeiter hat. Dort heißt es unter andrem:

Die Geschichte des russischen Feldzugs, von einem Augenzeugen nach authentischen Quellen geschildert, und mit belehrenden Noten über die Kriegskunst vermehrt, darf unter die Zahl der besten militärischen Werke gesetzt werden.

Der Weg den der Verfasser in dem historischen einschlägt, ist einfach und wahr; nachdem er alle Armeecorps in Bewegung gesetzt und sie bis auf das russische Gebiet begleitet hat, giebt er sich besonders mit dem Theile der französischen Armee ab, welche Napoleon in Person befehligte: wenn dieser Halt macht, nimmt er den Faden der Operationen der übrigen Corps wieder auf. Er giebt seine Meinung über die verschiedenen Bewegungen und macht Betrachtungen über die neue Methode der Franzosen den Krieg zu führen, und über die Schwierigkeit diese in Rußland anzuwenden.

Man findet hier nicht blos eine trockene Beschreibung militärischer Bewegungen, sondern eine vollständige Geschichte der Unternehmung nach Rußland. Insbesondere ist der Theil der europäischen Politik, welcher auf dieses große Ereigniß Bezug hat, vorzüglich behandelt.

F

Yez